



Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1887.

Achter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des achten Bandes.

Der Fährmann am Kanadian.

Roman in drei Abtheilungen

von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dadurch, daß das Vordertheil des Bootes nach dem Ufer heraufgezogen worden war, hatte es eine so feste Lage gewonnen, daß selbst Wiedehopf's Last, als er einstieg, um das angesammelte Wasser auszuschaufeln, keine Wirkung auf den elenden Seelenverkäufer ausübte. Jockeyklamm beobachtete es mit Befriedigung. Sorglos plauderte er zu dem Gefährten, während dieser das löffelartige Geräth langsam und bedächtig handhabte, bis er keinen Tropfen mehr zu fassen vermochte. Zum Schluß legte er das Sitzbrett ungefähr in der Mitte quer über die beiden Bootsränder, worauf er Jockeyklamm rieth, einzusteigen. Dieser leistete ungesäumt Folge, nahm aber erst Platz, nachdem er sich durch einige ungestüme Bewegungen von der Festigkeit des unscheinbaren Balkens überzeugt hatte. Den Korb mit den Fischen stellte Wiedehopf vor ihn hin, und mit beiden Fäusten den Rand des Vordertheils packend, schob er das Boot so weit vom Ufer ab, bis das Wasser beinah in

seine langen Stiefel hineinlief. Dort hielt er an, und Jockeyklamm vor unvorsichtigen Bewegungen warnend, stieg er ein. Jetzt erst gerieth der wasserschwere Block in's Schwanken, und zwar in einer Weise, daß Jockeyklamm einen Ausruf des Schreckens nicht zu unterdrücken vermochte. Er beruhigte sich indessen, sobald Wiedehopf, mit leichter Mühe das Gleichgewicht herstellend, sich in die Spitze des Bootes gleichsam eingeklemmt hatte und mit regelmäßigem Ruderschlag in stetiger Fahrt zwischen den beiden Schilfwänden hindurch dem offenen Wasser zusteuerte.

Um diese Zeit war die Sonne bereits untergegangen und schneller, als bei klarem Himmel, begannen die ersten Dämmerungsschatten sich bemerklich zu machen. Zugleich erwachte eine leichte Brise, geheimnißvoll lispelnd zwischen Binsen, Schilf und Rohr, träumerisch spielend mit den Mummelblättern, die oft Sekunden lang aufrecht standen, als hätten sie die beiden Männer in dem Boot etwas genauer betrachten wollen. Auch die Kibitze waren wieder da und offenbarten ihren Mißmuth über die neue Störung durch schrille Rufe. Wie Stößer wiederholten sie hin und wieder ihre dumpf sausenden Scheinangriffe.

Endlich glitt das Boot in's Freie hinaus, aber langsam, sehr langsam, vor sich die lichtgrüne Binsendecke theilend, hinter sich eine schmale Fährte zurücklassend. Mit beiden Händen an das Brett festgeklammert, saß Jockeyklamm, das Bild eines gekrümmten hinfälligen Greises. Die letzte Probe jugendlicher Anmuth war aus seinem Aeußeren gewichen. Er wußte nicht, woher es kam, aber eine Angst hatte ihn ergriffen, von der er sich keine Rechen-

schaft abzulegen wußte. Sei es nun, daß die melancholische Beleuchtung dazu beitrug, oder seine Phantasie ihm einen losen Streich spielte, genug, Wiedehopf kam ihm plötzlich ganz verändert vor. So starren Antlitzes hatte er ihn noch nie gesehen; und dann die Fischaugen, die so gräßlich ausdruckslos zu ihm herüberstierten, und deren Blick er trotzdem bis in sein halbvertrocknetes Mark hinein zu fühlen meinte. Und warum sprach er nicht? Weshalb schraubte er die Mundwinkel so weit nach den Wangen hinauf und tauchte er das kurze Schaufelruder bald rechts, bald links von sich so leicht in die trüben Fluthen, als hätte er ihnen nur schmeicheln wollen? Nein, das war kein Mensch mehr, das war ein Gespenst, ein Höllengeist, in dessen Gehirn der Wahnsinn spukte. Grausen bemächtigte sich des alten Spielerveteranen. Er wollte ein Gespräch anknüpfen, und er, der noch nie in seinem Leben um Redestoff in Verlegenheit gerieth, jetzt wußte er nicht, womit am geeignetsten beginnen, um das vor ihm sitzende unheimliche Menschengebilde nicht feindselig zu erregen. Da entsann er sich, daß beim Verlassen der Schilfeinfassung der Wachtelkönig hinter ihm auf dem jenseitigen Ufer schnarrte, und jetzt unterschied er seine Stimme plötzlich auf der rechten Seite. Verstört sah er um sich und dann wieder zaghaft in die seltsam grötheten Fischaugen.

„Wir sind wohl von der richtigen Bahn abgewichen, mein lieber Wiedehopf?“ fragte er förmlich zärtlich, nachdem er sich überzeugt hatte, daß nach Beschreibung eines kurzen Bogens das Fahrzeug den Weiher der Länge nach mit kaum wahrnehmbarer Bewegung durchschnitt.

Wiedehopf schien die Frage nicht gehört zu haben oder besann sich auf eine Antwort; denn erst nach einer längeren Pause, die Jockeyklamm wie eine Ewigkeit dünkte, sprach er in zitterndem Fistelton: „Wir rudern dahin, wo der Weiher am tiefsten ist."

Jockeyklamm erbebte bis in sein verrottetes Herz hinein; schwärzer erschienen Haar und Bart im Gegensatz zu der erbleichenden welken Haut. Er bezweifelte kaum noch, daß er der Willkür eines Wahnwitzigen preisgegeben. Rathlos sah er um sich. Der graue Cylinder saß jetzt wie festgeschmiedet. Da streifte sein Blick zwei Mummelblätter, die, von der Brise aufgerichtet, ein Weilchen mit ihr kämpften, bevor sie niederklappten. Die Aehnlichkeit mit winkenden Händen war zu groß, um durch den Anblick nicht unheimlich berührt zu werden. Und dazu das häßliche: „Schnarten-dart," welches genau so klang, als hätte eine Geisterstimme aus der Tiefe gerufen: „Jockey-Klamm — Jockey-Klamm."

Entsetzt suchte er Wiedehopf's Augen. Ja, da waren sie. Seitdem er sie außer Acht ließ, hatten sie still gestanden; sie schielten nur ein wenig mehr.

„Mein lieber Wiedehopf," hob er gleichsam kosend an, „ich möchte Ihnen einen Vorschlag zur Güte machen."

Wiedehopf nickte schwerfällig, wie der Porzellangötze im Zimmer seines Gebieters, dessen versteckte Triebkraft im Begriff, zu erlahmen.

„Wir sind jetzt da, wo der See am tiefsten ist," fügte er eintönig hinzu, indem er das Schaufelruder einzog und vor sich quer über das Boot legte.

„Was sollen wir länger einander feindlich gegenüberstehen?" fuhr Jockeyklamm zärtlich fort. „Ich habe mir die Sache überlegt. Ihren Brief gebe ich Ihnen auf alle Fälle zurück."

„Das reicht nicht," zwängte es sich zwischen den breiten Lippen Wiedehopf's hervor, und das wachsende Grauen des alten Spielers gewahrend, sprach er nach kurzem Sinnen weiter: „Haben Sie Ihr Taschenbuch bei sich?"

„Hier ist es," lautete die bereitwillig ertheilte Antwort, und gleich darauf hielt Jockeyklamm das Buch in den zitternden Händen.

„So nehmen Sie Ihren Bleistift und schreiben Sie auf ein reines Blatt." Dann, nachdem Jockeyklamm das offene Buch auf die Kniee gelegt hatte: „Ich bescheinige hiermit, daß der Kammerdiener Wiedehopf stets befleißigt gewesen ist, alles Unheil, welches je von anderer Seite gegen ein Mitglied der Familie von Scherben geplant wurde und so weit es zu seiner Kenntniß gelangte, treu und redlich zu bekämpfen. Ich betheure dies, um Mißverständnissen vorzubeugen, die aus zweideutigen, offenbar gefälschten Briefen hervorgehen könnten."

Er säumte, bis Jockeyklamm das letzte Wort niedergeschrieben hatte, und fuhr fort: „Jetzt Ihre Namensunterschrift und das vier Tage zurückliegende Datum."

Pünktlich leistete Jockeyklamm Folge. Er hätte seinen Hals dem Henker verschrieben, wäre er dadurch auf festen Boden versetzt worden. Und was galten schließlich Versprechungen, die ihm in der Todesangst abgerungen worden? Nicht mehr als ein vom Winde entführtes welkes Blatt.

beiden Armen umschlungen, sogar in dem grauen Leinwandkittel sich festgebissen. Ein kurzer Kampf folgte, ein stummes, erbittertes Ringen auf Leben und Tod. Das vielfache Uebergewicht der Kräfte war auf Seiten Wiedehopf's. Es wurde indessen dadurch ausgeglichen, daß er gezwungen war, die Lage des Bootes zu überwachen, wogegen Jockeyklamm in seiner Todesangst keine andere Regung mehr kannte, als zu halten, was er einmal gepackt hatte. Es waren keine Menschen mehr, die da mit einander rangen, sondern zwei Teufel, die mit grauenhaft verzerrten fahlen Gesichtern ihre fürchterlichen Blicke einer in des anderen aus ihren Höhlen quellende Augen bohrten.

„Wiedehopf," ächzte der alte Spieler, ohne die in die Leinwand verbissenen Zähne zu öffnen, „Wiedehopf, noch ist es nicht zu spät — es kann noch Alles gut werden —"

Er verstummte vor der Feindseligkeit, die ihm nunmehr plötzlich aus den unheimlichen Fischaugen entgegenfunkelte. Als er aber entdeckte, daß die rechte Faust des Gegners das kurze Ruder hob, offenbar in der Absicht, ihn durch Stöße auf den Kopf zu betäuben, warf er, um denselben auszuweichen, sich herum, dadurch das Gleichgewicht des Bootes in einer Weise störend, daß es nicht mehr zurückgewonnen werden konnte. Wie der Seufzer eines Riesen klang es, indem das elende Fahrzeug in seiner ganzen Breite Wasser schöpfte. Wohl versuchte Wiedehopf nunmehr, es wieder aufzurichten, und mit ganzer Kraft arbeitete er, indem er Jockeyklamm röchelnd beschwor, von ihm abzulassen, wenn ihm sein eigenes Leben lieb sei; allein eher hätte er die immer wieder auf sie einsausenden Kibitze

in ihrem Fluge gehemmt, bevor der alte Spieler, von tödtlichem Entsetzen befangen, auf seine Vorstellungen gehört und auch nur einen Finger gelockert hätte. Es gelang ihm zwar unter beinah übermenschlicher Anstrengung, dem Boot seine gerade Lage zurückzugeben, doch nur auf Sekunden, und der bis fast an den Rand gefüllte wasserschwere Block zog Alles hinab. Abermals erfolgte jenes unheimliche Schlürfen. Ein doppelter, jeder Beschreibung spottender Todesschrei zitterte über den Weiher hin und erstickte gurgelnd. Wo eben die beiden erbitterten Gegner hartnäckig mit einander rangen, da wallten die Fluthen mehrfach auf, als ob der Kampf in der Tiefe fortgesetzt, oder die unauflöslich vereinigten Körper durch die letzten krampfhaften Bewegungen noch einmal bis beinah an die Oberfläche emporgehoben worden wären. Dann ebnete sich das Wasser. Eine Schnur Luftblasen tauchte auf, um alsbald zu platzen. Kleinere Blasensträußchen folgten. Man hätte sie für giftige Gase halten können, von dem fauligen Morast entsendet, um die Umgebung des Weihers zu verpesten. Mehrere todte Fische, ursprünglich zum heiter belebten Abendessen bestimmt, bezeichneten etwas länger die Kampfesstätte zweier ebenbürtiger Verbrecher. Weiter abwärts schwamm ein grauer Cylinderhut. Der Zufall hatte es gefügt, daß er auf die Krämpe zu stehen gekommen war und mit derselben auf dem Wasserspiegel sich gleichsam festsaugte. Indem die sanfte Brise ihn langsam von dannen trieb und er zuweilen an schwimmendem Blattwerk strandete, wippte er lächerlich nach allen Richtungen. Es rief den Eindruck hervor, als wäre der lustige alte Jockey-

klamm, dieser Allerweltskerl, auf dem Boden des Weihers spazieren gegangen.

Um diese Zeit war Dämmerung eingetreten, sich schneller zur Dunkelheit verdichtend. Die Brise verstärkte sich. Geheimnißvoll flüsterte und erzählte sie zwischen den Blättern der Zitterpappeln, zwischen Schilf und Rohr. Hier hob sie ein Mummelblatt, dort eins. In der unbestimmten Beleuchtung erhöhte sich deren Aehnlichkeit mit großen und kleinen Händen. Die Kibitze hatten sich zur Ruhe begeben. Der Wachtelkönig war dagegen unermüdlich. „Jockey-Klamm, Jockey-Klamm," schnarrte er grämlich über den Weiher hin. Dann wieder: „Wiede-hopf, Wiedehopf." Doch um die zu ermuntern, hätte er mit den Posaunen des jüngsten Gerichts ausgestattet sein müssen. Eine Bruchschnepfe, die sogenannte Himmelsziege, ließ sich mit eigenthümlichem, durch den Schlag der Schwingen erzeugten durchdringenden Meckern aus Wolkenhöhe nieder. Das war der Todtengesang für zwei von der rächenden Hand des Geschicks ereilte Giftauswüchse der menschlichen Gesellschaft.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die letzten Grüße.

Durch das geheimnißvolle Verschwinden Wiedehopf's und Jockeyklamm's waren nicht nur die Bewohner des Hofes und der Zwillingshäuschen, sondern auch die ganze Stadt in Aufregung versetzt worden. Da man wußte, daß Ersterer an dem Abend, an welchem er zum letzten Mal gesehen wurde, sich nach dem Weiher begeben hatte,

so tauchte zunächst das Gerücht über eine Verunglückung auf. Diese Muthmaßung gewann an Wahrscheinlichkeit, als man folgenden Tages bei den angestellten Nachforschungen das alte Boot vermißte. Damit war aber auch die Möglichkeit abgeschnitten, den Weiher zu befahren und nach weiteren Anhaltspunkten zu suchen, vor allen Dingen die Stelle auszukundschaften, auf welcher das Unglück stattgefunden hatte. Wohl entdeckte man den grauen Cylinderhut, der infolge seiner günstigen Lage noch immer wie aus alter Gewohnheit gefallsüchtig wippte; zugleich wurde man indessen inne, daß er, ein Spiel jeder Luftströmung, bald hierhin, bald dorthin segelte, also ein höchst unzuverlässiger Wegweiser gewesen wäre. Das Einzige, was man ihm verdankte, bestand in der bis zur Ueberzeugung gesteigerten Vermuthung, daß Herr von Klamm, dieser bestechend liebenswürdige Cavalier, den Kammerdiener begleitet und mit ihm zugleich ein trauriges Ende gefunden habe. —

Als der Baron zwei Tage später heimkehrte, war man noch damit beschäftigt, von einem in aller Eile hergestellten Floß aus mittelst Haken und Stangen den morastigen Boden des Weihers Schritt für Schritt abzusuchen. Die erste Nachricht des Unglückes erschreckte ihn zwar, allein schon in den nächsten Minuten hatte er wieder nur noch Sinn für die Flucht seines Sohnes und den Zustand der Mutter, die in ihrer Angst und Verzweiflung vollständig unzugänglich für seine allerdings mit zerknirschtem Herzen ertheilten Beruhigungsgründe geworden war. Konnte er nach den eingezogenen Erkundigungen doch selbst nicht mehr

an eine Möglichkeit der Milderung des auf ihn hereingebrochenen erschütternden Schlages glauben.

Selbigen Abends gelang es endlich, die beiden Todten ihrem nassen Grabe zu entreißen. Aus der Art, in welcher sie sich umschlungen hielten, Jockeyklamm sich sogar in den Kittel Wiedehopf's verbissen hatte, ging hervor, mit welcher Angst Einer von dem Andern Rettung erhofft hatte. Man beklagte den gewissenhaften alten Diener, man beklagte den ewig munteren Herr von Klamm, dessen Haar und Bart vom Entsetzen nicht, wie bei gewöhnlichen Sterblichen, gebleicht waren, sondern während seines Aufenthaltes in der Tiefe des Weihers eine wunderlich brandrothe Farbe angenommen hatten. Doch das Geschehene ließ sich nicht mehr ändern, und so ging man an's Werk, alle diejenigen Schritte zu thun, welche in einem solchen Falle von den Gesetzen vorgeschrieben sind.

Der in der krampfhaft geschlossenen Faust Wiedehopf's vorgefundene Zettel wurde mit äußerster Sorgfalt getrocknet und geglättet, so daß die ihm mittelst Bleistift aufgetragenen Worte ohne große Mühe entziffert werden konnten. Dunkel, wie sie lauteten, genügten sie doch, in dem Baron einen bösen Argwohn anzuregen. Als aber bei der gerichtlichen Prüfung des Koffers des Herrn von Klamm dessen Papiere ihm vorgelegt wurden, da konnten nicht länger Zweifel walten, daß wie einst sein Bruder, jetzt auch sein Sohn mit teuflischer Berechnung in den Abgrund des Verderbens hinabgestoßen worden war. Hoch klingende Namen fand er da neben dem seines heuchlerischen, nunmehr entlarvten Kammerdieners verzeichnet. Namen von Männern, welche da, wo

sie selbst mit ihren Forderungen nicht offen aufzutreten wagten, ihre Ansprüche auf Herrn von Klamm übertragen hatten. Namen von Männern, die mit dem Tode ihres gewandten Vertreters lieber Alles einbüßten, was das Glück am grünen Tisch ihnen in den Schoß warf, als daß sie in der Oeffentlichkeit als Mitglieder eines äußerlich schillernden, innerlich verrotteten Spielerclubs hätten bezeichnet werden mögen. Das waren freilich grauenhafte Entdeckungen, und doch bargen sie einen gewissen Trost in sich. Der Baron begriff, daß auch weniger leichtfertige Gemüther, als einst das seines Bruders und jetzt des eigenen Sohnes, derartigen verrätherischen Einflüssen hätten erliegen müssen. Er begriff aber auch, daß die in der Familie des Vaters herrschende Zwietracht nach dessen Tode in einer Weise ausgenutzt worden war, welche von ihm selbst am wenigsten geahnt werden konnte. Es mäßigte sich das Schuldbewußtsein zu dem allerdings bitteren Vorwurf der bis zum vernichtenden Haß gesteigerten Lieblosigkeit gegen den Bruder und dessen verschollene Angehörige, der rücksichtslosen Gier nach Vermehrung seines Reichthums, den er nunmehr als gänzlich verloren betrachtete. —

In düsterer Einförmigkeit verstrichen nunmehr die Tage auf dem Hofe. Von Stunde zu Stunde hoffte man auf Nachricht von Joachim und immer vergeblich. Es wuchsen die Befürchtungen mit dem Enteilen der Zeit; die entsetzlichsten Bilder schlichen sich in die unbestimmten schwarzen Ahnungen ein.

Die Baronin kränkelte. Finster brütete der Baron über die Vergangenheit wie über die Zukunft. Menschenscheu

hatte sich Beider bemächtigt. Sie fürchteten die Blicke, hinter welchen Mitleid mit ihrem traurigen Loose wohnte, mehr noch als diejenigen, die heimliche Schadenfreude christlich verschleierten. —

In den Zwillingshäuschen herrschte zu derselben Zeit freudige Stimmung, doch nicht als ob man unempfindlich gegen das Unglück Anderer gewesen wäre. Aber daß die baldige Rückkehr Unica's in Aussicht gestellt wurde, das war es, was Blisterchen's Augen klärte, den Hammerschlägen Kunibertus' erhöhte Wucht verlieh, der Meisterin Ungeduld von Tag zu Tag steigerte und Amandus veranlaßte, noch um einen kurzen Nachurlaub einzukommen. Gab es doch nichts mehr, seitdem Joachim das Weite gesucht und Wiedehopf mit dem irdischen Dasein abgeschlossen hatte, was man hätte zu fürchten brauchen.

Und so traf Unica zur bestimmten Stunde ein, nach wie vor ein Bild blühender Gesundheit und glücklichen Seelenfriedens, so daß Amandus einen ganzen Tag säumte, bevor er es über sich gewann, sie mit kurzen Worten über des alten Spielgefährten Flucht zu unterrichten und ihr dessen Brief einzuhändigen. Fast bereute er sein Thun, als er gewahrte, daß bei der unerwarteten Kunde ihr liebes Antlitz sich entfärbte, ihre guten Augen im Unglauben beinah starr blickten; doch wie auch immer Unica die betrübende Nachricht aufnehmen mochte: von dem einmal ertheilten Versprechen konnte er durch nichts entbunden werden.

„Ich habe es geahnt," antwortete Unica mit sichtbar erzwungener Ruhe, und der Brief knitterte unter dem festen

Griff ihrer Hand. „Ja, ich habe es geahnt von dem Augenblick an, in welchem ich ihn zum ersten Mal wiedersah. Das war nicht mehr der fröhliche Junge von früher. In seinem Gesicht stand geschrieben, wie das böse Gewissen ihn marterte und quälte. Der arme Junge. Weshalb gibt er sich da noch die Mühe, mir seine Sünden schriftlich zu beichten," und sich abkehrend schritt sie langsam nach dem heimathlichen Häuschen hinüber.

Befremdet blickte Amandus ihr nach, bis sie in der Hausthür verschwand. Ihm war, als sei mit der Lösung seines Versprechens ein böses Verhängniß vereinigt gewesen, meinte die Zeit nicht erwarten zu können, bis er sie wieder lachenden Antlitzes vor sich sah.

Unica hatte sich unterdessen in ihr Zimmer eingeschlossen. Mit fliegender Hast öffnete sie den Brief, und die Blicke auf denselben senkend, las sie:

„Inniggeliebte Unica! Jetzt, während Du meine letzten Abschiedsworte liesest, befinde ich mich in weiter Ferne auf dem Meere. Trotz Deines ernsten Verbotes kann ich mir nicht versagen, Dich in der alten, lieben Weise anzureden" — ‚Armer Junge,' entwand es sich unbewußt Unica's Lippen, während zwei schwere Thränen über ihre glühenden Wangen rollten, ‚armer, armer Junge; wenn Du nur wüßtest, wie schwer es mir geworden ist', und weiter las sie durch den Schleier hindurch, welcher hin und wieder vor ihren feucht schimmernden Augen niedersank: „Und dennoch, liebe Unica, wie unwürdig fühle ich mich jetzt Dir gegenüber, wie unberechtigt zu den durch vieljährige Gewohnheit geheiligten Vertraulichkeiten. Aber ich weiß, um der alten Erinnerungen

willen übst Du Nachsicht, um der Leiden willen, denen ich nunmehr entgegengehe. Erlasse mir, ein Bild alles dessen zu geben, was so schwer auf mir lastet, daß ich gänzlich am Leben verzweifeln möchte. Es ist die alte Geschichte: Leichtsinn und Verführungen, welchen ich nicht zu widerstehen vermochte, haben mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin, zum Verräther an meinen Eltern, deren Sohn ich nicht länger sein darf. Wo mein Name ausgesprochen wird, geschieht es mit Verachtung. Selbst Dein Bruder Amandus, dieser treue Freund mit seinen strengen Begriffen von Ehre, wird keine Entschuldigung mehr gelten lassen. Nur Du, Du allein läßt Milde in Deinem Urtheil vorherrschen" — Unica fuhr mit dem Tuch über ihre Augen; halb erstickt vor Innigkeit klang ihre Stimme, indem sie zu dem Brief niedersprach: ‚Ja, die laß ich walten, Du armer Junge, und wenn Alle behaupten, Du seist unverbesserlich, so glaube ich dennoch an Dein gutes Herz. Leichtsinnig bist Du, aber nicht schlecht,‘ dann fuhr sie fort zu lesen: „Du gibst mich nicht auf, stößt mich nicht zurück — nein, Du nicht, Unica, auf die ich meine einzige und letzte Hoffnung gebaut habe. Und so nimm es hin, wie Du willst, nur nicht mit Verachtung, wenn ich Dir heilig betheure, daß dennoch Wahrheit, was ich unzählige Male in sorglosen Stunden, selbst im Kinderspiel Dir angelobte, ob Du es auch spöttisch ablehntest, ich meine, daß ich Dich liebe, wie sonst keinen Menschen der Erde; nie fühlte ich das tiefer, als gerade jetzt, da ich Dich lassen soll. Ich bin jetzt arm, ärmer noch als Du. Mit meiner Vergangenheit habe ich gebrochen. Vor mir liegt ein

Leben der Arbeit und der Entbehrungen. Bisher standen meine Geburt, die äußeren Verhältnisse, ja, meine armen betrogenen Eltern feindlich zwischen uns Beiden; jetzt dagegen trennt uns keine andere Schranke mehr, als solche, welche Du selbst errichtest. Erbitterung ergreift mich bei dem Gedanken, daß es früher schon so hätte sein können; wie wäre da Alles so viel anders gekommen! Anstatt mit belastetem Gewissen einer dunklen Zukunft entgegen zu gehen, trüge ich mich jetzt vielleicht mit der Hoffnung auf Deinen Besitz. Ein grausames Geschick hat es anders gewollt. Und dennoch muß ich an diese Hoffnung mich anklammern, soll ich nicht muthlos dahinsinken, das Leben mir nicht zu einer unerträglichen Last werden. Wer weiß, wohin ich verschlagen werde, wie bald ich im Kampf um's Dasein unterliege; doch was mir auch bestimmt sein mag, ob ein langes Leben oder nur eine kurze Frist: laß mich auch fernerhin Dich lieben und verehren, meine Hoffnung auf Dich allein bauen. Nur daraus schöpfe ich die Kraft und den Willen, mich emporzuarbeiten, zu sühnen und die Verzeihung Derer zu erringen, an welchen ich mich so schwer versündigte.

„Während ich dies niederschreibe, umgibt mich nächtliche Stille. Alle schlafen. Keiner ahnt, mit welchen Plänen ich mich trage. Nur noch kurze Frist, und da, wo jetzt Frohsinn herrscht, werden Kummer und Sorgen einziehen. Doch wie lange kann es nur dauern, bis die Trauer um einen Verlorenen in Vergessenheit übergeht. Mein Loos habe ich verdient. Von Allem und von Allen trenne ich mich ohne einen Laut der Klage, mit kaltem

Blute. Nur Du erweckst die Empfindungen eines unsäglichen Jammers in mir. Ich vergegenwärtige mir Dein Bild und namenlose Sehnsucht ergreift mich. Mir ist, als müßte ich zu Dir eilen und an Dein Fenster klopfen; Dich zu mir herausrufen, vor Dir niederknien und meinen Kopf auf Deinen Schoß legen, mich ausweinen, wie in frühen Kindertagen. Ich möchte Dich anflehen, mich zu halten, aufzurichten, zu ermuthigen durch ein einziges Liebeswort. Doch es ist Alles vorbei. Nicht einmal die Hand darf ich Dir zum Abschied reichen. Ein flüchtiger Gruß im Vorübergehen, während Verzweiflung mir die Besinnung raubt, ist das Aeußerste, was ich Dir bieten darf.

„Unica! Indem ich der Zukunft gedenke, meine ich in einen Abgrund ewigen Verderbens hinabzublicken, auf dessen anderer Seite Dein liebes Bild mir winkt. Unica, rette mich, schütze mich vor mir selbst. Sende mir ein Lebenszeichen über's Meer, ein Zeichen, daß Deine Gedanken mich zu ereilen suchen, Du einverstanden bist mit der Aufgabe, welche ich mir nunmehr vorgezeichnet habe und mit dem redlichen Willen eines wahren Mannes zu lösen trachte. Und ich werde sie lösen, wenn ich weiß, daß es Dir nicht widerstrebt, die alten Beziehungen zwischen uns auch fernerhin bestehen zu lassen. Mit neu erwachter Lebenslust werde ich an's Werk gehen, mir eine unabhängige Stellung, und wäre es die bescheidenste, zu erarbeiten. Jeder kleinste Erfolg wird mich zu erhöhten Anstrengungen treiben, wenn ich im Geist Dir zurufen darf: Alles für Dich, für Dich allein.

„Du bist meine langjährige vertraute Freundin, und doch zage ich, mit einer letzten innigen Bitte vor Dich hinzutreten; aber ich kann es nicht in mich verschließen. Unica, entweder ich gehe in dem Versuch unter, oder ich gerathe in eine Lage, in welcher ich Dir ein stilles häusliches Glück zu bieten vermag, jede kleinste Dir bereitete Freude eine Frucht meiner unermüdlichen Arbeit. Es mag lange bis dahin dauern, aber auch nur eine kurze Frist darüber vergehen. Sollte ich aber endlich mein Ziel erreicht haben, dann Unica, folge meinem Ruf. Komm zu mir, damit ich Dich hege und pflege, liebe und verehre, bis der Tod uns scheidet. Unica, komm! Schon jetzt verspreche Dich mir, damit meine Hände nicht erlahmen, bevor sie zum ersten Schaffen sich regten. Setze Dich hinweg über alle Bedenken, die hier und da in Dir aufsteigen, sofern Du nur noch ein Fünkchen von Anhänglichkeit für Deinen alten unglücklichen Gefährten hegst. Du bist elternlos durch eine traurige Fügung des Geschicks; ich bin es durch eigenes Verschulden. Gedenkst Du aber erfahrener herber Demüthigungen, so gönne daneben der Zuversicht Raum, daß dereinst ein schwer gekränkter Vater und eine tief bekümmerte Mutter unter Freudenthränen Dir es Dank wissen, daß Du ihren Sohn errettetest, in ihr Herz zurückführtest. Und sind wir arm und kommen wir nicht weit über das tägliche Brod hinaus, so kann unsere Zufriedenheit dadurch nicht geschmälert werden. Dem Reichthum fluche ich, dem Scheinglanz irdischer Größe, denn nur sie gereichten mir zum Verderben.

„Unica, Du über Alles geliebte Unica, wie wirst Du

diese Worte aufnehmen? Ich zittere über meine Vermessenheit, und doch fühle ich mich beruhigter, nachdem ich meine ganze Zukunft in Deine Hände legte. Antworte mir, ich beschwöre Dich darum. Eine vernichtende Gewißheit kann nicht schrecklicher wirken, als endloses Bangen und Zweifeln. Nur von Dir allein will ich hören; denn nur Deine Schriftzüge vermag ich anzusehen, ohne daß mir die Schamröthe in's Gesicht steigt. Nur Du allein besitzest mein unbegrenztes Vertrauen, von Dir allein weiß ich, daß Du mich beklagst, aber keine nutzlosen Vorwürfe mehr gegen mich anhäufst. Aus solchen Gründen bitte ich Dich zu adressiren: Ernst Gottgetreu, New-York, poste restante.

„Wie lange schrieb ich! Meine Augen brennen; aber ich habe mir Ruhe und Entschlossenheit erschrieben. In dieser Stimmung sage ich Dir Lebewohl, Du liebe, liebe Unica. Ich küsse Dich im Geiste. Wo Du gehst und stehst, umfangen Dich meine innigsten Segenswünsche; wo ich auch weilen mag — unabläßig schwebt Dein Bild mir vor. Du bist mein Sehnen, mein Hoffen. Du bist mein Leben, mein Trost, wenn in dem Gefühl gänzlicher Vereinsamung die Wogen der Reue und der Verzweiflung über mir zusammenzuschlagen drohen. Unica, lebe wohl! Angstvoll strecke ich Dir meine Hände entgegen! Laß mich nicht versinken. Ziehe mich zu Dir empor. Gib mich Denjenigen wieder, die nach mir bangen und denen ich doch fern bleiben muß. Unica, lebe wohl, lebe wohl!

Dein elender Freund

Joachim."

Obwohl immer wieder Thränen Unica's Augen ver-

schleierten, las sie den Brief ohne Unterbrechung zu Ende. Dann neigte sie das Haupt auf Arme und Tisch, und so bitterlich weinte sie, wie vielleicht nie zuvor in ihrem Leben. Sie schien untröstlich zu sein. Erst nach einer langen, langen Pause richtete sie sich mit einer ungestümen Bewegung wieder empor. Ihr Antlitz glühte. Von Schmerz getragene Milde war auf demselben ausgeprägt; aus ihren schönen blauen Augen lugte es dagegen wie rücksichtslos entscheidende Willenskraft.

„Armer Joachim," sprach sie über den Brief hin, als hätte das von seiner Hand beschriebene Papier Verständniß für ihre Worte besessen, „Du sollst mich nicht umsonst angerufen haben. Und wenn die ganze Welt sich von Dir abwendet, so stehe ich zu Dir mit Leib und Leben bis in den Tod. Armer Junge, Du hast Recht: zwischen uns steht jetzt nichts mehr. Getrost will ich mich Dir anvertrauen, heute lieber als morgen."

Sie erhob sich. Unerschütterliche Entschlossenheit offenbarte sich in ihrer Haltung. Sie schien noch gewachsen zu sein. So verließ sie ihr Zimmer. Gleich darauf schlüpfte sie, von Niemand bemerkt, durch die Hinterthür in's Freie hinaus und schnellen Schrittes schlug sie die Richtung nach dem Hofe ein.

Wie lange war es her, seitdem sie den Park nicht mehr betreten hatte! Zum letzten Mal, als sie wähnte, eine unübersteigliche Kluft zwischen sich und dem alten Spielgefährten geschaffen zu haben. Auch heute zitterten, wie damals, von der Abendsonne entsendete Smaragdlichter zwischen dem dichten Laub der hundertjährigen Kastanien-

bäume hindurch zu ihr nieder; und dennoch, wie war es jetzt so viel anders. Vergessen waren die Demüthigungen, welche damals das Blut der Entrüstung bis unter ihr üppiges blondes Haar hinauftrieben, verweht die harten Worte, welche zwischen ihr und Joachim gewechselt wurden, verwischt die zwischen dem Hofe und den Zwillingshäuschen bestehende Schranke, an welche sie so harsch gemahnt worden. Wenn aber in ihrem Herzen mit den holdesten jungfräulichen Regungen ein gewisses Gefühl der Berechtigung sich einte, so wirkte in ihrem Kopf eine weit über ihre Jahre hinausreichende Ueberlegung, ein Wille, der bei ihm entgegentretendem Widerstande nur erstarken konnte. Noch schlummerte ihre Leidenschaftlichkeit; aber in dem Bewußtsein, für Jemand einzutreten, dessen Hoffen und Sehnen in ihr allein ruhte, kannte sie keine Scheu mehr. Je näher dem Hofe, um so mehr beschleunigte sie ihre Bewegungen, bis sie endlich nach der Rampe gleichsam hinaufflog und durch die offene Thür in die Vorhalle hineinschritt.

Ein Diener, Wiedehopf's Nachfolger, trat ihr entgegen und fragte nach ihrem Begehr.

„Wo finde ich die Herrschaften?“ hieß es ruhig zurück.

„Die gnädigen Herrschaften verweilen im Gartenzimmer,“ antwortete der Diener. „Sie sind für Niemand zu sprechen. Haben Sie etwas abzugeben, so trage ich es hinein.“

In Unica's Antlitz loderte es auf.

„Darnach fragte ich nicht,“ versetzte sie mit einer Würde, welche Jenen sichtbar einschüchterte, und an ihm vorbei schritt sie auf die Korridorthür zu.

Als sie ein wenig später in das Gartenzimmer eintrat, kehrten der Baron und seine Frau sich ihr sofort zu. An dem runden, mit Zeitungen und Büchern bedeckten Tisch saßen sie, schienen aber bis dahin in ein trübes Gespräch vertieft gewesen zu sein. Auf dem halben Wege zu ihnen war Unica, wie von plötzlicher Angst ergriffen, stehen geblieben. Mit einem einzigen Blick erfaßte sie, daß Beide in gleichem Maße unter dem Eindruck des auf sie hereingebrochenen Schicksalsschlages litten. Vergrämt sah die Baronin aus; tiefe Verbitterung ruhte auf den bleichen Zügen des Barons, und wenn eben noch ein durch die Abweisung erzeugtes Gefühl verletzten Stolzes sie beherrschte, so kannte sie jetzt, Angesichts des gebeugten Elternpaares, nur noch die einzige Regung innigster Theilnahme. Doch nur wenige Sekunden, und für welches Verfahren sie auf dem Wege von den Zwillingshäuschen her sich entschieden haben mochte, wenn sie überhaupt so weit hinausdachte: gegenüber den sie kalt, sogar mit peinlichem Erstaunen beobachtenden Augen sank Alles dahin. Indem sie von Einem zum Anderen sah, wuchs ihre Angst. Ihr Antlitz erbleichte tödtlich, die herrschende Stille beklemmte ihre Brust; bis in ihr armes zitterndes Herz hinein fühlte sie die ihr entgegenströmende Kälte. Sie hätte fliehen mögen, aber ihre Füße waren wie gelähmt. Den mit unwiderstehlicher Gewalt sie bestürmenden ersten Regungen nachgebend, hatte sie ihre Kraft weit, weit überschätzt.

Da öffnete der Baron seine Lippen zu einer Frage, doch bevor noch ein Laut dieselben verließ, stürzte sie, wie auf der Flucht vor sie verfolgenden Schreckbildern zu der

Baronin hinüber, und vor ihr auf die Kniee sinkend, barg sie ihr Antlitz laut weinend auf deren Schoß.

Die Baronin erschrak; dann wechselten die beiden Gatten einen Blick des Befremdens über sie hin. Ein langer Blick war es. Ein Blick böser Verständigung, einer unaussprechlichen Entrüstung. Trotzdem walteten in der Baronin mildere Empfindungen so weit vor, daß sie, da Unica sich gar nicht fassen zu können schien, beschwichtigend zu ihr niedersprach.

„Unica, was ist's mit Dir? Wie sollen wir Dein seltsames Wesen verstehen —"

Da kehrte Unica ihr thränenüberströmtes Antlitz der Baronin voll zu.

„Ich hätte ihn retten können," rief sie klagend aus, „aber es durfte ja nicht sein —"

„Wen? Wen?" fragte die Baronin einfallend, und ihre Stimme hatte einen härteren Klang angenommen.

„Joachim," antwortete Unica dringlich, „auf dem Meere treibt er — er ist zu unglücklich —"

Was sie weiter hinzufügen wollte, erstarb ihr auf den Lippen, als der Baron sich ihr zukehrte. Sein Antlitz hatte sich verfinstert. Ein bitterer Vorwurf offenbarte sich in demselben, indem er anhob: „Wie soll ich Deine Theilnahme für Jemand deuten, der nicht nur Dir fern steht, sondern auch die letzte Theilnahme seiner Eltern verscherzte? Fürchtest Du nicht, durch Dein Benehmen einen häßlichen Schein gegen Dich wachzurufen?"

Ohne ihre Stellung zu verändern, gleichsam erstarrend unter den auf ihr ruhenden strengen Blicken, sah Unica

zu dem Baron empor. Sie hatte den Sinn der an sie gerichteten Worte nicht in seiner ganzen Tragweite verstanden. Erst allmählig begann es in ihrem Geiste zu tagen, und in demselben Grade verflüchtigte sich die Gluth ihrer Wangen. Plötzlich sprang sie empor. Als hätte sie sich ihrer demüthigen Stellung geschämt, trat sie einen Schritt zurück, ihre Augen mit einem ergreifenden Ausdruck verletzter Frauenwürde voll auf den Baron heftend. Das eben zum Herzen gejagte Blut strömte mit erhöhter Gewalt in ihr Antlitz zurück. Ihre Leidenschaftlichkeit war erwacht. An Stelle des bisherigen Zagens war tiefe Entrüstung getreten.

„Herr Baron," sprach sie, und der jungfräuliche Duft, welcher sie umwehte, konnte durch den festen, gleichsam drohenden Klang ihrer Stimmen nicht beeinträchtigt werden, „es ist noch nicht lange her, als ich einen unbestimmten Schein fürchtete und infolge dessen das zwischen Joachim und mir bestehende freundschaftliche Verhältniß jäh auflöste. Jetzt aber, seit einer Stunde, seitdem mir seine letzten schriftlichen Abschiedsgrüße eingehändigt wurden; seitdem ich ihn arm und vereinsamt in der weiten Welt weiß, seitdem ich erfahren habe, daß alle Menschen, sogar die eigenen Eltern sich von ihm abwenden; seitdem es keinem Zweifel unterliegt, daß er seine Hände nach mir ausstreckt, Trost, Rettung und Liebe von mir erwartet, fürchte ich keinen Schein mehr," und ihre Stimme zitterte vor schmerzlicher Erregung. „Frei und offen sage ich es: jetzt gehöre ich zu ihm, und keine Macht der Erde soll mich hindern, dem Verstoßenen, Verlassenen mich zuzu-

gesellen, gemeinschaftlich mit ihm zu tragen Freud und Leid —" ihre letzten Worte erstickten in heftigem Schluchzen. Mit krampfhaftem Griff zog sie den Brief aus der Tasche, und ihn geöffnet auf den Tisch legend, fügte sie unter Aufbietung ihrer äußersten Kräfte hinzu: „Hier lesen Sie Alles. Ich habe kein Geheimniß vor Ihnen — kenne überhaupt keins, dessen ich mich zu schämen brauchte," und des stummen Erstaunens nicht achtend, mit welchem die beiden Gatten auf sie hinsahen, vielleicht auch für ihre Fassung fürchtend, schritt sie in der ihr eigenthümlichen sittigen Weise aus dem Zimmer.

„Wer hätte das in dem irre geleiteten Mädchen gesucht," bemerkte die Baronin nunmehr um vieles milder, als hätte der Ausdruck einer aufrichtigen Anhänglichkeit für ihren Sohn einen leisen Nachhall in dem Mutterherzen gefunden.

„Ja, wer hätte so viel vornehme Würde und Willenskraft in der Tochter eines einfachen Handwerkers gesucht," bestätigte der Baron düster, und wie mit Widerstreben hob er den Brief empor.

Wort für Wort las er ihn unter den ihn beobachtenden Blicken seiner Frau. Wenn aber bei den ersten Zeilen sein Antlitz sich wieder verfinsterte, so milderte dessen Strenge sich von Minute zu Minute, bis Wehmuth allein seine Züge beherrschte.

„Lese selber," sprach er traurig, nachdem er geendigt hatte, und er reichte seiner Frau den Brief, „lese und bilde Dir, unbeeinflußt durch mich, Dein Urtheil."

Mit den letzten Worten erhob er sich und langsam

auf und ab schreitend, versank er in ernstes Nachdenken. Hin und wieder warf er seiner Frau, welche den Brief mit derselben Aufmerksamkeit las und zuweilen ihr Tuch an die Augen hob, einen gleichsam scheu forschenden Seitenblick zu. —

Unica war unterdessen zu den Ihrigen heimgekehrt. Keinem entging, daß sie mit aller Macht kämpfte, ihre Erregung zu verheimlichen. Man beruhigte sich mit der Voraussetzung, daß in dem Briefe Joachim's die Aufforderung zu einer Fürbitte bei seinen Eltern enthalten gewesen und sie bei diesen auf Widerstand gestoßen sei. —

Leichte Dämmerung war bereits eingetreten, als der Baron plötzlich in Blisterchen's Wohnung erschien. Sprachlos vor Erstaunen erhob sich die Alte. Geschah es doch zum ersten Male, daß er ihre Schwelle überschritt. Auch Unica war aufgestanden. Das Zwielicht verbarg die brennende Gluth, welche sich über ihr liebes Antlitz ausbreitete.

„Blisterchen, ich komme zu Dir als ein guter Freund," redete er die bestürzte Alte an, indem er ihr die Hand reichte, sie zum Niedersitzen aufforderte und dann auf dem von Unica ihm angebotenen Stuhl Platz nahm. „Ich wiederhole, als guter Freund von Euch Allen. Da wirst Du Dich nicht wundern, wenn ich nach dem schweren Leid, von welchem ich heimgesucht wurde, um Trost für mich und meine arme Frau bitte. Hast ja für so Manchen in Deinem langen Leben ein gutes Wort gehabt."

„Woher sollte ich Trost für den Herrn Baron nehmen?" hob Blisterchen, von unheimlichen Ahnungen beschlichen, stotternd an, als der Baron freundlich beschwichtigend einfiel:

„Doch, doch, Blisterchen, Du kannst und wirst das Deinige für uns thun. Du weißt, Unglück macht mürbe, doppelt, wenn durch dasselbe alte Wunden aufgerissen werden, man an Dinge gemahnt wird, die man am liebsten ungeschehen wissen möchte. Doch ich will meine Worte an Unica richten. Sie muß zunächst entscheiden, und davon wird es abhängen, wie Dein Urtheil lautet." Dann zu Unica gewendet, die kaum zu athmen wagte: „Ja, mein Kind, Du sollst entscheiden. Die Ursachen berühre ich jetzt nicht weiter; aber Du begreifst sicher, wie vereinsamt meine Frau und ich nach den jüngsten Erfahrungen uns fühlen müssen, so vereinsamt, daß sogar der Verkehr nach außen uns anwidert. Da möchten wir ein liebes freundliches Wesen um uns sehen, Jemand, der uns vor gänzlicher Verbitterung bewahrt, mit dem wir aber auch vertrauensvoll über Manches sprechen dürfen, was unserem Herzen am nächsten liegt, dagegen nicht für Jedermanns Ohr geeignet ist. Und so bitte ich Dich, zu uns überzusiedeln und in unserem Hause ein wenig zum Rechten zu sehen. Daß meine Frau mit offenen Armen Dich willkommen heißt, brauche ich wohl nicht hinzuzufügen. Du verstehst mich gewiß, wenn ich hervorhebe, daß unsere Neigungen sich in vielen Dingen begegnen, und das bietet die sicherste Bürgschaft für die Zukunft."

Bei den ersten Worten des Barons stockte Unica's Pulsschlag, daß sie kaum seinen Mittheilungen mit klarem Verständniß zu folgen vermochte, und als er schwieg, wußte sie nicht, wie zu antworten. Der Baron aber, ihr Zögern ungünstig deutend, erklärte beinah ängstlich: „Ich denke

an meinen beklagenswerthen Sohn, Deinen langjährigen Gespielen und Freund. Wüßte er, daß Du bereit wärest, die durch ihn in meiner Familie gerissene Lücke auszufüllen, namentlich seiner Mutter eine Stütze zu sein, so würde er es gewiß dankbar anerkennen."

Unica athmete tief auf.

„Ich brauchte deshalb meine Eltern und Blisterchen nicht zu vernachlässigen?" fragte sie schüchtern.

„Nein, mein Kind, in Deinem Verhältniß zu ihnen kann sich nie etwas ändern. Zu ihnen gehörst Du, aber auf dem Hofe sollst Du wohnen, schalten und walten," erklärte der Baron.

Unica sah fragend auf Blisterchen. Diese saß wie versteinert. Ihre dürren Hände rangen sich leise ineinander. Was sie in diesen Minuten litt und in sich verschloß, überstieg fast ihre Kräfte. Es widerstrebte ihr, zustimmend zu antworten, und doch gab es keinen anderen Ausweg, das Geheimniß, von welchem der Baron offenbar noch keine Ahnung besaß, zu bewahren.

„Unica hat ihren eigenen freien Willen," sprach sie endlich zögernd, „aber sie wird an ihre nächsten Anverwandten gedenken, an die Veltens. Die sind ihre Eltern, haben allein das Recht, ein Wort mit d'rein zu reden."

„Das sehe ich ein," gab der Baron zu, „und ich wäre der Letzte, ein solches Recht zu beeinträchtigen. Wenn ich erst weiß, das Unica nicht davor zurückschreckt, zwei alten vergrämten Leuten ein wenig Sonnenschein zuzutragen, und auch Du nichts dagegen einzuwenden hast, gehe ich

selbst zu den Veltens hinüber, um mir ihre Einwilligung zu erbitten."

„Thue der Herr Baron, wie Ihnen Alles recht und billig erscheint," versetzte Blisterchen grämlich, „und mag jedes gute Wort, welches Sie dem Kinde geben, Ihnen gesegnet sein. Der Unica brauch' ich nicht zu rathen, die weiß um sich selbst, und wenn Jemand Sonnenschein nach sich zieht, so ist sie es."

„Dann komm, Unica," wendete der Baron sich an diese, indem er seinen Stuhl zurückschob, „Du sollst zugegen sein, wenn ich Deine Uebersiedelung nach dem Hofe als eine Wohlthat von Deinen Eltern erbitte."

Er reichte Blisterchen die Hand zum Abschied; gleich darauf trat er mit Unica in's Freie hinaus.

„Unica," sprach er auf dem Wege nach der Schmiede hinüber zu seiner lieblichen Begleiterin, die, wie von sinnverwirrenden Träumen umfangen, neben ihm einherschritt, „sage frei und offen: widerstrebt es Dir nicht, da einzuziehen, von woher Dir manches Leid gekommen?"

„Aber auch Heiliges," antwortete Unica fest; „ich folge Ihnen gern." Vor ihnen lag die Thür der Schmiede. —

Still saß Blisterchen in dem sich verdunkelnden Gemach, die Hände vor sich auf dem Schoß gefaltet. Zwischen weiter Vergangenheit und der Gegenwart vermittelten ihre Gedanken. Ihr Herz war so voll, daß es überströmte.

„Das eigene Leid hat ihn mürbe gemacht," lispelte sie vor sich hin, „für das Leid eines Anderen besaß er kein Gefühl. Armer Hans! Heute reden sie nicht von den alten Bildern und den noch älteren Bäumen wie von über-

flüssigem Geräth. Das Schicksal strafte selber. Du hättest es nicht so unbarmherzig zuwege gebracht; auch ich nicht um des armen Jungen willen. Aber die Sünden der Väter werden an ihren Kindern heimgesucht. Nicht die Deinigen, Hans, die hast Du selber schwerer abgebüßt, als ein Herrgott es Dir hätte zusprechen können, auf daß Deinem Kinde nur reicher Segen zu Theil werde. Hans, Hans, wo magst Du in der Erde schlafen; denn daß Du noch lebst — nein, ich glaub's nimmermehr. Aber Engel gibt's; da wird Dir einer zutragen, daß sie gekommen sind, die sich an Dir versündigten, um in ihrer Noth Dein Kind um eine Wohlthat zu bitten, daß es einziehen möge in sein eigen Haus, mag's immerhin verheimlicht werden müssen um Deinetwillen. In sein eigen Haus, und das soll mir ein gutes Zeichen sein, ob's mir auch das Herz zusammenschnürt, wenn's da zu Diensten ist, wo es befehlen sollte."

Und weiter grübelte die Alte, hin und wieder im Uebermaß der schmerzlichen Erregung ihre Gedanken unbewußt vernehmbar offenbarend. Auch Joachim's gedachte sie, wenn auch versöhnlich, so doch wie einer Unheil bergenden Wolke, die harmlos über Unica's Haupt dahin gezogen, um sich in unabsehbarer Ferne zu verflüchtigen. —

Unica's Eintritt störte sie in ihren Betrachtungen.

„Es ist beschlossen," erklärte diese mit einem sonst an ihr nicht gewöhnlichen Ernst. „Mutter und Vater waren damit einverstanden. Auch Amandus billigte es schon allein um unseres gemeinschaftlichen Freundes Joachim willen," und eifrig beschäftigte sie sich mit dem Anzünden der Lampe.

„Du ziehst gern zu ihnen?" forschte die Alte förmlich lauernd.

„Gewiß, Blisterchen," hieß es mit freundlicher Entschiedenheit zurück, „Du solltest nur die beiden Alten sehen, wie unglücklich sie sind, und Du selbst würdest mir zureden. Zwischen uns hier ändert sich dadurch ja nichts. Außerdem ist es eine Wohlthat für mich, meine Zeit nützlich zu verwenden."

Die Lampe brannte. Eine lebhafte Unterhaltung, wie sonst gewöhnlich, wollte indessen heut nicht recht in den Gang kommen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Der Doktor auf Reisen.

Zwei Wochen waren verstrichen und schärfer traten die Merkmale des beginnenden Herbstes in den Vordergrund. Kürzer wurden die Tage, länger die Nächte. Im Laub des Parks vervielfältigten sich die grellen Lichter. In Braun kleideten sich allmählig Buchen und Eichen, in Gelb Birken, Kastanienbäume und Zitterpappeln, in leuchtendes Roth Sumachgesträuch und Brombeergerank — kurz, es war eine Lust mit dem heiteren Farbenspiel in den Wipfeln, wie auf Rasenflächen und Wegen, wo die armen kleinen Blattleichen nach den kurzen Sommerfreuden täglich neuen Zuwachs erhielten. Hierzu gesellten sich schwere Nebel und dieselben siegreich bekämpfender Sonnenschein, daß man mit Recht von einem gefälligen Altweibersommer sprechen konnte.

Zwei Wochen waren verstrichen, seitdem Unica nach dem Hofe übersiedelte, und diese kurze Zeit hatte genügt,

sie dem vereinsamten Elternpaar unentbehrlich zu machen. Es war, wie Blisterchen andeutete: wohin sie sich wenden mochte, gleichviel, ob in den Zwillingshäuschen oder auf dem Hofe, überall verbreitete sie Licht und Wärme. Anmuthig waltete sie in ihrem neuen Heim, liebreich ging sie der Baronin in Allem zur Hand, dienstfertig bewegte sie sich um den Baron, und wenn sie jetzt deren Blicken begegnete, so konnte sie dieselben nur mit einem süßen Lächeln innigster Dankbarkeit für die ihr entgegengetragene unzweideutige Zuneigung lohnen. Das gegenseitige Vertrauen wuchs im heiteren Verkehr, wie in den Stunden ernster, wehmüthiger Gespräche. Selbst Blisterchen söhnte sich mit der Lage der Dinge aus, während Unica's Pflege-Eltern diese Wandlung mit Stolz begrüßten, in den sich täglich mehrfach wiederholenden Besuchen ihres Lieblings nach wie vor Ersatz für den abwesenden Amandus fanden.

Zwei Wochen waren verstrichen, welche man auf dem Hofe unter dem Einflusse Unica's als Aufathmen nach schwerer Zeit hätte bezeichnen mögen, als abermals Sorgen und Unruhe, wenn auch nur auf den Baron sich beschränkend, ihren Einzug hielten. Aus weiter Ferne waren sie gekommen, und zwar von derselben Hand, welche schon früher die heillose Erpressung versuchte. Lange betrachtete der Baron die unverkennbare Aufschrift, bevor er sich entschloß, den Brief zu öffnen. Wie der erste, enthielt auch dieser böse Drohungen und Forderungen, welchen dadurch erhöhtes Gewicht beigelegt worden war, daß ein erbrochener, an den Doktor Hasselfeld gerichteter Brief dieselben begleitete. Ein kurzes Dankschreiben war es, verfaßt in den

wärmsten Ausdrücken und unterzeichnet: „Charon, Fährmann am Kanadian.“ Vor einer längeren Reihe von Jahren aufgesetzt, hatte es augenscheinlich die Bestimmung, erst nach dem Tode des Schreibers an seine Adresse befördert zu werden. Obwohl Adams jenen Charon oder vielmehr den Junker Hans, wie er ihn ausdrücklich nannte, als des besten Wohlseins sich erfreuend schilderte, konnte der Baron sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß das Grab sich bereits über ihm geschlossen habe, durch seinen Tod aber die etwaige Hinterlassenschaft einem elenden Verbrecher zugänglich geworden. Doch dies Alles trat weit zurück vor dem einzigen Gedanken, daß sein Bruder, dessen Handschrift er auf den ersten Blick wiedererkannte, dennoch aus dem Gefängniß entkommen war, der Doktor und dessen Freund Schierling also eine doppelte Täuschung an ihm begangen hatten. Die Erklärung dafür lag freilich nahe genug; um so peinlicher berührte ihn, daß jene Herren, wenn sie seinem Bruder großmüthig zur Flucht verhalfen, ihm ein grauenhaftes Bild vor Augen führten, anstatt ihm die volle Wahrheit anzuvertrauen und dadurch seinen Dank zu erwerben. Er selbst wäre ja der Letzte gewesen, den Schleier eines Geheimnisses zu lüften, welches so viele lange Jahre unangetastet geblieben und auch jetzt noch in seinem Ruchbarwerden unberechenbare Gefahren in sich barg. Sein Bruder befand sich zwar außerhalb der Grenzen jeglicher Nachstellungen, aber Diejenigen, die einst sein Entkommen begünstigten — es konnte ihnen nicht verargt werden, wenn sie, unbekümmert um die Empfindungen Anderer, ihr Geheimniß mit in die Erde hinabzunehmen wünschten.

Ernster noch beschäftigte er sich darauf mit seinem Bruder, und schwerer erschien ihm die Schuld, welche er ihm gegenüber einst auf sich geladen hatte. Wie mußte der Unglückliche gekämpft und gerungen haben, um sich und vor Allem seine Tochter gegen Mangel und Noth zu schützen? Wie mußte er gelitten haben unter dem Druck widriger Verhältnisse, unter dem Bewußtsein der eigenen Verschuldung des auf ihn hereingebrochenen Verhängnisses. Als Fährmann hatte er sein Brod im Schweiße des Angesichts gegessen, als schwieliger Handarbeiter, ohne Freunde, die vielleicht Theilnahme für ihn und sein Geschick gehegt hätten. Und doch hatte er verschmäht, seine heimlichen Klagen bis dahin dringen zu lassen, wo sie nicht ungehört verhallt wären. Jetzt war er todt, gestorben, ohne ein letztes Wort der Versöhnung, des gegenseitigen Verzeihens und Vergessens. Gestorben mit dem letzten Gedanken, seine Tochter schutzlos zurückzulassen, preisgegeben allen Unbilden einer erbarmungslosen Welt.

Eine Mädchengestalt tauchte vor seinen geistigen Blicken auf. Wie durch einen Schleier hindurch sah er in ein Antlitz, welchem die regsame Phantasie die zartverjüngten Züge seines Bruders verlieh. Wie mochte sie zur Zeit ihre besten Jugendkräfte hinopfern, um sich ein bescheidenes Dasein zu sichern? Wie sich beugen und winden unter der Tyrannei eines gewissenlosen Abenteurers, welcher schließlich, wenn seine Drohbriefe nicht mehr fruchteten, sie selbst als Mittel zu den schamlosesten Erpressungen benutzte? Unbestimmtes Sehnen ergriff ihn. Bald galt es dem unbekannten jungen Wesen selber, mit welchem er sich verwandt-

schaftlich nahe verbunden fühlte, bald der Gelegenheit, die einem Verstorbenen bewiesene Lieblosigkeit in dessen Tochter zu sühnen. Wo war sein Egoismus geblieben? Wo die unnachsichtliche Strenge in der Beurtheilung Anderer? Wie er selbst einst gegen den Bruder, so hatte gegen ihn jetzt das Schicksal eine Geißel geschwungen und zu dieser seinen eigenen Sohn auserkoren.

So grämte, sorgte und marterte sich der Baron ohne Aufhören. Wie verirrt in einem Labyrinth suchte er vergeblich nach einem Ausweg aus den seinen Geist bedrückenden Wirren. Pläne entstanden, um alsbald wieder zu zerrinnen. Keine Seele besaß er, der er sich hätte anvertrauen, mit der er hätte berathen dürfen. Zur strengen Verheimlichung war er gezwungen, um das Uebel seine Kreise nicht über die noch bestehenden Grenzen hinaus entsenden zu lassen. —

Am dritten Tage nach Empfang des unheimlichen Briefes war es, als der Baron von einem Morgengange durch den Park heimkehrte. Er bog in demselben Augenblick um die Ecke des Hauses herum, in welchem eine der wenigen Miethskaleschen des Städtchens vor der Rampe anhielt. Bis zu einem gewissen Grade menschenscheu und von jeder unerwarteten Unterbrechung seiner Einsamkeit neuen Verdruß befürchtend, trat er in den Schutz der Giebelwand zurück, um sich zuvor von dort aus über die Persönlichkeit des eintreffenden Besuches zu unterrichten.

Der Diener war an den Wagen getreten und hatte den Schlag geöffnet; doch erst nach mehrfachem Hin- und Herfragen bequemte ein kleiner untersetzter Herr sich dazu, aus-

zusteigen. Erleichtert athmete der Baron auf, als er den Doktor Hasselfeld erkannte, und gleichzeitig setzte er sich wieder in Bewegung.

Der Doktor, noch in lebhaftem Gespräch mit dem Diener, hatte die Rampe erstiegen; bevor er die Thür erreichte, erschien Unica in derselben. Höflich zog er den Hut. Anstatt indessen sich zu verneigen, prallte er, wie der Baron deutlich gewahrte, einen Schritt zurück, und mit einem Ausdruck namenlosen Erstaunens sah er starr auf die in ihrer Verlegenheit lieblich Erröthende.

„Doktor Hasselfeld bittet um die Ehre, dem Herrn Baron von Scherben seine Aufwartung machen zu dürfen," brachte er endlich hervor, noch immer befremdet in Unica's blühendem Antlitz suchend, als auf dem halben Wege nach der Rampe hinauf des Barons Stimme ertönte.

„Und ich heiße den Herrn Doktor willkommen," sprach er förmlich befangen, und nach der ersten Begrüßung fügte er hinzu: „Es sollte mich kaum überraschen, verdankte ich die Ehre Ihres Besuches einem aus weiter Ferne eingetroffenen Briefe."

Der Doktor verneigte sich zustimmend. Auf seinem freundlichen runden Gesicht wogten noch immer Zweifel, offenbar wachgerufen durch Unica's Erscheinung. Als er sich der Thür wieder zukehrte, war sie verschwunden, und sichtbar enttäuscht wendete er sich mit den Worten an den Baron: „Die junge Dame, welche ich eben begrüßte, ich fürchte fast, sie erschreckt zu haben. Sie erinnerte mich so lebhaft an Jemand, daß ich glaubte, ihr schon früher begegnet zu sein."

„Fräulein Velten, unsere Gesellschafterin," erklärte der Baron bereitwillig, „eines ehrbaren Schmiedemeisters Tochter, welcher von einem gütigen Geschick Gelegenheit geboten worden, ihr Wesen und Wissen in Einklang mit den Vorzügen ihrer äußeren Erscheinung und den Eigenschaften ihres Herzens zu bringen."

„Fräulein Velten — Tochter eines Schmiedemeisters, und hier im Hause — wunderbar —" sprach der Doktor unter dem Einflusse der ihn bestürmenden Empfindungen gleichsam unbewußt vor sich hin.

„Seit kurzer Zeit erst," bestätigte der Baron, durch des Doktors zerstreutes Wesen sichtbar beunruhigt, „und doch genügten uns die wenigen Tage, sie herzlich lieb zu gewinnen."

Der Doktor wiegte sein Haupt leise wie im Unglauben und wiederholte zu des Barons Befremden halblaut: „Wunderbar, wunderbar —" Dann freier: „Ja, ich erhielt einen Brief aus der Ferne, und zwar von demselben Menschen, welcher an Ihnen seine Erpressungen versuchte. Dessen Inhalt war ein derartiger, daß ich mich zum Zweck einer Zusammenkunft mit Ihnen zur Reise hierher entschließen mußte. Es gibt nämlich Dinge, welche man dem Papier nicht anvertrauen darf, im persönlichen Verkehr dagegen leichter erledigt."

Sie waren in die Halle eingetreten, wo der Baron unverweilt den Weg nach seinem Arbeitszimmer einschlug. Sein Antlitz hatte sich umwölkt. Indem der Doktor die an ihm begangene Täuschung unmittelbar eingestand, gewann die Erinnerung an das, was er in Schierling's Laboratorium erfuhr, neues Leben. Erst als sie einander

gegenüber saßen und der Doktor mit klaren Worten den Betrug zugab, kehrte seine Besonnenheit zurück, daß er dessen Mittheilungen aufmerksam und mit vollem Verständniß zu folgen vermochte. Und nichts verschwieg der alte Herr. Ergreifend schilderte er die letzten Tage einer sterbenden jungen Mutter und die Beschwörungen, unter deren Einfluß er selbst die sträfliche Befreiung eines Gefangenen unternommen hatte; ergreifend das Wiedersehen der beiden Gatten und das Gelöbniß, welches der Vater des verwaisten Kindes in die Hand der Sterbenden, wie über die Todte hin gebrochenen Herzens ablegte; ergreifend, daß des Barons Augen im Jammer sich trübten, er nur noch die einzige Regung einer unendlichen Milde kannte, in Achtung und tiefes Dankgefühl sich umwandelte, was kurz zuvor noch als eine Empfindung gehässigen Vorwurfs in ihm lebte.

„Und damit haben Sie die Erklärung dafür," schloß der Doktor endlich, „daß Ihr Bruder, getreu seinem Eide, nie ein Lebenszeichen von sich gab. Todt wollte er sein; der Vergessenheit anheimfallen sollte sein Name, wie der seiner Tochter. Und so wäre es geschehen, hätte ein elender Verräther seinen Weg nicht gekreuzt und irgend welche unselige Entdeckungen hinterlistig zu selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten getrachtet."

„Aber seine Tochter," versetzte der Baron, durch des Doktors Mittheilungen bis in's Mark hinein erschüttert, „trotz seines Versprechens nahm er sie mit fort," und wie zum Beweise legte er die Hand auf die vor ihm ausgebreiteten Briefe.

„Ich selbst glaubte es lange," antwortete der Doktor, „und wer hätte deshalb einen Stein auf den verzweifelnden Vater werfen mögen. Ja, viele Jahre glaubte ich es, zumal alle meine Nachforschungen erfolglos blieben. Und ich forschte redlich, soweit es unter den obwaltenden Verhältnissen überhaupt möglich, ohne jemals die leiseste Spur zu entdecken, bis ich, das Nutzlose meiner Bemühungen einsehend, sie endlich, wenn auch mit Widerstreben, gänzlich einstellte. Jahre gingen dahin und es befestigte sich in mir die traurige Ueberzeugung, daß Ihr Bruder in der Fremde sein Ende gefunden habe, und damit das letzte Mittel verloren gegangen sei, seine unzweifelhaft unter einem anderen Namen lebende Tochter aufzufinden. Erst Ihr Besuch bei mir und die Kenntnißnahme jenes von verruchter Hand geschriebenen Briefes bewirkten eine Wandlung in meinen Anschauungen. Ich, der ich mit eigenen Augen Ihren Bruder mit seinem Kinde auf den Armen in der Dunkelheit verschwinden sah, bezweifelte keinen Augenblick die Wahrheit der in jenem Schreiben niedergelegten Angaben; und doch durfte ich Ihnen gegenüber, mochte es mich schwere Ueberwindung kosten, nicht anders handeln, als es geschah. Indem ich aber Sie von Ihrer Unruhe befreite, nahm ich selbst eine schwere Last auf mein Gewissen. Fortgesetzt erwog ich alle möglichen Folgen, wenn jener elende Schurke mit seinen Erpressungsversuchen fortfahren sollte. Außerdem quälte mich das schmerzliche Bewußtsein, daß Ihr Bruder trotz seines Gelöbnisses das Kind mit sich fortgenommen und, im Falle seines Todes, einer ungewissen Zukunft entgegengeführt habe. Der in

mir erwachte herbe Vorwurf gegen ihn lebte indessen nur wenige Tage nach Ihrem Besuche. Dann erhielt ich die untrüglichsten Beweise, daß Ihr Bruder, trotz der Schwere des von ihm geforderten Opfers, dem vor seiner sterbenden Frau abgelegten Gelübde getreu, seine Tochter auf einer Stelle untergebracht hatte, wo sie, ahnungslos wie ihre Umgebung, unter dem Schutze eines großmüthigen Wohlthäters als einfaches Bürgermädchen zu einer lieblichen Jungfrau erblühte."

„So hindert mich nichts, das arme Kind aufzusuchen, es zu mir zu nehmen, ihm die Eltern zu ersetzen?" fragte der Baron hastig und ängstliche Spannung offenbarte sich in seinem Blick.

„Es hindert Sie nichts, wenn Sie sich verpflichten, die berechtigten Wünsche ihrer Eltern zu achten," antwortete der Doktor, den Baron fortgesetzt theilnahmvoll überwachend, „und in deren Willen lag unzweideutig, die Möglichkeit abzuschneiden, daß durch Lüften des ihre Vergangenheit umhüllenden Schleiers ein Stachel in die Seele ihrer Tochter gesenkt werde. Die Opfer, welche Ihr Bruder blutenden Herzens brachte, sie dürfen nicht hinfällig gemacht werden."

Düster sah der Baron vor sich nieder. Erst nach einer Pause antwortete er mit Widerstreben: „Ich sehe es ein, ja, ich begreife es. Alles, Alles soll geschehen, wie es im Einklang mit den Wünschen ihrer todten Eltern. Um den Preis, ihr Hort zu werden, gehe ich auf jede Bedingung ein — aber wo finde ich sie, Herr Doktor? Wo finde ich sie?" Und dringlicher: „Ist es denn Wahrheit? Kann kein Irrthum walten?"

„Jeder Irrthum ist ausgeschlossen. Abgesehen von der Zuverlässigkeit meines Gewährsmannes, hätte der erste Blick auf sie — und sie ist das Ebenbild ihrer armen Mutter — mich schon allein überzeugt. Sie selbst sahen Ihres Bruders Frau nicht?“

„Leider nie. Verhältnisse, welchen ich heut fluche, hinderten es einst. Doch ich wiederhole, wo finde ich die Aermste? Meine Sehnsucht nach ihr wächst in demselben Maße, in welchem die Erfüllung eines lange gehegten stillen Wunsches in den näheren Bereich der Möglichkeit tritt — wo lebt sie und in welcher Lage? Sie haben sie gesehen — Sie müssen es wissen.“

„Ja, vor Kurzem sah ich sie und anscheinend in freundlichen Verhältnissen — Herr Baron,“ — und des Doktors Stimme zitterte vor Bewegung unter dem Eindruck der auf ihn einstürmenden Traumbilder verschollener Tage — „ahnen Sie es immer noch nicht? Vor einer Stunde erst begegnete ich ihr —“

Geräuschvoll sprang der Baron empor.

„Unica Velten!“ rief er bestürzt aus. „Herr Doktor — es ist nicht wahr — unmöglich —“

„Und dennoch wahr,“ fiel der Doktor in seiner milden Weise ein, „glauben Sie aber nicht meinem Wort, so wenden Sie sich vorsichtig an Frau Blister, die hier in der Nachbarschaft leben soll.“

Der Baron bedeckte seine Augen mit der Hand.

„Also daher rührt die Feindschaft der Alten —“ sprach er gedämpft, „mein Gott, das Kind unter meinen Augen aufgewachsen in rußiger Werkstatt — ich fasse es nicht —

und doch lag es so nahe — ich hätte es errathen müssen.“ und hastig schritt er der Thüre zu.

„Wohin, um Gottes willen, wohin?“ rief der Doktor ihm nach.

Der Baron blieb stehen.

„Ich vergaß,“ sprach er sichtbar erschrocken und seine Stimme zitterte vor Wehmuth, „Unica, Unica, Du liebes treues Kind, Du stolzes und doch so bescheidenes Gemüth — meines unglücklichen Bruders Tochter, meine eigene Nichte!“

Er warf sich auf seinen Stuhl. Erschüttert sah er vor sich nieder. Er schien die Anwesenheit des Doktors vergessen zu haben. Erst nach einer längeren Pause des Schweigens fuhr er wie im Selbstgespräch fort: „Wie soll ich ihr begegnen? Ich kann ihr nicht in die Augen blicken, ohne mich zu verrathen — ich fasse es immer noch nicht.“

Und weiter sprach der Doktor, weiter freundlich ermuthigend und beschwörend. Von einem Wohlthäter erzählte er, welcher mit treuer Pietät für Unica's Erziehung Sorge getragen habe, dessen Name aber nicht genannt werden dürfe; von einem Manne, welcher verdiene, daß man seine Uneigennützigkeit dadurch ehre, daß man keine Nachforschungen weder nach ihm noch den ihn in seinem Thun leitenden Beweggründen anstelle. Aber auch von einer schwergeprüften Dulderin sprach er, von seinem letzten Verkehr mit ihr und von den Empfindungen, welche ihn beim ersten Anblick ihrer lieblichen Tochter beinahe übermannten.

Aufmerksam lauschte der Baron. Was ihn bewegte,

es prägte sich verständlich auf seinen Zügen aus. Die harte Rinde, welche einst seine Brust umpanzerte, sie war geschmolzen. Was das eigene Unglück anbahnte, es wurde gefördert durch die Vergegenwärtigung der selbstlosen Opferwilligkeit Anderer.

„Mein armer Bruder, warum durfte er das nicht erleben," sprach er wie im Traume, nachdem der Doktor geendigt hatte, und eifrig nahm dieser wieder das Wort:

„Erwies die Nachricht über seine Tochter sich als eine erfundene, so ist damit nicht erwiesen, daß die ihn selbst betreffende Angabe ebenfalls eine falsche. Und so halte ich für mehr als wahrscheinlich, daß er noch unter den Lebenden weilt. Doch auch in diesem Falle muß die zwischen Vater und Tochter errichtete Scheidewand bestehen bleiben. Nimmermehr darf das Geheimniß auch noch vor Anderen gelichtet werden. Zu Hohes steht auf dem Spiel. Nur eine leise Spur braucht gezeigt zu werden, und ähnlich giftigem Gewürm schleichen böswillig und unvorsichtig weiter getragene Gerüchte sich in ein glückliches, sorgloses Gemüth ein, dessen Seelenfrieden unheilbar untergrabend. Wir dürfen uns nicht schwächer zeigen, als Charon, der einfache Fährmann am Kanadian."

„Aber der Mensch, welchem es gelang, seiner Papiere sich zu bemächtigen, wie kann seinem Treiben ein Ziel gesteckt werden?"

„Wir kennen seine Pläne und damit sind uns die Mittel geboten, sie unschädlich zu machen. Wer mißt den Aussagen eines verworfenen Schurken überhaupt noch Glauben bei?"

Der Baron versank in Nachdenken. Auf seinem geneigten Antlitz verrieth sich, wie es in seinem Innern webte und wirkte. Plötzlich richtete er sich, wie von einem rettenden Gedanken durchströmt, wieder empor, und den Doktor fest ansehend, sprach er, jedes einzelne Wort besonders betonend: „Wenn nicht den Vornamen ihrer Mutter, so soll meine Nichte wenigstens den Namen ihrer Vorfahren tragen. Nichts hindert mich, unter der Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften, Unica als meine Tochter zu adoptiren."

„Wie wollten Sie ein derartiges Verfahren vor ihr selbst erklären?" fragte der Doktor warnend. „Nein, nein, eine Adoption würde unfehlbar den zunächst liegenden Gerüchten Thüren und Thore öffnen. Und wer sagt Ihnen, daß das junge Mädchen bereit wäre, den Namen Derjenigen abzulegen, die sie als ihre wirklichen Eltern liebt und verehrt?"

„Therese von Scherben soll als Unica Velten durch's Leben gehen?"

„Das muß dem Ermessen Jemandes anheimgegeben werden, der bisher ihre Wohlfahrt getreu im Auge behielt. Von ihm hängt Alles ab: ob sie die Wahrheit ihrer Geburt je erfährt, ob bei ihrer Großjährigkeitserklärung oder vorher auf Grund ihrer Verheirathung."

„Aber wer ist es, dem eine beinah unumschränkte Gewalt über meine Nichte eingeräumt worden?"

„Ich vermuthe, Jemand, der einst in näherer Beziehung zu der Familie ihrer Mutter stand."

„Sie kennen den Mann?"

„Erst seit einigen Wochen. Ein ähnlicher Brief, wie derjenige, welchen Sie empfingen, wenn auch nicht an ihn selbst gerichtet, führte ihn zu mir. Mit ihm vereinbarte ich auch meinen heutigen Besuch bei Ihnen. Des Weiteren rechnet er zuversichtlich auf unsere Achtung vor seinen Maßnahmen. Ihrer Nichte Wohlfahrt steht ihm höher, als alle anderen Rücksichten."

Wiederum sann der Baron eine Weile nach, dann bemerkte er, wie einer freundlichen Hoffnung entsagend: „Ich bezweifle selbst, daß Unica in eine Adoption willigen würde. Sie würde darin eine Kränkung ihrer Pflege-Eltern erblicken, und dergleichen über sich ergehen zu lassen, ist sie zu stolz. Der vermeintlich angestammte Hammer und Ambos gilt ihr höher, als alle Kronen der Welt; ich weiß es aus dem eigenen Munde des treuen Kindes. Ob ihre Pflege-Eltern über ihre Herkunft unterrichtet sind, ahne ich allerdings nicht."

„Wohlweislich wurde sie ihnen verschwiegen. Außer Fräulein Unica's unbekanntem Beschützer, mir und meinem Freunde Schierling und jetzt auch Ihnen, ist nur noch jene Frau Blifter mit der Sachlage vertraut."

„So mag es denn dabei bleiben, bis das Geschick selber es eines Tages anders gebietet," versetzte der Baron erregt, und den Doktor freundlich einladend, führte er ihn seiner Frau und Unica zu. —

Trotz der herzlichen Vorstellungen des Barons und seiner Frau trat der Doktor noch selbigen Abends die Heimreise an. Es begleiteten ihn neue lichte Erinnerungen, die mit anderen in ferner Vergangenheit liegenden, von Wehmuth durchwobenen eng zusammenfielen. —

Es war, wie der Baron vorhergesagt hatte: Verrath von sich selbst befürchtend, wagte er nicht, in Unica's Augen zu schauen. Die Lampe auf dem mit Zeitungen bedeckten Tisch brannte. Die Baronin blätterte in einem Buch, während er selbst, das Haupt geneigt und die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, langsam auf und ab wandelte. Eine trübe Unterhaltung hatten sie geführt. Jetzt warteten Beide auf Unica, welche sich nach den Zwillingshäuschen begeben hatte. Schwer lastete das ihm anvertraute Geheimniß auf dem Baron, doppelt, weil er die in ihm lebenden Empfindungen nicht zum Ausdruck bringen durfte. Endlich unterschied er Unica's Stimme auf dem Korridor, wo sie dem Diener für seinen ehrerbietigen Gruß freundlich dankte. Als sie eintrat, legte die Baronin das Buch zur Seite, und mit unverkennbarem Wohlwollen betrachtete sie die sich leicht und anmuthig einherbewegende Gestalt.

Der Baron war stehen geblieben.

„Unica," redete er diese an, sobald sie neben ihm eingetroffen war, „hast Du Deinen Sinn noch nicht geändert? Fürchtest Du nicht, eine Uebereilung begangen zu haben? Bedenke, Sterbliche sind nicht im Stande, die Zukunft nach ihrem eigenen Wünschen und Hoffen zu gestalten."

Ueber Unica's Antlitz hatte sich liebliche jungfräuliche Gluth ausgebreitet. Ein süßes Lächeln der Befangenheit schwebte um ihre Lippen, während eine gewisse Entschiedenheit aus ihren guten Augen leuchtete.

„Ich gehöre zu ihm," antwortete sie fest, „so schrieb ich, und zur Zeit muß mein Brief in seinen Händen sein.

Ich warte auf seinen Ruf, um mich ihm zuzugesellen, je eher, um so lieber."

In der Baronin Augen waren Thränen gedrungen, Thränen emporgesendet aus einem geängstigten Mutterherzen. Der Baron aber hatte Unica an sich gezogen und küßte sie auf die Stirn.

„Wie auch Alles enden mag," sprach er mit vor Bewegung zitternder Stimme, „als meine Tochter betrachte ich Dich immerdar; und so laß auch Du Dein Vertrauen zu mir fortan das einer treuen Tochter sein."

So genügte der Baron dem Drange der durch den Doktor in ihm wachgerufene Empfindungen. Gleich darauf kniete Unica vor der Baronin, und ihr Antlitz auf deren Schoß bergend, weinte sie bitterlich. Zwei schlanke Hände ruhten schmeichelnd auf ihrem Haupte. Hier noch eines Grobschmieds Tochter, dort die hochgeborene Verwandte: ein Engel der Versöhnung und unergründlicher Liebe war sie Beiden geworden.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Ein unerwarteter Gast.

Ob stilles Leid die Gemüther beengt, ob freundliche, wenn auch zagende Hoffnungen die Herzen erweitern; ob Bilder kommenden Glücks sich schüchtern in die Träume einflechten, ob Wehmuth erzeugende der Vergangenheit im Schlaf beunruhigen: die Zeit wird dadurch in ihrem Enteilen nicht gehemmt, nicht beflügelt. Unabänderlich wandeln die Gestirne ihre alten ewigen Bahnen; unabänderlich wechselt die Sonne zwischen Ost und West und mit ihr wechseln

Tag und Nacht. Dem Sommer folgt der Herbst. Was jener reifte, dieser tödtet es unnachsichtlich. Unwirsch schüttelt der Novembersturm die letzten Blätter von den Wipfeln, um in ihnen dem Erdboden neue Zeugungskraft zuzuführen. Starr strecken die in Winterschlaf versenkten Bäume ihre nackten Zweige empor, daß sie von den Gestorbenen ihres Geschlechts kaum zu unterscheiden. Bei ihnen ist es, wie bei den Menschen: Der Tod ist des Schlafes Bruder. So im entlaubten Park, in dessen Bereich an traulichen Herden das Leben in friedlicher Stille sich abspinnt, so da, wo tiefe Einsamkeit zwischen Himmel und Erde schwebt, der Kanadian mit erhöhter Gewalt seine herbstlich geschwollenen Fluthen dem Arkansas zuträgt.

Der Winter ist vor der Thür. Eintönig grau wölbt sich der Himmel, den Eintritt der Dämmerung beschleunigend. Vereinzelte Schneeflocken, vom heftigen Nordwestwinde gejagt, sendet er nieder. Sie meinen es indessen nicht ernstlich, sondern vergehen, nachdem sie den feuchten Erdboden kaum berührten, um es den sie begleitenden Regentropfen gleich zu thun. Alles trieft. Kalt, unfreundlich ist das Wetter, düster die Beleuchtung. Mit hohlem Brausen streicht der Wind durch das sich schwerfällig wiegende Geäst und über den Schornstein der Fährhütte hinweg; niederwärts wirbelt er die demselben entquellende dichte weiße Rauchsäule. Wie in der Natur hat sich auch in der nächsten Umgebung der Hütte seit den sonnigen Sommertagen Manches geändert. Einige Schritte von der Hausthür und sich an die Blockwand lehnend, ist für Tommy eine seinen bescheidenen

Ansprüchen mehr als genügende Wohnung eingerichtet worden. Regelrecht geschichtet erheben sich auf der Giebelseite Pyramiden grob gespaltenen Brennholzes. Heu und Maisstroh füllen den Schuppen; in dem kleinen Stall rasten Pferde und Kühe beim Kornfutter, nachdem sie auf dürftiger Weide einige Stunden verbrachten; das Federvieh hat bereits seine Schlafstellen aufgesucht. Alles athmet winterliche Ruhe und Fürsorglichkeit. Mit um so regerer Theilnahme hätte man einen einsamen Wanderer beobachtet, welcher auf dem jenseitigen Ufer zum Wasser hinunterschritt und von dort aus die Fährhütte nachdenklich betrachtete. Die den schlanken Körper umhüllende Bekleidung schien nicht sonderlich auf das herrschende rauhe Wetter berechnet zu sein, ein langer Marsch auf morastigen Wegen ihn ermüdet zu haben. Doch ob der wasserschwere Filzhut die breite Krämpe ringsum tief senkte, Regen und Schnee in das hübsche, tief gebräunte jugendliche Antlitz schlugen und in dem braunen Vollbart große Tropfen bildeten: seine blauen Augen blickten so zuversichtlich, als hätte sein frischer Muth durch nichts in der Welt gebeugt werden können. Dabei führte er nicht einmal Waffen, wenigstens keine sichtbaren mit sich, sondern nur einen Wanderstab, höchstens geeignet, einen bissigen Hund abzuwehren. Auf dem Rücken trug er dagegen, mittelst eines Riemens an die Schultern befestigt, einen straff gefüllten Sack aus Teppichstoff, und der zeugte gerade nicht von allzugroßem Reichthum.

Eine Minute mochte der junge Reisende mit sich zu Rathe gegangen sein, als er den Stock vor sich in den

Sand stieß und, beide Hände an den Mund legend, über den Strom rief: „Hol' über!"

„Der Teufel mag gegen den Wind schreien," haderte er darauf mit seiner Lage, „wenn das Jemand drüben hört, ist er begabter, als gewöhnliche Sterbliche."

Im Begriff, seinen Ruf zu wiederholen, entdeckte er, daß die Thür der Fährhütte sich öffnete, ein Mann in's Freie trat und den Weg zum Wasser hinunter einschlug. Bald darauf trennte der Prahm sich von dem Ufer und nach Ablauf der erforderlichen Frist knirschte er vor ihm auf den Sand.

Während des letzten Theils der Fahrt hatten Charon und der junge Fremde Gelegenheit gefunden, sich Einer mit des Anderen Erscheinung ein wenig vertraut zu machen. Das alsbald eröffnete Gespräch trug daher bis zu einem gewissen Grade den Charakter der auf beiden Seiten empfangenen Eindrücke.

„Ich fürchtete schon, unter einem Strauch übernachten zu müssen," rief der junge Mann sorglos aus, und ohne das Stillstehen des Prahms zu erwarten, sprang er hinein. „Sie sind doch der Herr Charon?"

„Charon ist mein Name," antwortete dieser, den geschmeidigen zutraulichen Fremden mit Wohlgefallen betrachtend; „im Uebrigen mögen Sie zufrieden sein, daß Sie nicht eine halbe Stunde später eintrafen, wenn Dunkelheit zwei wachsame scharfe Augen hinderte, über den Strom hinweg eine menschliche Gestalt zu erkennen. All' Ihr Schreien, und hätten Sie ein Sprachrohr zur Hand gehabt, wäre bei der rauhen Luftströmung vergeblich gewesen."

„So bin ich den wachsamen Augen um so dankbarer,“ versetzte der Fremde, und lachend streifte er den Sack von den Schultern, um den Fährmann in seiner Arbeit zu unterstützen; „wäre es doch ein zweifelhaftes Vergnügen gewesen, hungrig und durstig mit dem unheimlich feuchten Himmel sich zuzudecken. Also der Herr Charon sind Sie; da erlaube ich mir, entgegen der Landessitte, mich ebenfalls in aller Form vorzustellen: Scherben heiße ich; nennen Sie mich Joachim — halloh, Herr Charon, fallen Sie nicht,“ fügte er mit freundlicher Theilnahme hinzu, als den Fäusten des vor ihm Einherschreitenden das nasse Tau entschlüpfte und er nach Verlust des Haltes auf das eine Knie sank.

„Kommt zuweilen vor,“ erwiederte Charon, wie infolge übermäßiger Anstrengung nach Athem ringend, und schnell packte er wieder das Tau, „Sie nennen sich Joachim?“ fügte er hinzu, und Molly wäre nicht entgangen, daß seine Stimme plötzlich einen fremdartigen Klang erhalten hatte.

„Joachim Scherben,“ bestätigte dieser gleichmüthig, und er folgte zu einem neuen Zuge Charon nach dem anderen Ende des Prahms hinüber, „Joachim allein genügt indessen; ich höre es sogar lieber als: Herr Lieutenant Baron von Scherben,“ und aus dem Lachen, welches er über den Strom hinsandte, tönte bitterer Spott hervor.

Charon antwortete nicht. Die Arbeit schien alle seine Sinne zu fesseln, der Prahm für ihn sein Gewicht verdoppelt zu haben. Erst nach einer Pause bemerkte er wie beiläufig: „Was kann Sie nur zu solcher Jahreszeit in diesen ungastlichen Theil des Landes geführt haben?“

„Das ist eine lange Geschichte," entgegnete Joachim ernst, „zu lang, um jetzt den Anfang damit machen zu können. Vorläufig nur so viel: Ich wurde angewiesen, Charon, den Fährmann am Kanadian aufzusuchen und Nachforschungen nach einem gewissen Adams anzustellen."

„Wer beauftragte Sie?"

„Mein eigener Vater."

„Schickte er Sie zu solchem Zweck über's Meer?"

„Das nicht," antwortete Joachim zögernd. „Ich befand mich eben auf dieser Seite des Oceans, da benutzte er die Gelegenheit. Nach Fort Smith gelangte ich auf dem Wasserwege leicht genug. Von dort bis hierher gebrauchte ich dagegen volle fünf Tage. Verlor ich mich nicht gänzlich, so verdanke ich das den indianischen Ansiedlern, die mich hier und da gastfreundlich aufnahmen und beherbergten."

Sie hatten das Ufer erreicht. Schweigend befestigte Charon den Prahm, während Joachim seinen Reisesack auf den Rücken schwang; dann schritten sie neben einander nach dem Hohlwege hinüber.

„Kennen Sie diesen Adams?" fragte Joachim nach Zurücklegung einer kurzen Strecke, und mit einer an Scheu grenzenden Ehrerbietung betrachtete er den finster schauenden Fährmann von der Seite.

„Ich kannte ihn," gab Charon eintönig zu, „ein verkommener Mensch, der es zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, von dem Mark Anderer zu zehren. Doch was soll es mit dem? Ernste Gründe müssen vorliegen, um Jemand bloßer Nachforschungen halber bis in die Wildniß hinauszusenden."

„Das Nähere ist mir fremd," hieß es zurück, „ich vermuthe aber, daß er sich brieflich um Unterstützung an meinen Vater wendete. Irre ich nicht, so stand er einst in Beziehung zu unserem Hause oder irgend einem Mitgliede unserer Familie. Ich wüßte sonst nicht, wie er dazu kommen sollte, sich gerade an meinen Vater zu wenden, ebenso wenig, was meinen Vater veranlassen könnte, so viel Aufhebens von ihm zu machen. Er soll übrigens Galle heißen und Adams nur ein angenommener Name sein."

„Und diesen verworfenen Menschen brachte man in Beziehung zu meinem Namen?" bemerkte Charon.

„Ein Räthsel, welches ich selbst am wenigsten zu lösen vermag. Er wird in seinem Briefe Ihren Namen genannt haben. Woher sonst hätte mein Vater ihn erfahren?"

„Gleichviel," erwiederte Charon rauh, „was auch immer diesen Galle oder Adams in seinen Handlungen bestimmt haben mag, seitdem er an einem Baumast endigte, und das geschah vor drei Monaten, ist die ganze Angelegenheit der Rede nicht mehr werth."

Joachim blieb stehen.

„Sie meinen, er sei gehangen worden?" fragte er betroffen.

„Gehangen," bestätigte Charon finster, „das theilen Sie Jedem mit, dem wünschenswerth, es zu erfahren. Gehangen wegen Raub und Mord, und zwar auf außergerichtlichem Wege; das heißt, ich selbst hatte dabei keine Hand im Spiel. Ich denke, das veranschaulicht am besten seine Zuverlässigkeit in den von ihm etwa abgelegten Er-

öffnungen. Doch was stehen wir hier länger in dem Unwetter? Der Abend bricht herein; da rathe ich Ihnen, bei mir zu übernachten."

„Sie kommen meiner Bitte zuvor und mit herzlichem Dank nehme ich Ihre Einladung an. Anderenfalls wäre ich auf dieser Seite des Stromes nicht besser aufgehoben, als auf der anderen."

Charon antwortete nicht. Es lag etwas eigenthümlich Düsteres in seiner Haltung wie in der Schweigsamkeit, mit welcher er seinen Gast nach der Hütte hinüberführte, so daß dieser sich der Empfindung nicht verschließen konnte, ungelegen gekommen zu sein. Andere Eindrücke gewannen indessen die Oberhand, als sie vor der Hausthür eintrafen und der Bär seine Hütte verließ, um den Fremden gewohnheitsmäßig zu beschnuppern.

„Eine wunderliche Art von Hofhund," bemerkte Joachim etwas erzwungen.

„Wir helfen uns hier draußen in der Einsamkeit der Wildniß so gut wir können," antwortete Charon, indem er die Thüre öffnete, „der Bursche ist übrigens harmlos. Sie mögen ihm begegnen wie einem alten Freunde."

Sie traten von dem schmalen Flurgange in Charon's Wohnung. Wohlthuende Wärme strömte Joachim entgegen; seine Blicke begegneten den Merkmalen eines einladenden behaglichen Stilllebens. In Erwartung des Gastes hatte Molly eben die Lampe angezündet. Jetzt stand sie da, ein Bild lieblicher Jungfräulichkeit, mit ihren großen blauen Augen den Fremden unbefangen prüfend. Die peinlichen Eindrücke, welchen sie vor Monaten unterworfen

gewesen, schienen verrauscht zu sein. Wie in früheren Tagen blühte auch heute ihr Antlitz in holder Jugendfrische, jedoch charakteristisch geschmückt mit einem Hauch träumerischen Ernstes.

„Meine Tochter Molly," stellte Charon sie vor, und er runzelte die Brauen, als er gewahrte, daß Joachim's Blicke mit freier Bewunderung an den lieblichen Zügen hingen, „Herr Scherben," fuhr er zu Molly gewendet fort, „ein junger Landsmann, der bei uns übernachten wird. Nässe und Kälte haben ihn scharf mitgenommen, und an Dir ist es, seine Kräfte durch ein gutes Mahl etwas aufzufrischen."

Wie stets, wenn Charon zu einem Fremden sprach, war auch diesmal der Ton seiner Stimme maßgebend für sie. Zutraulich reichte sie Joachim die Hand und herzlich hieß sie ihn willkommen, woran sie eine kurze theilnahmvolle Bemerkung über das Unwetter schloß, dadurch seine Scheu vor dem finsteren alten Fährmann beseitigend.

Charon hatte sich nach seinem Kleidervorrath hinüber begeben, den einen Arm mit mehreren Stücken beladen und das zur Hand stehende Licht angezündet. Dann kehrte er sich Joachim wieder zu.

„Zunächst möchte ich Ihnen Ihre Schlafstelle anweisen," redete er ihn an. „Auch umkleiden werden Sie sich müssen; da Ihr Reisesack nicht allzuviel verheißt, wenigstens keine Dinge, welche den hiesigen Verhältnissen entsprechen, so rathe ich Ihnen, von meinen Sachen sich zu bedienen." Er überhörte Joachim's Ausdrücke des Dankes, und der Thür zuschreitend, forderte er ihn auf, ihm zu folgen.

Auf dem Flur erstiegen sie eine Leiter, welche nach dem niedrigen Bodenraum hinaufführte. Dort wies Charon auf einen kistenartigen Verschlag, in welchem auf einer Heuschütte mehrere säuberlich zusammengefaltete Decken lagen.

„Hier Ihr Bett," sprach er, „Sie sind es besser gewohnt, allein ein saurer Marsch durch unfreundliches Wetter verwandelt Heu und wollene Decken in seidene Pfühle. Machen Sie es sich bequem. Ich erwarte Sie unten. Nur eine Bitte, um nicht zu sagen: Bedingung. Wir hier im Westen sind gewohnt, Gastfreundschaft als Pflichterfüllung zu üben und hinzunehmen; so werden auch Sie jedes Wort der Anerkennung als übel angebracht vermeiden. Und nun auf Wiedersehen, wann es Ihnen beliebt."

Er stellte das Licht auf ein bankartiges Gestell, und abermals Joachim's treuherzige Erwiederung nicht beachtend, verließ er den Bodenraum.

In sein Zimmer tretend, warf er einen zärtlichen Blick auf Molly, die an dem Kaminfeuer eifrig beschäftigt war.

„Der junge Mensch gehört zu den armen Schluckern, die herüberkommen, um ihre überschwänglichen Hoffnungen binnen kürzester Frist auf das kleinste Maß zusammenschrumpfen zu sehen," redete er sie freundlich an, „da wollen wir das Unserige thun, ihm wenigstens hier einige gute Tage zu verschaffen."

Molly sah empor.

„Ich bedauerte ihn in seinem nassen Aufzuge," antwortete sie theilnehmend, „im Uebrigen macht er nicht den Eindruck Jemandes, der leicht verzagt."

„Mannesmuth steckt in ihm,“ erklärte Charon mit einem ausgeprägten Ausdruck innerer Befriedigung, sogar des Stolzes, „der kommt ihm zu statten, wenn immer neue Täuschungen auf ihn hereinbrechen. Ich möchte wohl Näheres über ihn erfahren; merkst Du, daß ich das Gespräch auf ihn selbst überlenke, so halte Dich abseits; Deine Anwesenheit würde seiner Zunge Fesseln anlegen.“

Bereitwillig stimmte Molly zu. Während sie fortfuhr, ihre Aufmerksamkeit den Blechtiegeln und Pfannen zuzuwenden, begann Charon auf und ab zu schreiten. Molly begriff, daß durch das Erscheinen des jungen Deutschen eine jener Stunden herbeigeführt worden war, in welchen er mit seinen Betrachtungen gewissermaßen allein zu sein wünschte; sie vermied daher sorgfältig, ihn zu stören. Erst als das Geräusch vernehmbar wurde, mit welchem Joachim den Bodenraum verließ, richtete Charon das grübelnd geneigte Haupt empor, und stehen bleibend, begrüßte er den Eintretenden mit einer scherzhaften Bemerkung über die Kleider, in deren Falten die schlanke Gestalt beinah verschwand.

„Der Rock zu weit, Ihr Schlafgemach zu niedrig,“ schloß er, und Ernst beherrschte wieder seine verwitterten harten Züge, „aber es hat sein Gutes, wenn man sich bücken lernt,“ und eine leichte Unterhaltung weiter spinnend, ließen sich Beide vor dem Tisch nieder.

Nachdem Molly die dampfenden Speisen und den heißen Thee aufgetragen hatte, betheiligte auch sie sich in ihrer zutraulichen Weise an dem Gespräch, dadurch demselben eine freundliche Färbung verleihend. Heiter verlief daher

das Mahl, und immer wieder pries Joachim sein gutes Glück, welches ihn gerade in der peinlichsten Lage unter das gastliche Dach geführt habe.

„Kleine Ursachen, große Wirkungen," meinte Charon, während Molly, fortgesetzt von den bewundernden Blicken Joachim's gesucht, ihren häuslichen Beschäftigungen wieder nachging, „um nichtiger Ursachen willen sind Sie hierher verschlagen worden, und die Wirkung davon ist, daß mir endlich einmal wieder Gelegenheit geboten wird, über die heimathlichen Verhältnisse aus einer zuverlässigen Quelle zu schöpfen. Was mag sich dort während meiner vieljährigen Abwesenheit geändert haben! Auch ich traf mit den goldigsten Hoffnungen auf dieser Seite des Oceans ein, um schließlich mit der Stellung eines Fährmanns mich zu begnügen. Möge das Glück Sie mehr begünstigen; doch ich setze voraus, Sie kehren binnen absehbarer Frist zu den Ihrigen heim."

Von Charon scharf überwacht, sah Joachim vor sich nieder. Ohne es selbst zu wissen, offenbarte er, daß er durch die mittelbare Frage peinlich berührt worden, es ihm ebenso schwer wurde, die Wahrheit einzugestehen, wie zu falschen Darstellungen seine Zuflucht zu nehmen; und so antwortete er erst nach einer Pause zögernd: „Ich fürchte, daß mir das elterliche Haus recht lange verschlossen bleibt, doppelter Grund für mich, unter Aufbietung der äußersten Kräfte an's Werk zu gehen, mir hier eine neue Heimath zu begründen. Es heißt ja: Was ein Mann ernstlich will, das kann er."

„Ein guter Grundsatz," gab Charon bedächtig zu, „leider

scheitert der ernsteste Wille nur zu oft an den Verhältnissen; und ich gestehe offen, ein junger Offizier könnte sich kein ungünstigeres Feld für seine Thätigkeit suchen, als den amerikanischen Boden."

„Davon überzeugte ich mich bereits," versetzte Joachim kleinlaut, fuhr aber mit einem gewissen heiteren Spott fort: „Kaum in New-York eingetroffen, suchte ich Beschäftigung; allein wohin ich mich wenden mochte, überall wurde ich kaltblütig abgewiesen. Dem Einen war ich zu unerfahren, bei dem Anderen reichten meine Sprachkenntnisse nicht aus, zum Kellner fühlte ich mich zu schade, da war es die höchste Zeit, daß Briefe eintrafen, welche mir den Weg hierher zeigten."

„Wo Ihnen ähnliche Erfahrungen bevorstehen."

„Das soll erst versucht werden. Ich bin nämlich entschlossen, zu Handarbeiten meine Zuflucht zu nehmen — die allerdings ebenfalls erlernt sein wollen — und wäre ich gezwungen, für den Anfang nur um's tägliche Brod mich zu quälen. Sind meine Hände erst schwielig und vertraut mit Axt und Pflug, so ist mein nächstes Ziel eine kleine Farm, und mit dem Teufel müßte es zugehen, gelänge es mir nicht, festen Fuß zu fassen."

Ein mattes Lächeln des Mitleids spielte auf Charon's Zügen.

„Ich gönne es Ihnen, ich wünsche es Ihnen," sprach er mit einem Anfluge von Schwermuth, „allein ich fürchte, Sie überschätzen Ihre Kräfte, wie Sie die Ihnen sich entgegenstellenden Schwierigkeiten unterschätzen. Wollen Sie meinem aufrichtig gemeinten Rath folgen, so

kehren Sie so bald wie nur irgend möglich nach Europa zurück."

„Ich kann nicht, ich will nicht," stieß Joachim förmlich hervor, und sein hübsches Antlitz entstellte sich, wie unter dem Einfluß eines körperlichen Schmerzes.

„Das ist ein Anderes," meinte Charon, dem jungen Manne einen forschenden Seitenblick zusendend, „und Ihr Vater wird nicht verfehlen, Sie ausreichend mit Geld zu unterstützen, bis Sie hier eine Art Schule durchgemacht haben."

„Er würde es thun, er bot es mir sogar in seinem Briefe an, allein eher unterziehe ich mich den elendesten Obliegenheiten, bevor ich auch nur einen Pfennig von ihm annehme," erklärte Joachim mit einer gewissen Todesverachtung; „nein, lieber stürbe ich Hungers."

„Sie sprechen von Ihrem Vater wie von einem Feinde," erwiederte Charon tadelnd, doch offenbarte sich in seiner Stimme eine eigenthümliche Milde, „was auch immer zwischen Sie getreten sein mag: eine Aussöhnung liegt nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit."

Joachim suchte Charon's Augen. Auf seinem Antlitz webten Zweifel und Unentschlossenheit. Aber als sei in Charon's Blick ein unwiderstehlicher Zauber verborgen gewesen, reichte er ihm die Hand.

„Wir sind einander fremd," begann er gedämpft, um seine Stimme nicht über Charon's Ohr hinausdringen zu lassen, „und doch nahmen Sie mich wie einen Freund gastlich bei sich auf. Das Geringste, was ich dafür bieten kann, ist offenes Vertrauen, unbekümmert darum, wie tief

ich in Ihren Augen mich herabsetze. Herr Charon," und gepreßt entwanden die Worte sich seinen Lippen, „ahnen Sie, was es heißt, durch das Spiel sich und Andere unglücklich gemacht zu haben?"

Wie über sich selbst erschrocken zog er die Hand zurück. Die Augen hatte er niedergeschlagen. Er entdeckte daher nicht, daß Charon, als hätte ein vergiftetes Geschoß ihn getroffen, in sich zusammenbrach, die Farbe des Todes sich über sein Antlitz ausbreitete und er sichtbar nach Athem rang. Schweigen war eingetreten. Kaum vernehmbar tönte das Geräusch herüber, mit welchem Molly in ihrem Gemach sich regte; dagegen schien das dumpfe Poltern sich verstärkt zu haben, mit welchem die lodernden Flammen in den schwarzen Schlot hineinschlugen, das Knistern, Knacken und Zischen, unter welchem die in dem Holz eingeschlossenen Säfte sich als Dampf befreiten. Weder Joachim noch Charon besaßen den Muth, die plötzlich eingetretene Stille zu unterbrechen.

Nach einer längeren Pause richtete Charon sich endlich wieder empor. Seine Fassung war zurückgekehrt und damit die Ueberlegung. Einer verrätherischen Wandlung in seinen Zügen sich bewußt, hing er einen aus dickem Papier hergestellten Schirm über die Lampe, sein Antlitz dadurch in Schatten hüllend.

„Verhängnißvoll klingt Ihre Andeutung," sprach er düster, „indem Sie aber Vertrauen walten lassen, zwingen Sie mich, meine Ansichten ebenfalls unumwunden zu offenbaren: Wehe Demjenigen, dessen die Dämonen der Spielwuth sich einmal bemächtigten. Er wird erst dann, wenn

überhaupt jemals, zur Besinnung kommen, nachdem es zu spät geworden ist. Der Fluch, welchen er vermessen auf sein Haupt herabbeschwor, er verfolgt ihn bis in's Grab hinein."

Joachim neigte das Haupt auf die Brust.

„Es ist wahr, es ist wahr," lispelte er wie geistesabwesend. Zum ersten Mal in seinem Leben hörte er von einem Fremden eine ungeschminkte Verurtheilung. Die Wirkung davon war vernichtend. Unter den ihn finster überwachenden Blicken Charon's verhielt er sich regungslos. In fieberischer Röthe glühte sein Antlitz. Mit leisem Knirschen rieben sich seine Zähne auf einander. Plötzlich sprang er empor. Todesverachtung sprühte aus seinen Augen, lagerte um den höhnisch lächelnden Mund.

„Sie haben wahr gesprochen," begann er gehässig, „ob in der Heimath, ob hier im fernen wilden Westen; ob in dem eigenen Gewissen, ob von den Lippen Fremder: überall gellt es mir erbarmungslos in die Ohren, daß ich den Fluch des Himmels gegen mich und Diejenigen herausforderte, die zu mir gehören. Wohlwollend luden Sie mich in Ihr Haus ein; ich dagegen bin nicht würdig, die Gastfreundschaft eines rechtschaffenen Mannes zu genießen. Geächtet, ausgestoßen bin ich. Wohin ich komme, verkünde ich selbst meine Schmach. Was soll ich da länger auf der Welt?" Er lachte mißtönend, unbekümmert darum, daß seine Stimme Molly's Ohren erreichte, und fügte hinzu: „Die Nacht ist keines Menschen Freund, mir wird sie vielleicht zur Wohlthäterin" — und sich umkehrend, schritt er in aufrechter Haltung der Thüre zu.

Erschüttert blickte Charon dem jungen Manne nach. Er verstand dessen Empfindungen, die gewissermaßen eine Wiederholung der eigenen. Er begriff aber auch, daß wenn ein verzweifelter Entschluß einmal zur Reife in ihm gelangte, es mehr als gewöhnlicher Mittel bedurfte, ihn an der Ausführung zu hindern. Bis an die Thür ließ er ihn gehen; erst als er die Hand nach dem Fallriegel hob, rief er ihm mit einer Stimme nach, die keinen Widerspruch zu dulden schien: „Herr Baron von Scherben!"

Joachim blieb stehen und kehrte sich ihm zu. Sein Antlitz war todtenbleich. Unheimliches, gleichsam ersterbendes Feuer glühte in seinen Augen.

„Wollen Sie die Ihnen erwiesene Gastfreundschaft schänden, indem Sie es der Nacht anheimgeben, ein Ende mit Ihnen zu machen?" fragte Charon streng.

„Nicht schänden, sondern ehren will ich sie, ihr meine Achtung beweisen," antwortete Joachim fest.

„So?" versetzte Charon gedehnt; dann lebhafter und jedes einzelne Wort besonders betonend: „So gibt es nichts mehr auf Erden, woran Ihr Herz hängt? Keinen, von dem Sie noch eine Probe von Theilnahme erwarten dürfen? Keinen, der bei der Kunde von Ihrem Dahinsinken traurig das Haupt neigt?"

Joachim verlor die trotzige Haltung. Seine Züge erschlafften.

„Doch, doch," gab er mit seltsam verkürztem Athem zu, als hätten seine geistigen Blicke in der Vergangenheit gesucht.

„Wohlan denn, mein junger Freund," fuhr Charon

fort, und seine Worte klangen wie durch eine Stahlsaite erzeugt, „gibt es auch nur noch einen Einzigen, der Ihrer in Sorge gedenkt, nur einen Einzigen, dem nicht gleichgiltig, was aus Ihnen wird, so sind Sie verpflichtet, anstatt zaghaft aus dem Leben zu schleichen, dem Geschick als Mann die Stirne zu bieten. Ich wäre der Letzte, mich zu Ihrem Richter aufzuwerfen; aber als Rathgeber mögen Sie mich betrachten, als Jemand, welchen die Erfahrungen vieler Jahre berechtigen, da, wo Jemand den Halt verliert, ihm die Hand entgegenzustrecken. Setzen Sie sich zu mir; zerstören Sie nicht das Bild, welches ich von Ihrem Mannesmuth gewann, als ich Sie auf der anderen Seite des Stromes begrüßte."

Schweigend, wie einem höheren Befehl gehorchend, leistete Joachim Folge. Es geschah mit dem Ausdruck eines Schlaftrunkenen. Dann nahm Charon seine Erklärungen wieder auf: „Zu den ersten Eigenschaften eines Mannes gehört, daß er nicht ohnmächtig zusammenbricht, wenn er, durch Andere zufällig darauf hingelenkt, die eigene ungünstige Lage und die Ursachen, durch welche sie bedingt wurde, in's Auge faßt. Er muß die Kraft besitzen, von sich selbst wie von einem Dritten zu reden. Er eröffnet dadurch zugleich die Möglichkeit, daß unscheinbare Ereignisse in den Vordergrund treten, welche sich zu Entschuldigungsgründen gestalten und dem gänzlichen Verzweifeln an sich selbst vorbeugen."

Joachim saß gebeugt, die Blicke starr auf den Fußboden geheftet. Charon überwachte ihn mit tiefer, beinah ängstlicher Spannung. Erst nach einer längeren Pause

erwiederte Joachim, ohne seine Stellung zu verändern, mit ausgeprägter Bitterkeit: „Nichts gibt es, was meine Schuld ermäßigen könnte, ich müßte denn zu der hinfälligen Behauptung greifen, daß die unselige Leidenschaft des Spiels in meinem Blut gelegen habe.“

Charon preßte die Lippen fest auf einander. Seine Gesichtsfarbe hatte sich merklich verändert. Doch sein Wille war stärker, als die sich abermals in ihm aufbäumenden Empfindungen, und so antwortete er gelassen: „Gewiß eine hinfällige Behauptung, der indessen in manchen Fällen die Berechtigung nicht abgesprochen werden darf. Nach Ihrer Erklärung setze ich voraus, daß Sie nicht der Erste Ihrer Familie, welcher der Spielwuth erlag.“

„Nicht der Erste,“ bestätigte Joachim eintönig, während es in Charon's Augen seltsam webte, wie bei Jemand, der im Begriff steht, sein Todesurtheil in Empfang zu nehmen; „nein, nicht der Erste,“ wiederholte er, „ein Bruder meines Vaters soll durch das Laster des Spiels unglücklich geworden sein.“

„Wie endigte er?“

„So viel ich durch meinen Vater selbst erfuhr, starb er in tiefer Zurückgezogenheit. Er meinte, es wäre viel an ihm gesündigt worden; darauf sei zurückzuführen, daß er sich gänzlich von Allen absonderte, die je in Beziehung zu ihm standen. Mehr beklagenswerth, als verdammungswürdig nannte er ihn. Trug er mir doch auf, wenn immer ich eine unehrerbietige Aeußerung über meinen Onkel hören sollte, derselben energisch entgegenzutreten.“

Charon seufzte aus tiefer Brust. Es klang, wie wenn

die scheidende Seele sich qualvoll in einem zerschlagenen Körper windet. Joachim kehrte sich ihm zu, sah aber in ein Antlitz, auf welchem die Verschlossenheit einer Sphinx ruhte.

„Hinterließ er Familie, Jemand, auf den seine fluchwürdige Leidenschaft sich hätte vererben können?“ fragte Charon nach kurzem Säumen eigenthümlich gedämpft.

„Frau und Kind. Sie sind verschollen, vielleicht gar todt. Vergeblich forschte mein Vater nach ihnen.“

„So forschte er nach den Angehörigen eines Spielers?“

„In den letzten Jahren, gewiß. Was hätte ihn hindern können? Sie waren doch unschuldig an dem Unglück meines Onkels.“

„So wird man auch über Ihre Vergehen allmählig milder urtheilen und damit den Weg zur Aussöhnung anbahnen,“ versetzte Charon.

„Eine mildere Auffassung erfolgte bereits,“ erklärte Joachim herbe, „mein Vater schrieb nämlich, daß ihm Beweise zu Händen gekommen, laut deren ich das Opfer gewissenloser Schurken geworden; doch welche Beruhigung könnte ich selber daraus schöpfen? Ebenso wenig, wie aus dem Umstande, daß jene Schurken im Wasser, muthmaßlich mit einander ringend, ein gräßliches Ende fanden.“

„Welcher Art waren die Männer, daß es ihnen möglich gewesen, in Ihre Kreise einzudringen?“

„Der alte Kammerdiener meines Vaters, auf dessen Redlichkeit und Treue wir glaubten Häuser bauen zu dürfen, war der eine; der andere ein betagter professionirter Spieler, der hinter den vollendeten Formen eines Cavaliers im

Dienst Anderer, wie für sich selbst, eine wahre Haifischnatur entwickelte — heute ist mir ja Alles klar. Der Vater theilte mir mit, daß schon sein Bruder unter den verderblichen Einflüssen dieses hinterlistigen Jockeyklamm zu leiden gehabt habe."

„Jockeyklamm!" stieß Charon in Erstaunen hervor, fügte aber vorsichtig hinzu: „Wer hörte je solchen Namen," und wieder mit einem Ausdruck der Gehässigkeit: „So weiß das Geschick Jeden zu finden, mit welchem es eine alte Rechnung zu begleichen hat; Jeden, Jeden — Jeden." Er entdeckte in Joachim's Zügen Befremden, und lenkte bedachtsam das Gespräch auf ihn selber, zunächst den Rath wiederholend, dennoch zu seinen Eltern zurückzukehren.

„Nimmermehr geschieht das," rief Joachim leidenschaftlich aus, und jetzt erst war er wieder im Stande, Charon offen in die Augen zu blicken, „wenigstens so lange nicht, wie noch die leisesten Zweifel an einer Wandlung möglich, die sich in mir vollzogen hat." Und weiter sprachen die Beiden ernst und vertraulich, bis Molly sich ihnen zugesellte und die Unterhaltung in ihrer sinnigen Weise beeinflußte.

Bis tief in die Nacht hinein saßen sie beisammen, Charon die Gedanken der jungen Leute gleichsam lenkend und Joachim immer wieder zu neuen Kundgebungen veranlassend, dieser ahnungslos, daß der alte Fährmann mehr und mehr in seinem Inneren zu lesen trachtete, und Molly endlich wie ein treuer Hausgeist ihre Aufmerksamkeit zwischen den Männern gleich vertheilend.

„Ich werde mir Alles noch einmal reiflich überlegen,"

bemerkte Charon ermuthigend, als er Joachim nach dem Bodenraum hinauf begleitete, „sind Sie in der That von einem so ernsten Willen durchdrungen, wie zu glauben ich jetzt Ursache habe, so werden sich auch Mittel und Wege finden, Ihr Verlangen nach einer bestimmten lohnenden Beschäftigung zu befriedigen. Vergessen Sie aber nicht: Aller Anfang ist schwer. Und nun gute Nacht. Verschlafen Sie Ihre Sorgen; begegnen wir morgen früh einander, so wollen wir an nichts Anderes denken, als an Ihre Zukunft."

Mit einer Handbewegung lehnte er Joachim's Ausbrüche der Dankbarkeit ab; bald darauf herrschte Stille in der sturmumtobten Fährhütte. Wie Molly nach des Tages anstrengender Arbeit, versank auch Joachim fast unmittelbar nach dem Niederlegen in einen festen Schlaf. Charon starrte indessen noch lange in die ihn umringende Finsterniß hinein. Was er heute erlebte, hatte zu weit außerhalb jeder Berechnung, sogar Möglichkeit für ihn gelegen, um dadurch nicht tief erschüttert zu werden. All' sein Leiden und Dulden war mit rauher Hand wachgerüttelt worden, reichlicher bluteten die alten, nie verharschenden Wunden, und doch hätte er die Erfahrungen des heutigen Abends um keinen Preis hingeben mögen. Wo bisher Verbitterung und Gehässigkeit ihre Stelle hartnäckig behaupteten, da waltete jetzt Nachsicht, getragen [illegible] tiefer Wehmuth. Aber auch Bangigkeit erfüllte [illegible] Zagend gedachte er der unausbleiblichen Stunde, [illegible] Joachim seine Schilderungen arglos auch auf die Zwillingshäuschen ausdehnte.

Wer konnte ahnen, was ihm dann bevorstand: ob tröstliche Kunde, ob ein weißes Blatt, welches mit Bildern der Trauer auszufüllen der geängstigten jammernden Phantasie beschieden.

(Fortsetzung folgt.)

Kain und Abel.

Novelle

von

A. G. v. Suttner.

1. (Nachdruck verboten.)

Mein Reiseziel war Stuttgart, die anmuthige, von grünen Hügeln und Obstgeländen umschlungene Hauptstadt des schönen Schwabenlandes. Mit dem Kurierzug der Westbahn verließ ich Wien des Abends. Ich verbrachte die Nacht in Gesellschaft zweier schweigsamer Reisehabitués, die sich dem ungestörten Genusse eines durch nichts zu erschütternden Schlafes hinzugeben vermochten. Wie beneidete ich diese beiden Reisegewohnten! Mir gelang es nur ab und zu, in einen leichten Schlummer zu verfallen, Dank dem einförmigen Getöse der Räder, die in gleichmäßigem Takt ihr Schlaflied polterten.

Ich war recht froh, als das Morgenroth die Baumwipfel beleuchtete und das einbrechende Tageslicht mir Gelegenheit gab, meine eigene etwas reisefieberige Phantasie ruhen zu lassen, um mich mit der Philipp Galen's, dessen ergreifenden Roman „Der Irre von St. James" ich als Lektüre mitgenommen hatte, zu befassen. Ich vertiefte mich so recht innig in die Leiden des armen Percy, des Helden

dieser Erzählung, und wie konnte es anders sein, als daß mich für den Verfolgten, den böse Menschen aus Gewinnsucht und Familieninteresse in ein Irrenhaus gesteckt hatten, und dessen gesunder Verstand dort zu erlöschen drohte, die lebhafteste Theilnahme erfaßte?

Meine beiden Coupégefährten, deren reiseerfahrene Mägen die Frühstücksstunde zu wittern schienen, wachten zu gleicher Zeit auf, dehnten sich, gähnten und sagten wie aus einem Munde: „In einer halben Stunde sind wir in München." Keiner von Beiden hatte die Uhr zu Rathe gezogen oder sich in der Gegend orientirt. Mit derselben Ruhe, mit der sie ihre Schlafvorbereitungen getroffen, vollendeten sie ihre Morgentoilette, versorgten die verschiedenen Nachtmützen, Kautschukkissen, Pantoffeln und brachten ihr Handgepäck in Ordnung, was auch mich veranlaßte, meine zerknitterte Uniform (ich reiste als österreichischer Offizier) wieder in vorschriftsmäßigeren Stand zu setzen und meinen Säbel umzugürten. Dann vertiefte ich mich wieder in meine Lektüre, da ja nach der Aussage der beiden Anderen eine halbe Stunde Zeit vor uns lag, bis wir München erreichten.

Von der fast gänzlich durchwachten Nacht waren meine Nerven aufgeregt, ich fühlte doppelt die Leiden meines Romanhelden und es berührte mich unangenehm, als plötzlich die beiden Reisepedanten sich zugleich erhoben, an meine Waggonthür traten, den Verschluß derselben mit einer gewissen Vertrautheit öffneten und sich an mich wendend sagten: „Frühstück!"

Da fast in demselben Augenblick das Signal ertönte

und der Zug langsam in den Bahnhof einfuhr, brach ich die eben sehr interessante Stelle meiner Lektüre ab, um nach dem Beispiel der beiden Gefährten den Wagen zu verlassen.

Ich gelangte zur Restauration, wo mich der Portier höflich fragte, ob ich von der Toilette, die er zur Bequemlichkeit der Reisenden beigestellt habe, keinen Gebrauch machen wolle; der Kohlenstaub auf meinen Händen machte sich recht bemerkbar und hatte sich ohne Zweifel nicht minder auf meinem Gesichte gelagert; ich nahm daher den Vorschlag des mehr nach meinem Trinkgelde, als nach meiner Reinlichkeit lüsternen Thürhüters an und betrat, seinem Winke folgend, ein abseits gelegenes Gemach, mußte aber vorher einen Mann, der sich an der Thür etwas zu schaffen machte, bei Seite schieben, was dieser, wie mir schien, nicht gerne zuließ. Erst als er meine Uniform bemerkte, ließ er mich eintreten und schloß selbst die Thür hinter mir ab.

Das Gemach, lang und schmal, an einer Seite mit verschiedenen Waschrequisiten versehen, wurde von oben durch ein mattes Glasfenster nur spärlich beleuchtet, und ich zuckte unwillkürlich zusammen, als sich aus dem Dunkel plötzlich eine lange, hagere Gestalt ablöste, die langsam auf mich zugeschritten kam. Erst als die Gestalt in den Lichtkreis des Oberfensters kam, konnte ich die Gesichtszüge genau unterscheiden: das Gesicht war von auffallender Blässe, die Augen roth gerändert, und man sah deutlich die Spuren von Thränen an den Wangen; ein unbeschreiblicher Kummer lag in diesem bleichen, edlen, von tiefschwarzen Haaren

umrahmten Antlitz. Die elegante Kleidung umschloß in nachlässiger Art die hohe und schlanke Gestalt.

Der Fremde erhob jetzt langsam die Rechte, um seinen Hut zu lüften, und sagte mit gedämpfter Stimme, wobei der Blick ängstlich auf die Thür gerichtet war: „Mein Name ist Baron Kárdossy. Bitte, schreiben Sie meiner Tante nach Dresden, daß Sie mich hier getroffen" — das Alles sagte er sehr hastig, als fürchte er, unterbrochen zu werden — „sie ist die Einzige, die mir —" In diesem Moment öffnete sich die Thür; ich sah den Kopf des Mannes, den ich schon vorhin bemerkt, sich durch die Spalte zwängen, und mein neuer Bekannter, auf dessen Gesicht sich Schmerz, Zorn und Furcht vereinigten, ging an mir vorbei, wie wenn er meine Gegenwart gar nicht bemerkt hätte.

Ich stand betroffen da; was hatte das Ganze zu bedeuten? Vermuthlich hätte ich über die Sache noch länger nachgegrübelt, wenn nicht wieder die Thür geöffnet worden wäre, um meine zwei Unzertrennlichen aus dem Waggon hereinzulassen, die nun gleichzeitig ihre Gesichter in die Waschbecken tauchten, wobei der Eine bemerkte: „Zuerst den Magen, dann die Visage."

Dieser wohlgemeinte Rath schien mir zu gelten, und ich fand es angezeigt, ihn zu befolgen. Während ich der Restauration zuschritt, verfolgte mich die Erscheinung des blassen, traurigen Mannes; in meinem Gehirn hatten sich Gedanken gesammelt, die als einzelne Glieder, jedes für sich, mir noch keine Anhaltspunkte boten, erst zu einer Kette vereinigt, konnte ich, gestützt darauf, meine Schlüsse ziehen.

Es schien mir, als müsse ich diesen Mann mit der Duldermiene nicht persönlich, aber geistig kennen, eine unbegreifliche Sympathie zog mich zu ihm hin. Wer war er? Was wollte er? Wo war er hingekommen?... Alle diese Fragen durchwirbelten mein Gehirn. War es ein Phantom, war es eine verkörperte sprechende Ahnung, die da an mir vorübergeschritten? Er hatte sich Baron Kárdossy genannt, aber der Name allein genügte mir nicht zur Lösung des Räthsels.

„Bitte, mein Herr, nur noch zehn Minuten bis zum Abgang des Zuges," ließ sich ein dienstfertiger Kellner vernehmen und schob mir ein Brett mit Kaffee vor die Nase; ich wußte kaum, wie ich in das Lokal gekommen und mich an einen Tisch gesetzt hatte.

Es mochte wirklich schon hohe Zeit sein, denn die beiden Unzertrennlichen kamen, jeder mit mehreren Journalen versehen, an mir vorbei und schritten dem Ausgang zu. Sie mußten es genau wissen, daß der Augenblick gekommen war, den Wagen aufzusuchen, das fühlte ich, und folgte ihnen wieder instinktiv nach, denn sie imponirten mir als der personifizirte Begriff des „Reisens".

Das zweite Glockenzeichen war gegeben und doch sah ich die Reisenden nicht ihre Plätze aufsuchen, sondern Alle liefen mehr als sie gingen gegen die Mitte des Zuges hin, wo sich vor einem Waggon erster Klasse schon eine große Zahl von Personen angesammelt hatte. Die Leute stießen sich und drängten, um etwas gewiß Absonderliches zu sehen oder zu hören; auch bemerkte ich, wie die Schaffner und mehrere Polizisten sich diesem Menschenknäuel eiligst näherten

Selbst meine beiden Coupégenossen beschleunigten ihre sonst abgemessenen Schritte, mit welchen sie ohne Zweifel sagen wollten: „Wir kommen nie zu spät — aber auch nie zu früh.“

Ein unbestimmtes Etwas zog auch mich dahin; um den dichtgeschlossenen Kreis, in dessen Mitte sich der Vorgang abspielen mußte, besser zu übersehen, bestieg ich das Laufbrett eines Wagens, und sah nun zu meiner Ueberraschung den blassen Mann, der sich Baron Kárdossy genannt hatte, mit noch bleicherem Gesicht, den Hut im Nacken sitzend, mit den Händen herumgestikuliren. Jetzt bemerkte ich auch zwei Männer in ziemlich grober Kleidung, die zeitweise in ihn hinein flüsterten, dann sich wieder an die Umstehenden wandten, um diesen Mittheilungen zu machen, doch konnte ich wegen der Entfernung kein Wort verstehen. Plötzlich packten die zwei Männer den Anderen je unter einem Arm und zerrten ihn mit roher Gewalt gegen die Waggonthür.

Was hatte das nur Alles zu bedeuten? Ich konnte es nicht fassen und war gerade im Begriff, mich an die Umstehenden um Aufklärung zu wenden, als mich Kárdossy auf meinem erhöhten Standpunkte gewahrte. Ein Hoffnungsstrahl leuchtete in seinen matten Augen auf; mit der größten Kraftanstrengung riß er sich aus den Fäusten seiner beiden Widersacher los, sagte diesen einige Worte, worauf sie ihn unbehelligt ließen, und winkte mir mit beiden hoch aufgehobenen Händen, näher zu kommen, während er mir schon von Weitem in französischer Sprache zurief: „Mein Herr, Sie sind österreichischer Offizier,

kommen Sie hierher — Sie retten mir mehr als das Leben, Sie retten meine Ehre."

Auch ohne diesen Appell an meinen Stand hätte ich zu Gunsten dieses Mannes intervenirt, für den ich aus mir ganz unfaßbaren Gründen eine große Sympathie und ein inniges Interesse gefaßt hatte. Auch war es höchste Zeit, daß die beiden Häscher oder was sie sonst sein mochten, den Mann unbelästigt ließen, denn schon hatten die Zuseher für diesen Partei genommen und murrten laut über die rohe Behandlung. Aber auch sie schienen nicht zu wissen, um was es sich handle, denn sie ließen mich, als sie bemerkten, daß die Winke und Zurufe des Bedrängten mir galten, willig passiren, ohne Zweifel in der Erwartung, das Räthsel durch mein Einschreiten gelöst zu sehen.

Als ich in Kárdossy's Nähe kam, eilte er mir entgegen, ergriff meine beiden Hände mit eisernem Druck und sagte wieder französisch: „Mein Gott, mein Gott, hat Sie mir der Himmel gesandt? O, verlassen Sie mich nicht, sonst bin ich verloren!"

Jetzt erst hatte ich Gelegenheit, dieses wirklich edle Gesicht, ein Gesicht von fast weiblicher Feinheit, mit seinem Ausdruck von unsäglichem Seelenschmerz in der Nähe zu studiren. Nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre konnte der Unglückliche alt sein, und doch bemerkte ich in seinen zerzausten schwarzen Haaren viele weiße Fäden, zwischen den Augenbrauen lag eine tief eingeschnittene Falte. „So jung und schon so viel Schmerz erlebt!" dachte ich und erwiederte unwillkürlich seinen Händedruck.

„Danke, danke!“ sagte er auf meine stumme Beileidsbezeugung und seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Einsteigen! Einsteigen!“ riefen die Schaffner.

Nur ungern folgten die Passagiere diesem Rufe; für sie hatte sich ja die Sache noch nicht aufgeklärt, wohl aber für mich, denn diesen Moment des Lärmens der auseinanderstiebenden Menge benutzte einer der beiden Männer, in welchem ich denselben erkannte, der bei meiner Ankunft den Eingang zur Toilette bewacht hatte, um mir zuzuflüstern: „Er ist verrückt. Wir bringen ihn in's Irrenhaus; er hat Vertrauen zu Ihnen, steigen Sie mit ihm in's Coupé, sonst müssen wir Gewalt anwenden und ihm die Zwangsjacke anlegen.“

Das genügte mir. Um keinen Preis durfte der Unglückliche einer rohen Behandlung unterzogen werden. Ich lud ihn mithin ein, mir in sein Coupé zu folgen, und er gehorchte willig meiner Aufforderung; kaum hatten wir unsere Sitze eingenommen, als die Wärter die Thür von außen zuschlugen und mich mit Kárdossy allein ließen. Da sie ihren Schutzbefohlenen in sicherem Gewahrsam wußten, beeilten sie sich, das versäumte Frühmahl nachzuholen.

Als sich Kárdossy mit mir allein sah, fiel er mir um den Hals und rief unter heftigem Schluchzen: „Mein Herr, wie danke ich Ihnen, daß Sie mich vor entehrender Behandlung geschützt haben! Ich glaube, Ihnen schon vorhin meinen Namen genannt zu haben — ich heiße Kárdossy und gehöre einer altadeligen Familie aus Ungarn an. Man will mich als Narren in's Irrenhaus bringen, vor zwei Jahren war ich schon dort und entkam glücklich aus

der Gefangenschaft. Ich bin vollkommen geistesfrisch, aber ich weiß, daß ich in einem Jahre in jener Anstalt zur Befriedigung meiner Feinde wirklich närrisch würde. O, was könnte ich Ihnen Alles erzählen! Aber es ist keine Zeit, man wartet mit der Abfahrt nur noch auf diese zwei Strolche, die mich mißhandeln, wenn ich allein mit ihnen bin!"

„Armer Percy!" dachte ich unwillkürlich. Jetzt reihten sich schnell die Glieder der Kette zu einem Ganzen: also darum diese geistige Bekanntschaft, diese unerklärliche Sympathie! Hatte Galen, der Verfasser des „Irren von St. James", seine Studien wirklich nach dem Leben gemacht? Wie glücklich fühlte ich mich, den Bedauernswerthen von den Martern einer Irrenanstalt, die ein geistig gesunder Mensch dort durchmachen mußte, zu retten, dieses Gewebe von Intrigue und Infamie, das Andere gewiß aus Gewinnsucht und eigennützigen Beweggründen um meinen armen Percy geschlungen hatten, zu zerreißen! Es stand bei mir fest: Kárdossy war ebenso wenig ein Narr, wie ich selbst.

Mein Schützling war zum Fenster getreten und schaute nachdenklich hinaus. Eben wollte ich ihn meiner aus der Tiefe des Herzens kommenden Zuneigung versichern und ihm sagen, daß ich sofort alle Schritte versuchen werde, um ihn zu befreien und in seine Rechte wieder einzusetzen, als er sich plötzlich mit einem Gesichtsausdruck umwandte, der mich erbeben machte: die Augen waren weit aus den Höhlen getreten, Schweiß stand auf seiner hohen Stirn, in seinem stieren Blick zuckte ein Licht teuflischer Bosheit.

Die rechte Hand erhob sich langsam, die linke ballte sich und so kam er wie eine Katze auf mich zugeschlichen (Alles das sah ich in dem Spiegel, der an der Wand des Wagens angebracht war), dann machte er einen Sprung nach mir und haschte mit der Hand nach meiner Gurgel.

Da gab mir ein guter Genius das einzig richtige Benehmen in dieser kritischen Lage ein: ich wandte mich schnell um, und ehe er noch meinen Hals erfassen konnte, hatte ich schon sein Handgelenk ergriffen und herabgedrückt, während ich ihm gleichzeitig laut in's Gesicht lachte; ein wenig gezwungen mochte dieses Lachen wohl geklungen haben, denn bei der Berührung mit ihm hatte es mich eisig kalt überlaufen, aber die Wirkung war doch eine erfolgreiche: Kárdossy's Miene bekam plötzlich einen anderen Ausdruck, die Wildheit war verschwunden.

Er brach in sich selbst zusammen, warf sich auf den Sitz und stöhnte: „Nun ist Alles aus! Auch Sie, meine letzte Hoffnung, auch Sie werden glauben, daß ich ein Narr sei!"

„Ja, armer Unglücklicher, ich glaube es nicht nur, sondern ich bin dessen jetzt sicher!" dachte ich, doch ließ ich ihn nichts merken.

Das dritte Glockenzeichen ertönte, ich mußte trachten, aus dem unheimlichen Coupé zu kommen, allein der Kranke wollte mich nicht fortlassen; er fiel auf die Kniee und beschwor mich, nicht von ihm zu weichen. Da öffnete sich endlich die Thür und die Wärter kamen, um sich zwischen ihren Pflegebefohlenen und mich zu drängen. Der Schaffner wartete ungeduldig auf mein Aussteigen; ich hörte noch Kárdossy mir nachrufen: „Ich beschwöre Sie, kommen Sie in

der nächsten Station noch zu mir!" — dann eilte ich nach meinem Waggon, ein Pfiff. und der Zug setzte sich in Bewegung.

Ich dankte im Stillen meinen in ihre Zeitungslektüre vertieften Gefährten, daß sie mich über das Vorgefallene nicht mit Fragen belästigten, und so konnte ich mich unbehelligt meinen Gedanken hingeben. Wie leicht hätte ich, wäre Kárdossy's Irrsinnsanfall nicht in meiner Gegenwart ausgebrochen, in unangenehme Verwickelungen gerathen können, denn ich hatte in der ersten Wallung des Gerechtigkeitssinnes beschlossen, sofort von der nächsten Station aus ein Telegramm an die Wiener Polizeidirektion abzusenden und die Anzeige über das geplante Verbrechen zu machen. Welche peinliche Scenen hätte ich damit heraufbeschworen, welch' großes Unrecht den Angehörigen des jungen Mannes zugefügt!

Allmählig legte sich meine Aufregung und ich verfiel in einen erquickenden Schlaf, aus dem mich wieder die Waggongenossen durch Ankündigung der Station Ulm weckten. Ich fuhr empor; der letzte beschwörende Zuruf des Kranken tönte noch in meinen Ohren nach, und ich verließ daher rasch meinen Platz, um die Wagenreihe entlang zu laufen und dem Unglücklichen Lebewohl zu sagen; mußte es ihm doch wohl thun, falls sein Geist momentan nicht umdunkelt war, eine theilnehmende Seele zu [illegible]en!

Vergebens suchte ich; der Schaffner [illegible]er der in München stattgehabten Scene beigew[illegible]ieth sofort, wem mein Suchen galt, und zeigte auf einen Wagen, der außerhalb des Bahnhofes eben auf ein anderes Geleise geschoben wurde. „Der fährt direkt nach L. in die Irren-

anstalt," ergänzte er seinen Wink. „Wir haben ihn nur bis hierher mitgenommen."

„Habe ich noch Zeit, dem Armen Adieu zu sagen?" frug ich.

„Beeilen Sie sich, in acht Minuten fahren wir weiter."

Ich lief nun dem mehr als zweihundert Schritt entfernten Wagen nach. Von Weitem bemerkte ich schon eine Gestalt, die sich mit dem ganzen Oberleibe zum Fenster hinaus legte und mir mit beiden Händen winkte. Ich verlangte von den Wärtern, man solle die Thür öffnen, welches Ansinnen sie jedoch, gestützt auf ihre Instruktionen, ablehnten. Somit bestieg ich das Laufbrett, und Kárdossy, der sich wieder ganz seinem Schmerz hingegeben zu haben schien, umfaßte mich mit beiden Händen. Neuerdings stürzten Thränen aus seinen Augen, dabei sprach er aber ganz vernünftig: „Verlassen Sie mich nicht! Mein Zustand ist nicht so arg, als man glauben könnte, allein dort, wohin man mich bringt, dort gehe ich geistig und körperlich zu Grunde!"

Ich erklärte ihm die Unmöglichkeit, ihm jetzt beistehen zu können.

„So schreiben Sie wenigstens meiner Tante nach Dresden, sie ist die Einzige, die Mitgefühl hat!"

Das Abfahrtssignal meines Zuges ertönte, der Schaffner winkte mir, ich mußte fort. Mit eisernem Griff umklammerte mich der Aermste und ließ mich nicht los.

„Armer Freund, ich muß fort — lassen Sie mich — wie heißt Ihre Tante?"

Wieder leuchtete der unheimliche Blick in seinen Augen auf; er preßte mich mit übermenschlicher Gewalt an sich

und wollte mich nicht freigeben. Die Passagiere, die das Stillstehen nach gegebenem Abfahrtssignal nicht begreifen konnten, schauten Alle zu den Fenstern heraus; der Schaffner erklärte ihnen den Grund der Verzögerung und kam nun selbst, mich aus meiner Zwangslage zu befreien, wobei ihn die beiden Wärter unterstützten; endlich gelang es, mich von der eisernen Umarmung halberstickt loszumachen.

„Schnell, sagen Sie mir Namen und Adresse Ihrer Tante," keuchte ich.

Keine Antwort, nur ein röchelndes Stöhnen entwand sich seiner krampfhaft arbeitenden Brust, dann stürzte er ohnmächtig in das Innere seines Coupé's zurück. Ich eilte davon, um noch rechtzeitig meinen Platz zu erlangen, und warf mich erschöpft in meinen Sitz. Armer, armer junger Mann, was hattest Du verschuldet, daß Du in der Blüthe Deiner Jahre einem so furchtbaren Leiden verfallen mußtest! Kann es etwas Schrecklicheres geben, als bei klarem Verstand zu wissen, daß im nächsten Augenblick die Geistesnacht mit all' ihren Zerrbildern, mit Raserei und Wahnvorstellungen, die unbarmherzig an Mark und Gehirn nagen, hereinbricht! Armer Kárdossy, wärest Du ein Percy gewesen, gewiß, ich hätte Dich befreit! So aber, was konnte ich thun?

* * *

Seit zwei Monaten war ich in Stuttgart. Gar bald fühlte ich mich in der schönen Stadt heimisch und oft machte ich in Gesellschaft mehrerer Bekannten und neugewonnener Freunde Ausflüge in die herrliche Umgebung.

Ich saß eines Tages im heiteren Kreise einiger würt-

tembergischer Offiziere in dem nahen Badeort Cannstatt. Die Aussichten des deutsch-französischen Krieges, der vor der Thür stand, wurden eifrig besprochen, wozu der Abschied zweier junger Genossen, die zu ihren Truppentheilen einzurücken hatten, den Anstoß gegeben.

Eben waren wir in der besten Erörterung begriffen, als ein Wagen vor dem Garten hielt, wo wir unsere Tafelrunde aufgeschlagen hatten. Graf Haller, der österreichischen Gesandtschaft in Stuttgart zugetheilt, entstieg dem Kabriolet, und als er mich erblickte, schritt er auf mich zu.

„Vor einer Stunde kam ein Telegramm an die Gesandtschaft. Sie, lieber Rittmeister, und noch einige österreichische Offiziere, die den Kursus in Hohenheim*) besuchen, haben unverzüglich zu ihren Regimentern einzurücken. So lautet die Ordre, die jedoch hoffentlich nicht so streng zu nehmen sein wird, daß uns dadurch Ihre angenehme Gesellschaft für heute entzogen werden soll.“

„Besten Dank, lieber Graf, für die freundliche Auslegung der Ordre, aber ein Soldat muß gewohnt sein, den Befehl so auszuführen, wie er gegeben ist; unverzüglich heißt gleich, und so darf ich denn keinen Augenblick zögern. Es heißt scheiden; lebt denn wohl, all' Ihr lieben Freunde, und Glück auf, Ihr Zwei! Mögen Euch Chassepots und Kugelspritzen gnädig verschonen!“

Die Gläser klangen, Hände wurden geschüttelt, und zwei Stunden später entführte mich der Eilzug der so lieb gewordenen Stadt.

---

*) Landwirthschaftliche Lehranstalt bei Stuttgart.

2.

Mein Regiment lag tief im Ungarlande, dort, wo Steppensaum und Himmelsrand sich küssen, wo wenig Bäume nur die Einförmigkeit der Pußta unterbrechen und bestenfalls der Balken eines einsamen Ziehbrunnens dem umherschweifenden Blick begegnet. Schön sind diese Gegenden wahrlich nicht; an landschaftlicher Pracht fehlt es ganz und gar, und doch hat auch hier die Natur ihren eigenen Reiz, in dessen Betrachtung sich der Ankömmling gern vertieft.

Ich saß, eine Cigarre rauchend, vor meinem Quartier, einem sehr primitiven Bauerngehöfte, und verfolgte mit dem Blick die grauen Ringe, die nach und nach in der unermeßlichen Bläue des Firmaments aufgingen; es war die Zeit des dolce far niente; die Tagesarbeit war gethan. Aus einer Betheiligung Oesterreichs an dem eben im höchsten Grade wüthenden deutsch-französischen Kriege war nichts geworden, und so hatte denn diese beschauliche Ruhe einigermaßen ihre Berechtigung, Aber meine Gedanken weilten doch dort, wo man sich schlug, wo Pulverdampf die Luft verunreinigte, wo das Todesröcheln in einem einzigen großen Seufzer zum Himmel emporstieg ... und ich gedachte wehmuthsvoll der beiden lebensfrohen Gesellen, mit denen ich in Stuttgart fröhlich getafelt, und die vielleicht in diesem Augenblick kalt, mit starren Augen auf dem Schlachtfelde für immer schlummerten.

Hektor, mein braver Jagdhund, spitzte plötzlich die Ohren und lauschte. Ich rüttelte mich aus meinen melan-

cholischen Träumereien auf, konnte aber außer dem Gezirpe der Grillen und dem Gequake einiger vorlauter Frösche im nahen Sumpf nichts hören. Jetzt litt es Hektor nicht länger, und mit Gebell stürmte er, gefolgt von einem halben Dutzend Bundas,*) um die Ecke. Alsbald vernahm ich die Tritte eines Pferdes auf dem groben Kies, und im nächsten Moment bog mein Freund, Graf Waldberg, um die Ecke. Er war mein Nachbar und kommandirte den anderen Flügel meiner Eskadron.

„Grüß Dich! Ich komme zu Dir, denn es ist unerträglich langweilig drüben in meinem Neste. Wie wäre es, wenn wir nach Röcze ritten? Es soll heute dort ein Fest sein, und wir lernen bei dieser Gelegenheit den berühmten Badeort mit zwei Kabinen und einer Wanne auch gleich kennen."

„Ganz einverstanden, doch ruhe Dich erst ein wenig aus. Die Hitze ist ja heute erstickend. — Mihal!" rief ich meinem Diener zu, „bring uns Wein und Rohitscher.**) Mit Besserem kann ich nicht dienen," entschuldigte ich mich meinem Gaste gegenüber, „außer Du zögest Kaffee oder Thee vor."

„Danke, ich gebe mich mit einem Glas Rohitscher vollkommen zufrieden; aber schnell, denn wir haben noch zwei gute Wegstunden vor uns."

Die Erfrischung war bald eingenommen. Die Pferde wurden vorgeführt, und da die Temperatur etwas erträg-

*) Bauernhunde.

**) Sauerwasser.

licher geworden, galopirten wir wohlgemuth über die endlose Ebene dahin.

„Schrecklich einförmig ist es hier!" begann Waldberg. „Nichts als Sand und Himmel, Schweineheerden und Bauernköter, Csardas*) und Gesindel. Kein weibliches Wesen, mit Ausnahme der Dorfschönheiten meiner Station, die noch dazu schon alle von meinen Ulanen mit Beschlag belegt sind, und diesen kann ich doch als gestrenger Kommandant unmöglich Konkurrenz machen!"

„Nun, vielleicht findest Du in Röcze einen Faden, den Du anknüpfen kannst."

In heiterem Wechselgespräch verging uns die Zeit schnell, um so mehr, als uns der prächtige Reitboden zu manchem längeren Jagdgalop einlud. Wir machten diesen Weg zum ersten Male, und da keine unüberwindlichen Hindernisse (nach der zu Rathe gezogenen Karte wenigstens) zu befürchten waren, ritten wir querfeldein in der Luftlinie gegen den Badeort.

Wir gelangten in ein Dorf, an dessen Ende ein hübsches Kastell von einem geräumigen, aber nach allen Richtungen offenen Parke umschlossen lag. Die großen Baumanlagen, die wir schon von Weitem bemerkt hatten, luden uns ein, in ihrem Schatten etwas Schutz vor den Strahlen der Sonne zu suchen, und wir lenkten unsere Pferde in langsamem Tempo auf den Mittelweg dieser durch kein Thor verwehrten kleinen Oase inmitten der sandigen Wüste. Einst mußte auf dieses liebliche Heim viel Sorgfalt ver-

*) Wirthshäuser.

wendet worden sein: breite Weganlagen durchzogen die Rasen- und Gebüschpartien, kleine Lusthäuschen und Tempel traten hier und da aus dem Dunkel des Laubwerkes hervor, aber Alles schien vernachlässigt zu sein; die Wege waren mit Gras bewachsen und von den Baulichkeiten hingen einzelne Trümmer herab oder lagen über den Boden gestreut.

Als wir unsere Pferde gegen eine dichtverwachsene Gebüschgruppe lenkten, welche am Ende des kleinen Weihers lag, hielt Waldberg, der voraus ritt, plötzlich sein Pferd an. Ich sah ihn sich grüßend zur Seite neigen, dann trieb er sein Thier wieder schnell weiter. In demselben Augenblick gewahrte ich eine herrliche Frauengestalt, welche auf einer Felsenbank saß; vor ihr auf einem steinernen Tisch, auf den sie ihren schöngeformten Arm gestützt hatte, lag ein aufgeschlagenes Buch. Die weißgekleidete Gestalt hob sich plastisch wie ein Marmorbild vom dunklen Hintergrund des sie umgebenden Thuja-Dickichts ab. Ein Ausdruck unsäglichen Leides lag auf ihrem melancholischen Antlitz, welches das aufgelöste blonde Haar in goldigen Ringeln umrahmte.

Ich fühlte mich strafbar, so ohne Weiteres das fremde Eigenthum, wenn es auch nicht verschlossen gewesen, betreten zu haben, und wollte mich nach einem einleitenden Gruße eben entschuldigen, als die schöne Frau mit unendlich wohlklingender Stimme mir das Wort aus dem Munde nahm und sagte: „Rechtfertigen Sie sich nicht, mein Herr, es war von jeher Sitte in diesem Hause und in dessen Umgebung, daß Fremde unangemeldet hier eintreten und

den Park begehen konnten. Es ist diese Bestimmung sogar auf dem Besitze vorgemerkt: ein Vorfahre meines Mannes, ein großer Menschenfreund, hat diese Klausel in seinen letzten Willen gesetzt, und so müssen es nun auch seine Nachfolger halten". Mit Würde und Ernst neigte sie ihr wundervolles Haupt.

Ich glaubte, diese Begünstigung des freien Eintritts nicht durch längeres, vielleicht zudringlich erscheinendes Bleiben mißbrauchen zu sollen, und nachdem ich die Neigung ihres Kopfes als Zeichen der Entlassung genommen, verbeugte ich mich tief und folgte meinem Freunde, der mir ein gutes Stück vorausgeeilt war.

„Welchen Eindruck hat diese Waldnymphe auf Dich gemacht?" frug ich Waldberg, der mich nun am Ende des Parkes erwartete.

„Einen ganz eigenthümlichen, ich möchte sagen einen unendlich traurigen," war seine Antwort. „Auf diesem herrlichen Gesichte hat tiefer Kummer seine unverwischbaren Merkmale eingegraben; wie kann dieses arme Mädchen —"

„Mädchen?" unterbrach ich. „Frau mußt Du sagen."

„Frau? Woher weißt Du das?"

„Da sie von ihrem Manne sprach, muß sie wohl verheirathet sein."

„Höre, Freund, ist sie verheirathet, so ist ihr Mann der Quell ihres Leidens. Wäre sie Wittwe, so könnte man glauben, sie trauere um den unersetzlichen Verlust, doch würde sie dann in Weiß gekleidet gehen?... Nein, sei versichert, er lebt und ist die Schuld des Schmerzes,

den sie nicht zu verbergen vermag. Was muß das für ein Schurke sein, der einem solchen Engel eine unheilbare Herzenswunde beizubringen vermochte! Bei Gott, wenn ich —"

„Nun, nun, ereifere Dich nicht so sehr, bester Freund! Wer weiß, ob Du Dir nicht da einen Roman zusammenstellst und mit Deinen Vermuthungen am Ziel vorbeischießest. Vielleicht war es nur momentaner Unmuth, der ihre schöne Stirn umwölkte."

„Verlasse Dich darauf, ich bin auf der richtigen Spur!... Gott Amor, ich danke Dir! Nun wäre ein Faden gefunden, und welch' prächtiges Gewebe könnte man aus diesem Faden spinnen: verfolgte Unschuld, unterdrückte Frauenehre, ich, ein zweiter Ritter St. Georg, würde den Drachen, ich meine ihren Mann, vernichten und die herrliche Jungfrau befreien."

„Egoist! Und mir theilst Du dabei gar keine Rolle zu?"

„Doch, doch! Du sollst der wackere, getreue Knappe sein, der —"

„Ja, der gutmüthig-dumm zusieht, wie sein Herr der Fee zu Füßen sinkt und der dann unten mit dem Gesinde den Hochzeitsbecher leeren darf, während im Festsaale die Holde dem Gebieter den langersehnten Kuß auf die Stirn drückt. Schäme Dich, Max, ich hätte Dich für menschenfreundlicher gehalten!"

Wir scherzten so eine Zeit lang fort, bis wir endlich unser Ziel erreichten.

Röcze liegt, von beschnittenem und verkrüppeltem Akaziengestrüpp umrahmt, in einer kleinen Oase, die von einer

Mineralquelle durchzogen wird. Diesem Umstande verdankt der Ort den Namen „Bad“. Die primitive Einrichtung ist, oder war damals wenigstens, nicht darnach angethan, um irgend welche Gäste anzuziehen, und so bildete der Ort eher ein Ausflugsziel für die Bewohner der Umgebung. An schönen Tagen spielten dort echte und unverfälschte Zigeuner ihre heimathlichen Weisen; es wurde getanzt, getrunken, gespielt und hin und wieder ein kleiner Liebesroman eingeleitet.

Auch heute hörten wir schon von Weitem das Gewinsel der Fideln. Im Freien, unter den Akazienbäumen, hatten sich junge, lustige Leute versammelt, die meist aus Söhnen und Töchtern der in der Nähe lebenden Grundbesitzer bestanden, und als wir einritten, ging es schon ziemlich lustig und toll zu. Das Tanzprogramm wies ausschließlich nur Csardas auf, so daß die jungen Leute in Hülle und Fülle Gelegenheit hatten, ihre Glieder in allen möglichen und unmöglichen Drehungen und Verrenkungen zu dehnen.

Waldberg und ich hatten uns an einen Tisch gesetzt und ergötzten uns an der Art der Tanzenden, als sich ein ältlicher Herr, dessen Aeußeres auf den ersten Blick den ungarischen Landedelmann besserer Klasse erkennen ließ, näherte, und, auf einen leeren Stuhl deutend, uns um Erlaubniß bat, an unserem Tische Platz nehmen zu dürfen, da die übrigen Stühle alle schon besetzt, oder mit den Oberkleidern der Tanzenden belegt waren.

Gerne räumten wir dem freundlichen alten Herrn, der sich Arpad v. Inkey nannte, einen Platz ein, wofür er

uns die Namen der besonders bemerkenswerthen Anwesenden mittheilte.

Mittlerweile war es Abend geworden. Die Unterhaltung wurde immer lauter, auch ältere Herren, denen der feurige Ungarwein in den Kopf gestiegen war, betheiligten sich am Tanze. Ab und zu kamen neue Gäste angefahren, und unsere Aufmerksamkeit wurde besonders durch die Ankunft eines Mannes in Anspruch genommen, dessen Gefährt mit vier prächtigen Pferden bespannt war.

Der Ankömmling warf seinem Kutscher die Zügel zu, sprang vom Wagen und betrat musternd den Garten. Kaum hatte ihn der Primas*) erblickt, als er mit einem Ruck den Csardas abriß und seinen Collegen ein Zeichen machte, worauf sich Alle erhoben und gegen den neuen Gast gewandt den pompös klingenden Rakoczymarsch anstimmten. Die Tänzer ließen erstaunt ihre Tänzerinnen stehen, und Alles blickte auf Jenen, dem diese musikalische Ovation galt.

Auch unseres alten Edelmannes Aufmerksamkeit wurde dahin gelenkt, doch als er den Ankömmling erblickte, zog er sich scheu hinter uns zurück und murmelte einige ungarische Flüche vor sich hin, wovon mir nur ein aus vollem Herzen kommendes „Kutja teremtete“**) geläufig war, ein Ehrentitel, mit welchem sich die Landeskinder häufig zu belegen pflegen.

Wir besahen uns den so Bezeichneten etwas genauer:

---

*) Kapellmeister.

**) Verdammter Hund.

er war von hohem, kräftigem Wuchs; das Gesicht mußte einst schön gewesen sein, doch hatten Laster und Trunksucht unverkennbare Merkmale auf demselben zurückgelassen. Der Mann konnte kaum vierzig Jahre zählen, und schon waren seine dunklen Haare und sein kurz geschnittener Vollbart stark mit Weiß gemengt. Im Ganzen machte er einen imponirenden, dabei aber doch widerlichen Eindruck, und Waldberg, der nicht gewohnt war, mit seinen Gedanken hinter'm Berg zu halten, äußerte sich ziemlich laut und unbefangen:

„Was will der Betjár *) mit seinem frechen Auftreten?" Dann rief er den Zigeunern zu: „Fidelt Euren Csardas zu Ende und unterbrecht nicht das Tanzvergnügen!"

Dabei warf er dem alten, verwitterten Cymbalschläger das klingende Argument auf sein Instrument, ein Umstand, der diesen veranlaßte, dem Primas einen Rippenstoß zu versetzen und ihn auf die Wünsche des Föhadnadjur **) aufmerksam zu machen. Ohne Zeitverlust ging das Orchester aus dem Marsche in einen beliebten Husaren-Csardas über.

Hatte der Fremde die Worte Waldberg's vernommen, oder ahnte er nur die Antipathie, die dieser ihm entgegenbrachte? Ein giftiger Blick streifte einen Kameraden, und dieser Blick — wo hatte ich nur schon gesehen?

*) Räuber, verächtliche Bezeichnung, die häufig gebraucht wird.

**) Oberlieutenant.

Er war mir nicht fremd. Ich grübelte vergebens, auch wurde meine Aufmerksamkeit durch Herrn v. Inkey abgeleitet, der sich an Waldberg gewandt hatte und zu diesem sagte:

„Herr Oberlieutenant, ich warne Sie vor jenem Menschen. Er ist ein böser Geselle, ein Trinker und Händelsucher erster Klasse, dabei hat er Geld und aus diesem Grunde viele Freunde, freilich nur Leute seines Schlages, aber —"

„Wieso warnen Sie mich?" brauste mein Freund auf. „Glauben Sie, ich fürchte mich vor so einem Prahler? Der Bursche ist mir äußerst unsympathisch, und ich möchte ihm am liebsten sofort für sein freches Auftreten eine tüchtige Lektion geben."

„Kerem, Herr Oberlieutenant, nichts für ungut," begütigte der alte Herr, „ich zweifle nicht im Geringsten an Ihrem ritterlichen Muth, aber ich denke es mir weder angenehm für Sie, noch für Ihren Herrn Kameraden, hier an diesem öffentlichen Ort in einen Skandal verwickelt zu werden. Dieser Kárdossy ist ebenso brutal als hinterlistig, und dürfte bald die öffentliche Meinung auf seine Seite bringen."

Hörte ich recht? Kárdossy? — „Herr v. Inkey, wie nannten Sie diesen Menschen?"

„Baron Kárdossy," wiederholte der Befragte, „ein reicher Grundbesitzer. Eines seiner Kastelle, in Abos, müssen Sie heute passirt haben, wenn Sie direkt von Ihrer Station kommen; ein schöner Besitz, aber seit einiger Zeit arg vernachlässigt. Kann auch wohl nicht anders

sein, wenn sich der Herr fortwährend bei Gelagen und Festen herumtreibt!"

Kárdossy! Wie ein Blitz fuhr es mir durch's Gehirn. Ja, das war derselbe Ausdruck der Augen, den ich damals bei dem Irren auf der Fahrt von München nach Stuttgart bemerkt hatte, als der Wahnsinn zum Durchbruch gelangte! Genau dieser Ausdruck war mir vor wenigen Minuten in den Augen des Wüstlings aufgefallen, vor dem Inkey seine warnende Stimme erhob. Aber in welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse konnten diese Beiden stehen? Waren sie Brüder? Das schien mir das Wahrscheinlichste. Mein Kárdossy, so bezeichnete ich ihn in Gedanken, hatte aber viel edlere Gesichtszüge, schwärmerisch und leidend, während bei diesem Sinnlichkeit und frecher Uebermuth aus jedem Blicke leuchteten.

„Sie erwähnten vorhin den Ort Abos, durch den wir geritten sein müßten," sagte Waldberg zu unserem Tischgenossen. „Ist das Kastell ganz verlassen, unbewohnt?"

„Nein, dort lebt die unglückliche Frau jenes Menschen."

Max warf mir einen triumphirenden Blick zu: „Was sagte ich vor einigen Stunden? Hatte ich Recht? Wie?"

„Vollkommen, lieber Freund. Ich bewundere Deinen Scharfsinn oder vielmehr Deine Divinationsgabe, wenn es nicht vielleicht eine jener unergründeten Ahnungen war, die uns hier und da beeinflussen."

Der Ankömmling hatte sich inzwischen einen Platz im Kreise lustiger junger Männer gesucht und führte dort bereits das große Wort. Rohe Witze schienen ihm besonders geläufig, was ich daraus vermuthete, daß ich be-

merkte, wie eine Tischgesellschaft, wobei sich einige junge Mädchen befanden, unter Vorantritt einer empört blickenden alten Frau sich vom Tische mit Ostentation entfernte und sich in das Innere der Csarda begab, ein Rückzug, den Kárdossy mit höhnischem Lachen begleitete.

Auch Waldberg hatte die widerliche, allen besser Gesinnten Aergerniß gebende Scene verfolgt, und da ich seinen aufbrausenden Charakter kannte und wußte, wie sehr seine ursprüngliche, eigentlich durch nichts begründete Antipathie jetzt, wo er in Kárdossy den Drachen erkannte — den er so gerne den schönen Augen der blassen Kastellbewohnerin zu Liebe vertilgt hätte — mehr an Bedeutung und Boden gewann, fürchtete ich, daß sich nur zu bald eine Gelegenheit finden würde, einen Streit vom Zaun zu brechen. Ich hielt es daher für gerathen, den Freund zum Aufbruch aufzufordern. Da stieß ich jedoch auf entschiedenen Widerspruch, und ich war nur froh, als endlich Inkey vermittelnd einlenkte, indem er den Vorschlag machte, das Innere des Gasthauses aufzusuchen, was um so rathsamer war, als die Nachtluft für Solche, die sie nicht gewohnt waren, leicht fiebergefährlich werden konnte.

Endlich folgte Waldberg diesem von mir lebhaft unterstützten Vorschlage, und wir suchten und fanden ein unbesetztes Gemach im Inneren der Csarda.

Es war mir nicht recht verständlich, warum Max, der sonst kein Freund von lärmenden Festen war, gerade heute den wenig Vergnügen und Abwechslung bietenden Ort nicht verlassen wollte; erst als wir dem Inneren zuschritten und Inkey als gefälliger Wegweiser uns vorausging,

flüsterte mir der Freund zu, ich möchte mich beim alten Edelmann des Näheren über Kárdossy's Gattin, denn diese war es sicher, die wir heute im Park gesehen hatten, erkundigen, er müsse erfahren, ob der Wüstling sie schlecht behandle, ob sie ihn liebe, oder ob etwa Beide von einander getrennt lebten.

Ich hatte es nicht nöthig, meine Begabung als Inquisitor auf die Probe zu stellen, denn kaum hatten wir unser Gemach betreten, und uns dort niedergelassen, als Inkey, nachdem er für unsere leibliche Kräftigung Sorge getragen, den unterbrochenen Faden seiner Schilderung Kárdossy's wieder aufnahm.

„Meine Herren, wie kann da eine Wirthschaft gedeihen, wenn, wie ich schon früher erwähnte, der Herr, der auch Hausvater sein soll, nur dem Vergnügen lebt und das Geld, das nicht er erworben, dessen Werth er demzufolge auch nicht schätzen gelernt, auf so unverantwortliche Weise vergeudet! Er vernachlässigt nicht nur die Gebäude, wie Sie vielleicht im Vorbeireiten bemerkt haben werden, er vernachläßigt auch die Pflichten als Patriot, statt sich als Abgeordneter wählen zu lassen — und das wäre bei seinem großen Vermögen ein Leichtes — und so seinem Vaterlande ersprießliche Dienste zu leisten —"

„Entschuldigen Sie," unterbrach Waldberg die etwas in die Länge gezogene Charakteristik Kárdossy's, „in welchen Beziehungen steht er zu seiner Frau?"

„Belieben Herr Graf, dieselbe zu kennen?"

„Kennen? Eigentlich nein, aber ich glaube, sie heute im Park des Kastells, welches wir berührten, gesehen zu

haben; die Schilderung des verwahrlosten Ortes stimmt vollkommen mit dem, was wir dort bemerkt, überein. Er vernachlässigt seine Frau, nicht wahr? Sie ist doch jung und schön."

„Prachtvoll schön und prachtvoll gut!" erwiederte Inkey in seinem etwas mangelhaften, aber gemüthlichen Deutsch. „Aber vernachlässigen wäre hier nicht der richtige Ausdruck, urnaks,*) er mißhandelt sie, der Schuft! O, da könnte ich Ihnen lange Geschichten erzählen, doch was interessirt es die Herren!"

„Gewiß, gewiß interessirt es uns!" fielen wir zu gleicher Zeit ein. Waldberg dachte ohne Zweifel an die leidende Frau, ich jedoch mehr an meinen armen Irren, denn ich ahnte da einen Zusammenhang.

„So? Nun dann, wenn Sie erlauben." Inkey füllte die Gläser von Neuem, zog seinen langen Tabaksbeutel heraus, stopfte sich seine silberbeschlagene ungarische Pfeife und murmelte einige „teremtetes", während das rohe Gejohle Kárdossy's und Genossen, begleitet vom Tusch der Musik und Gläsergeklirre, bis zu uns hereindrang.

„Ich kannte sie gut, die kleine Irma!" begann der alte Mann. „Oft schaukelte ich sie auf meinen Knieen und sie verbarg ängstlich ihr kleines blondes Köpfchen an meiner Brust, wenn ich ihr die schauerlichen Märchen vom Sumpfweib und vom Rohrwolf, die dort im großen Moor beim Kastell ihres Vaters gehaust haben sollen, erzählte. Ihr Vater, ein braver alter Ungar vom echten Schrot

*) Herren.

und Korn, war mein lieber Freund, den ich an jedem Markttage besuchte, wenn ich von meiner Pußta zur Stadt fuhr. Leider hatte ihn das Jahr achtundvierzig hart mitgenommen: er verlor bei Komorn seine beiden Söhne, und nun blieb ihm nur die kleine Irma, die ihm seine zweite Gattin an dem Tage gebar, an welchem ihm als Parteigänger der Revolution ein großer Theil seiner Güter konfiszirt wurde. Armer Pàl! Er nahm sich's sehr zu Herzen, als aus dem wohlhabenden Grundbesitzer und Edelmann ein kleiner Bauer wurde. Kurze Zeit darauf verlor er seine zweite Frau und widmete sich nun ganz der Erziehung seines Lieblings, Irma.

Das Kind gedieh und entwickelte sich zusehends, aber mit Pàl's Finanzen ging es gewaltig bergab: Mißernte, Feuer und Hagel, alle diese Schrecknisse des Landwirthes mußte er in wenigen Jahren durchkosten, und doch konnte er sich, wie er sagte, seiner Irma wegen nicht so einschränken, wie es wohl Noth gethan hätte. Sein Liebling mußte eine Erzieherin haben, der Schulmeister war ihr Lehrer in der Musik, Freunde konnte man auch nicht hungrig und durstig von dannen ziehen lassen, und so kam es, daß ein Silberlöffel und ein Feld nach dem anderen verkauft wurde, bis fast nichts von Belang mehr da war.

Da fügte es sich, daß der jüngere Sohn Geysa des reichbegüterten Baron Kárdossy auf einer Sumpfjagd, dort, wo nach meinem Märchen der Rohrwolf und das Sumpfweib hausten, sich im Röhricht verirrte und gewiß auch elend zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht auf seine Hilferufe mein Freund Pàl, der eben eines seiner letzten

guten Felder taxirte, in der Nähe des Sumpfes geweilt hätte und auf die Hilferufe hin, die eigene Gefahr vergessend, zur Stelle geeilt wäre, um nach öfterem Rufen und Gegenrufen den schon ganz ermatteten Geysa herauszutragen. Dieser war damals neunzehn Jahre alt, ein schöner, lieber Junge, der von allen seinen Untergebenen geachtet und geliebt wurde, das gerade Gegentheil von seinem Bruder Ferenz, den Sie jetzt eben zur Bestätigung meiner Worte da draußen wieder brüllen und lärmen hören.

Geysa wurde von Pàl in sein Haus gebracht, mit Speise und Trank gelabt, was ihm sicherlich gut mundete, da er sich seit frühem Morgen im schwarzen Schlamm herumgearbeitet hatte; aber mehr noch als die körperliche Stärkung behagten ihm die blauen Augen der damals sechzehnjährigen Irma.

Was soll ich den Herren darüber Weiteres erzählen?" fuhr Inkey, seine Pfeife frisch anzündend, fort, „Irma fand auch Gefallen an dem schmucken Burschen; Pàl mochte es wohl auffallen, daß die Sumpfjagden von Geysa seit jenem Zwischenfall nicht nur nicht gemieden wurden, sondern sich viel häufiger wiederholten, und daß derselbe bei solchen Gelegenheiten nur zu gerne im Hause seines Retters vorsprach, aber durfte Pàl die Gastfreundschaft verletzen, selbst wenn ihm die Besuche Geysa's minder angenehm gewesen wären? Nun hatte er aber für den jungen Mann eine besondere Vorliebe gefaßt, und Irma schien ihn auch nicht ungern zu sehen; so stand den beiden jungen Leuten nichts im Wege, und gar bald fanden sich ihre Herzen.

Der da draußen," Jukely deutete mit der Spitze des Pfeifenrohrs nach der Richtung, wo man Ferenz Kárdossy eben wieder schreien hörte, „hatte nur zu schnell gewittert, daß sein Bruder dieses Verhältniß eingegangen war. Neidisch und mißgünstig wie er war, nahm er sich vor, wenn es sich lohnen sollte, Geysa aus dem Sattel zu heben. Die Brüder liebten sich nicht.

Ferenz' herrischer und hinterlistiger Charakter konnte mit Geysa's sanftem und bescheidenem Wesen nicht sympathisiren. Der ältere Bruder hatte die Eigenschaften seines Vaters geerbt und wurde von diesem auch vergöttert. Geysa ähnelte seiner leider zu früh verstorbenen Mutter, deren Liebling er war und den sie auch mit dem größten Theil ihres nicht unbedeutenden Privatvermögens bedachte, hatte ja Ferenz den Satzungen des Kárdossy'schen Hauses zufolge die Anwartschaft auf den größten Theil des väterlichen Vermögens, und so glaubte denn der Gerechtigkeitssinn der Mutter diesen Unterschied ausgleichen zu müssen. Das konnte aber Ferenz dem Bruder nicht verzeihen; wie hatte sie ihn nur, den älteren Sohn, enterben und diesem jungen Zierbengel den Vorzug geben dürfen! Wo Ferenz konnte, neckte und verspottete er den Anderen, dieser suchte wohl jene Behandlung, so gut es eben ging, zu ertragen, aber dabei mied er auch so viel als möglich die Gesellschaft seines älteren Bruders.

Eine Tante, die Schwester der Mutter, war die Einzige, der er sein Leid klagen konnte, allein infolge eines Streites mit Ferenz sah sich diese gezwungen, das Haus zu verlassen, um sich irgendwo in Deutschland anzusiedeln;

sie wollte auch Geysa bewegen, ihr dorthin zu folgen und seine Studien dort zu vollenden Hätte er es nur gethan! Welcher Kummer wäre ihm und Irma erspart geblieben! Da er aber gerade damals das junge Mädchen kennen gelernt hatte, waren die Briefe der Tante umsonst, in denen sie ihn beschwor, zu ihr zu kommen; die gute Frau ahnte Böses — und sie hatte leider Recht!

Trinken Sie, meine Herren, ich bin mit meiner Geschichte noch nicht so bald fertig, und bison isten,*) es wird mir immer so eigenthümlich zu Muthe, wenn ich an Alles das denke" — Inkey nahm einen tüchtigen Schluck — „daß ich mich auch etwas stärken muß. Also, ich will Ihre Geduld nicht zu hart auf die Probe stellen: die Katastrophe trat bald ein, Ferenz hatte Gelegenheit, das Gehege Geysa's auszuspüren; er sah Irma, näherte sich ihr unter der Flagge des theilnehmenden guten Bruders, und — entbrannte schließlich in heftiger Leidenschaft zu diesem schönen unschuldigen Engel. Geysa erfuhr von Irma sofort beim nächsten Zusammenkommen den Besuch und bat sie, Ferenz, wo es möglich war, auszuweichen. Irma, der erst jetzt des Aelteren wiederholte Besuche auffielen, vermied so gut sie konnte ein Zusammentreffen, und wenn es schon nicht anders ging, so wußte sie es stets so einzurichten, daß ihr Vater oder ihre Erzieherin, welche die Stelle der Haushälterin, Freundin und Mutter vertrat, bei solchen Gelegenheiten gegenwärtig war. Das war aber nicht nach des Schurken Sinn, und je mehr sie ihm

*) Bei Gott.

auswich, desto mehr strebte er nach einer unbelauschten Zusammenkunft, seine rohe Leidenschaft gerieth in heftige Flamme und er schwor sich, das unschuldige Kind dem Bruder abzugewinnen.

Da traf es sich einmal, daß Geysa von einem Besuche bei einem Nachbarn nach Hause fuhr und in Pàl's Wohnung vorsprach. Zweifelsohne trieb ihn die Sehnsucht, trotzdem es schon dunkelte, zu seiner Irma, so nannte er sie und er hatte auch das Recht dazu, da sich die Beiden schon längst ewige Liebe geschworen haben und mit Pàl's Zustimmung im engsten Familienkreise verlobt worden waren. Als er das Haus betrat, begegnete ihm Margit, die alte Erzieherin, und frug ihn in ängstlichem Tone, ob er vielleicht Irma begegnet sei; das junge Mädchen war gegen seine Gewohnheit heute von seinem kleinen Spaziergang noch nicht zurückgekehrt, der meist in Begleitung Margit's gemacht wurde, welch' Letztere aber diesmal häuslicher Arbeiten wegen verhindert gewesen war, ihren Schützling zu begleiten. Margit schien beunruhigt, um so mehr, als ihr eben Janos, der alte Hirte, erzählt hatte, daß er vor ungefähr einer Stunde Baron Ferenz am Saum des kleinen Akazienwaldes stehen gesehen, und zwar nicht mit seinem Gewehr, sondern nur mit einem Fokos*) bewaffnet, also keinesfalls in der Absicht, am Sumpfe zu jagen, wie es hier und da geschah. Auf Geysa machte diese Nachricht einen sehr unangenehmen Eindruck. Was wollte Ferenz hier, so weit vom Kastell entfernt? Doch er grübelte nicht

*) Ungarischer Beilstock.

lange darüber nach, sondern sagte, er wolle Irma entgegengehen und glaube sicher, sie bald zu finden.

Geysa wußte, daß seine Verlobte sehr gerne ein kleines Plätzchen in jenem Akazienhain besuchte, wo ihre Mutter häufig mit ihr als kleines Kind gespielt; dort liebte sie es, sich auf einer Moosbank niederzulassen, zu lesen und ihren Gedanken nachzuhängen. Wie viele glückliche Stunden hatte dort Geysa, ihr zu Füßen sitzend, zugebracht und ihren kindlichen Erzählungen gelauscht! Es trieb ihn nun mit Windeseile nach jener Stelle. Er mußte am Sumpf vorüber, der Mond, dessen Licht schon die Abendschatten siegreich bekämpft hatte, spiegelte sich in den schwarzen Lachen, die Frösche begannen an allen Ecken und Enden zu quaken, vom Brummbaß der Rohrdommel einförmig begleitet. So spät schon und Irma noch nicht zu sehen! Er mußte sich doch geirrt haben, gewiß war sie zu einer Nachbarin oder zum Pfarrer, den sie oft besuchte, gegangen, doch da schoß ihm wieder der Name seines Bruders durch's Gehirn und rasch trieb es ihn vorwärts. Plötzlich war es ihm, als hörte er aus der Richtung des kaum dreihundert Schritte entfernten Wäldchens einen Hilferuf! O diese verwünschten Frösche, sie lärmten jetzt mehr als früher! Er horchte, sein Herz schlug laut und sein Athem stockte, als er jetzt viel deutlicher als zuvor einen Schrei hörte, er ging nicht mehr, er lief auch nicht — er flog und folgte der Richtung dieses Schreies.

Als er sich dem bekannten Plätzchen genähert hatte, hörte er deutlich seinen Namen mit einer Stimme voll tödtlichen Schreckens rufen, dazu vernahm er die von Leiden-

schaft vibrirende Stimme Ferenz', welcher bat, flehte und schließlich in aufwallendem Zorne befahl.

In langen Sätzen sprang Geysa der Stelle zu, das Mondlicht ergoß sich voll über das kleine Heiligthum des verlobten Paares. Mit zurückgebogenem Oberleib wand sich Irma in Ferenz' kräftigen Armen, während ihre beiden Hände das glühende Gesicht des Schurken, das er dem ihren zu nähern bemüht war, abzuwehren suchten, ihr aufgelöstes Haar fiel in langen Strähnen über die Schultern, ihre Brust keuchte von der letzten Kraftanwendung, die eben zu erlahmen drohte.

„Geysa! Geysa!" schrie sie mit brechender Stimme, dann sanken ihre abwehrenden Arme herab und Ferenz' brennende Lippen schlossen ihr den Mund. Doch nur einen Augenblick konnte der Elende, der Feigling — entschuldigen Sie, meine Herren, wenn ich sage: die Bestie, die keuschen Lippen des Engels besudeln, denn schon hatte Geysa, durch die Erregung zum Riesen geworden, seinen Bruder am losen Halstuch erfaßt und ihn zu Boden gerissen. Ferenz, welcher auf die Dazwischenkunft eines Dritten nicht gefaßt war, hatte keine Zeit gefunden, Widerstand zu leisten und lag seiner vollen Länge nach im Grase. Ein teuflischer Blick schoß aus seinen Augen, als nun Geysa auf Irma zustürzte und sie schützend in seine Arme schloß, bebend und schluchzend ließ sie ihr Haupt auf seine Schultern sinken, und ihre Lippen murmelten ohne Unterlaß den Namen des Geliebten — da, plötzlich vernahm sie einen dumpfen Schlag und Geysa brach, seine Verlobte mit sich reißend, lautlos zusammen! Ein Blutstrom schoß über

sein blasses Gesicht und benetzte ihr helles Gewand, aber kein Laut wurde vernehmlich. Beide lagen besinnungslos, wie todt, innig umschlossen, an jener Stelle, wo sie so oft glücklich Hand in Hand gesessen, geträumt und ihre Hoffnungen für die Zukunft ausgetauscht hatten! So fand sie Janos, den die besorgte Margit gleich nach Geysa's Entfernung nachgeschickt hatte. Die vom Stiele des Fokos durch die Wucht des Schlages abgebrochene Hacke saß fest im Schädelknochen des unglücklichen jungen Mannes!

Hatte Ferenz ihn erkannt? Wenn ja, dann, Kain, thatest Du Recht, zu fliehen, denn Gottes Auge mußte verdammend auf Dich herunterblicken. Ja, sei verdammt!" fuhr Inkey erregt fort, seine Faust nach der Richtung ballend, wo man Ferenz eben wieder laut auflachen hörte, „die rächende Hand wird auch Dich zu finden wissen!"

Erschöpft hielt er inne, wir drückten ihm, dem einfachen Manne, dem wir nie eine solche Beredtsamkeit zugetraut hätten, theilnehmend die Hand.

„Als ich vernahm, daß Geysa bereits die Sterbesakramente empfangen habe und daß er den Morgen wohl nicht mehr erleben werde, sattelte ich mir selbst in aller Eile mein Pferd und jagte zu Pàl hinüber.

Jammer herrschte im ganzen Hause. Geysa lag ohne Besinnung in Pàl's Zimmer, eine klaffende Wunde am Hinterhaupte wurde eben vom Arzte verbunden. ‚Wer hat ihm das gethan?' frug der Mann.

Alle schwiegen, nur zu wohl kannten sie Geysa's edlen Charakter, der, sollte er wider Erwarten dennoch aufkommen, es nicht gebilligt hätte, daß man seinen Bruder, des stolzen

Baron Kárdossy's ältesten Sohn, des Todtschlages anklagte, auch hatte Niemand die That gesehen. Die Betheiligten wußten freilich nur zu gut, wer der Thäter war, doch Niemand sprach ein Wort, und selbst die Diener, die den Hergang sicherlich ahnten, schwiegen, als sie hierüber befragt wurden, jenes Gefühl des Zusammenhaltens, welches vertraute und anhängliche Diener an ihre Herren fesselt, sagte ihnen, daß es besser sei, nichts oder doch nichts Bestimmtes zu wissen.

Drei Wochen hindurch lag Geysa zwischen Leben und Tod, man konnte ihn während dieser Zeit nicht in das Haus seines Vaters bringen, der selbst nie gekommen war, seinen Sohn zu besuchen. An guter Pflege fehlte es übrigens dem Kranken nicht, und welcher Jubel herrschte endlich in Pàl's Haus, als Geysa eines Morgens die Augen aufschlug und in die seiner treuen Irma blickte! Erstaunt musterte er seine Umgebung, reden konnte er freilich nicht, aber er schien die Worte der Anderen schon theilweise aufzufassen. Ich war gerade auf Krankenbesuch bei ihm, als der Arzt die Aeußerung that: „Nun wird uns Baron Geysa bald sagen können, wer der Thäter war, er wird doch, wenn er es auch nicht bestimmt wissen sollte, einen Verdacht hegen."

Irma und ich beobachteten bei diesen Worten, welche der Arzt an Pàl gerichtet hatte, den Kranken, und unwillkürlich schraken wir Beide zusammen, als wir in seinem sonst so guten und freundlichen Blick einen Ausdruck gewahrten, den wir vorher nie gesehen hatten: die Lider hatten sich bis etwa zur Hälfte geschlossen, die Pupillen

schienen sich zuzuspitzen und etwas unendlich Böses und Feindseliges lag in diesem Blicke, der jedoch ebenso schnell verging, als er gekommen war.

‚So,‘ sagte mir Irma später, ‚hat ihn sein Bruder angesehen, als er von Geysa's Arm zu Boden geschleudert wurde.‘ War es etwa ein Reflex, der sich seinem Gehirn eingeprägt hatte und bei Erinnerung des Vorgefallenen unwillkürlich in seinen eigenen Augen zum Ausdruck kam?“

„Diesen Blick, ich kenne ihn nur zu gut!“ unterbrach ich Inkey's Erzählung. „Zweimal sah ich ihn bei Geysa, wohl unter ganz anderen Umständen, und heute bemerkte ich ihn zum dritten Mal bei Ferenz.“

„Sie, Herr Rittmeister? Woher kennen Sie Geysa? Wo haben Sie ihn gesehen?“

„Davon später, Herr v. Inkey, bitte, unterbrechen Sie Ihre so hochinteressante Geschichte nicht.“

„Gut, meine Herren, ich fahre fort, aber es wird schon spät, meine Kehle ist trocken und meine Pfeife will nicht recht in Brand kommen.“ Er füllte sein Glas, die unserigen waren unberührt geblieben.

Waldberg sah, in sich versunken, düster vor sich hin.

Draußen unter dem Vorplatze schien es jetzt ganz besonders lustig zuzugehen; man hörte die heisere, weinumflorte Stimme, welche Inkey als die Ferenz' bezeichnete, ein Lied vortragen, das mit großem Beifall von seiner Umgebung aufgenommen wurde, denn diese klatschte nach jeder Strophe überlaut, während die Musik, jedesmal den Refrain wiederholend, einfiel.

„Ja, ja, so treibt man es jede Nacht!“ bemerkte Inkey,

der seine Pfeife endlich in's Brennen gebracht hatte. „Glaube aber nicht, daß es ihm so von Herzen geht; erst wenn der Wein wirkt, und dazu braucht er ziemlich viel, mag seine Lustigkeit keine erzwungene sein. Doch weiter, zu meiner Geschichte. Geysa durfte das Bett verlassen, aber nur wenig sprechen. Er war übrigens auffallend still geworden. So oft er Gelegenheit fand, faßte und drückte er Irma's Hand und sah ihr traurig in die Augen. ‚Du wirst sehen, mein Engel,' sagte er eines Tages zu ihr, ‚unser Glück ist noch nicht beschlossen, eine Ahnung läßt mich eine böse Zukunft voraussehen.' Irma tröstete ihn, so gut sie es vermochte, aber auch sie konnte sich nicht jenem sicheren Glauben hingeben, der Liebende, welche wissen, daß sie sich bald ganz angehören sollen, so beseligt und beglückt.

Kaum hatte Irma ihre Trostesworte vollendet, als man einen Wagen in den Hof fahren hörte; gleich darauf stürzte Janos herein: ‚Kerem Kisaszonka,*) alter Baron Kárdossy ist draußen mit noch einem Herrn und einem zweiten Wagen!'

Geysa's blasses Gesicht wurde um einen Ton bleicher, Irma zuckte zusammen. Im selben Augenblick öffnete sich die Zimmerthür und ein alter Herr trat, von einem Begleiter gefolgt, herein. Der erst Eingetretene war Baron Kárdossy Vater, das Ebenbild Ferenz', jedoch damals bedeutend stärker. Heute könnte man Beide für Brüder halten, denn Ferenz hat durch seinen liederlichen Lebens-

*) Bitte, Fräulein.

wandel bald den Unterschied der Jahre zwischen sich und seinem Vater nachgeholt.

„Da mein Sohn nicht zu mir kommt,“ hub der Baron an, „so muß ich mich schon bequemen, zu ihm zu kommen!“ Mit einem boshaften Seitenblick auf die arme Irma, deren liebliches Gesicht von einer Blutwelle übergossen war, fuhr er fort: „Freilich ist es angenehmer, hier unerlaubten Umgang zu pflegen, als zu Hause bei seinem alten Vater zu bleiben und ihn bezüglich eines böswilligen Gerüchtes aufzuklären, das gewisse Leute über seinen ältesten Sohn ausgesprengt haben, um das graue Haar des Vaters mit Schande und Schmach zu überhäufen!“

„Vater!“ rief Geysa mit bittender Stimme, „Du weißt nur zu gut, daß Dein Sohn nie Schande über das Haus gebracht, daß kein Wort über meine Lippen —“

„Schweig!“ herrschte der Baron ihn an. „Und Sie, Herr Doktor, untersuchen Sie den Patienten, er scheint ja schon ganz hergestellt zu sein, und eine langsame Fahrt nach Oelenhaza wird ihm sicherlich nichts schaden. Wenigstens kömmt er aus dieser ungesunden Temperatur und Atmosphäre, die in diesem niederen Zimmer herrschen, heraus.“ Dabei sah er mit Verachtung auf das einfache, aber mit peinlicher Reinlichkeit gehaltene Zimmer, in welchem Geysa sich befand.

Der Angeredete, ein Arzt, den Kárdossy eigens von Pest hatte kommen lassen, bestätigte nach kurzer Untersuchung die Transportfähigkeit des Rekonvaleszenten.

„Also richte Dich zusammen, in einer halben Stunde fahren wir fort,“ wandte sich der Baron an Geysa. „Und

Sie, mein Fräulein," dieses Wort sagte er, sich spöttisch verneigend, „werden gewiß so gütig sein, mir zu sagen, was ich Ihnen, da ich sonst Niemand von der Familie sehe und Sie nach der Beschreibung als Tochter des Herrn Pàl Honsalvy zu erkennen glaube, für Wartung und Pflege meines Sohnes schulde. Freilich wäre ich Ihnen mehr verbunden gewesen, wenn Sie meinen Sohn nach dem unbegreiflichen Ueberfalle nicht hier zurückgehalten hätten."

Mit Würde erhob Irma ihr schönes, jetzt todtenblasses Antlitz; hehrer Stolz lag auf demselben, und die Brauen leicht zusammengezogen, antwortete sie: „Herr Baron, ich weiß nicht, was Sie dazu berechtigt, mich im Hause meines Vaters, Pàl von Honsalvy, zu insultiren. Wie es scheint, wäre es Ihnen lieber gewesen, wir hätten den tödtlich Verwundeten draußen umkommen lassen, statt ihn hierher in Pflege zu nehmen — eine Nächstenpflicht, die um so gerechtfertigter war, da Ihr Sohn Geysa mein Verlobter ist!"

Kárdossy stieß ein schallendes Hohngelächter aus und erwiederte: „Gut gespielt, mein Fräulein, vom Anfang bis zum Ende, ich mache Ihnen mein Kompliment! So fängt man Grünlinge," und er deutete auf Geysa, „aber ich, ich weiß es wohl zu beurtheilen, wo der Scherz aufhört und der Ernst anfängt. Verlassen Sie sich darauf, Fräulein von Honsalvy, ein Baron Kárdossy wird nie die Einwilligung dazu geben, daß sein Sohn die Tochter eines Amnestirten," dabei machte er mit seinem Zeigefinger eine bezeichnende Bewegung um den Hals, „eines Rebellen heirathe!"

In diesem Moment war Geysa von seinem Lehnstuhl aufgesprungen. Dunkles Roth übergoß sein Antlitz, die Hand erhob sich gegen seinen Vater . . . wieder erschien der gewisse schreckliche Blick, dann taumelte er, einen herzerschütternden Schrei ausstoßend, auf Irma zu und stürzte in schwerem Falle zu Boden. Abermals sah man unter seinen schwarzen Haaren Blut hervorrieseln, im Fallen hatte sich der Aermste auf dem harten Boden die kaum verharschte Wunde wieder aufgerissen! Irma warf sich neben ihm auf die Kniee und rief ihn mit den zärtlichsten Namen; sie hob seinen Kopf in die Höhe, drückte ihn an ihre Brust und schaute weinend in dieses blasse Antlitz, das dem eines Todten glich.

Kárdossy war betroffen zurückgewichen; seine böse und harte Seele mochte vielleicht doch fühlen, daß er zu weit gegangen; doch nicht lange behielt dieses Gefühl der Reue die Oberhand; in diesem Moment durfte er um keinen Preis, und galt es selbst das Leben seines Kindes, eine Schwäche verrathen. Er sagte daher trocken zu dem ihn begleitenden Arzt, der sich um Geysa zu schaffen machte und dessen Puls fühlte: „Es ist wohl nur eine Anwandlung von Schwäche, die meinen Sohn befallen hat; ich sagte es ja vorhin, die Luft ist hier zum Ersticken." Und damit ging er zur Thüre, die er rasch öffnete, um seinem Wunsche nach frischer Luft zu genügen, in Wahrheit aber, um den Rückzug so verdeckt, als es unter diesen Umständen möglich war, anzutreten. Draußen befahl er einigen Leuten und seinem Kutscher, den kranken jungen Baron auf den zweiten Wagen zu tragen und in Gesellschaft des Doktors

sofort nach Oelenhaza zu bringen; dann schwang er sich auf sein Gefährt, und ohne umzublicken, hieb er auf seine vier sich bäumenden Pferde ein, um zum Thor hinauszurasen.

Sie wundern sich ohne Zweifel, meine Herren, wieso ich alle diese Details so genau kenne, da ich doch kein Mitwirkender in diesem Drama war, nicht wahr? Nun, wie ich Ihnen schon früher mittheilte, war ich Irma's ältester Freund und blieb es auch bis zur Stunde. Ich hatte mithin nach Geysa's Ueberführung Gelegenheit genug, da ich mich fast jeden Tag als Tröster bei meinem blonden Engel einfand, jedes Wort, jede Geberde wiederholt von ihr zu erfahren, so daß ich bald Alles so genau wußte, als wäre ich selbst dabei gewesen."

„Was geschah weiter?" frug Waldberg gespannt.

„Lieber Freund," konnte ich mich nicht enthalten zu sagen, „Herr v. Inkey wird wohl vom Erzählen müde sein; wie wäre es, wenn wir den Schluß der Geschichte auf ein andermal aufsparten?"

„Wenn die Herren noch eine kleine Weile Geduld entwickeln, ich bin bald zu Ende, und sehen Sie, es gewährt mir eine eigene Befriedigung, mit so ehrenwerthen Cavalieren," hierbei hob er sein Glas und ließ es an die unsrigen klingen, die wir ihm bereitwillig entgegenbrachten, „über diese traurige Geschichte zu sprechen. Ich stehe allein, habe keine Familie, meine einstigen Freunde sind auch zum größten Theil nicht mehr, und so kann ich nur dankbar sein, wenn mir sympathische Menschen ihre Gesellschaft schenken. Auch spreche ich ja im Interesse meines Lieb-

lings, und Sie wissen gewiß aus eigener Erfahrung, man spricht gern von dem, was man liebt! — Wo bin ich nur geblieben? Ja, richtig," fuhr Inkey, sich entsinnend, fort: „Geysa war also nach dem Kastell von Oelenhaza gebracht worden. Auf Umwegen erfuhr ich den Zustand desselben: ich hatte dort einen Diener bestochen, dessen Schwester bei mir im Dienste stand. Selbst unser Komitatsarzt wurde nicht an das Krankenlager gezogen, weil der Leidende Tag und Nacht im Delirium lag und dabei so böse Dinge, die besonders Ferenz betrafen, gesagt haben soll, daß man sogar mit der Zulassung der ihn pflegenden Personen sehr vorsichtig wurde. Trotzdem war etwas über den hoffnungslosen Zustand Geysa's in die Oeffentlichkeit gekommen; was konnte es aber diesem Schurken Ferenz schaden, als es nach vierzehn Tagen hieß, Geysa sei wahnsinnig geworden und müßte sofort nach — — nun, den Namen habe ich vergessen, ich glaube, irgendwo in Deutschland ist diese Irrenanstalt, gebracht werden!

Glauben Sie, daß Geysa wirklich verrückt war? Ich glaubte es von allem Anfang nicht, und Sie werden später sehen, daß ich Recht hatte. Soviel hörte ich nur durch meinen Vertrauten, daß Geysa lange im Delirium gelegen und irre gesprochen; war es aber auch zu wundern nach jener Scene in Pàl's Wohnung, wo er sein Liebstes vom eigenen Vater auf so niedrige Weise insultiren hörte, und er alle physischen Kräfte sammeln mußte, um sich vom Rekonvaleszentenlager zu erheben! Dann die Ohnmacht, der schwere Fall, das Aufbrechen der alten Wunde und die Marter für seinen armen Geist, als er sich machtlos

sah und nicht, wie er es wohl gerne gethan hätte, an Irma's Seite für ihre Ehre, für Recht und Pflicht eintreten konnte! Nein, und hundertmal nein, Geysa war kein Narr! Ferenz, der schändliche Bube, veranlaßte den ihm gegenüber so schwachen Vater, seinen ihm in dreifacher Richtung gefährlichen Bruder unter Mitwirkung eines gewissenlosen Arztes in jenes Asyl zu bringen, wo wirklich Geisteskranke wohl eine entsprechende Pflege, Gesunde aber nur zu gewiß den geistigen Tod finden mußten.

Als Irma diese Nachricht erhielt, gerieth sie in die höchste Verzweiflung; sie wollte Geysa folgen, allein was konnte das nützen? Lange hatte ich zu thun, um sie zu überreden, daß sie vorläufig wenigstens zuwarte; übrigens hätte die Aermste auch ihren Entschluß nicht zur Ausführung bringen können, da sie durch die namenlose Aufregung, die während der letzten vier Wochen Tag und Nacht auf sie eingestürmt, auf das Krankenlager geworfen wurde. Sie machte ein heftiges Nervenfieber durch; ich pflegte sie im Verein mit Margit und Pàl. — Das waren böse Stunden! Jenen, die behaupten, ein bewußtloser Mensch fühle keinen Schmerz, widerspreche ich keck in's Gesicht: ist der Seelenschmerz etwa kein Schmerz?

Kaum hatte Irma das Krankenlager verlassen, so brütete sie schon wieder darüber nach, wie sie ihrem Geysa helfen, ihn aus der Irrenanstalt befreien könnte, und die kühnsten Pläne wurden unter Beiziehung meines Rathes entworfen, doch es sollte anders kommen.

Eines Tages erschien der Komitatsdiener mit einer Zuschrift, die er Pàl überreichte. So klein dieses Stückchen

Papier auch war, einen so großen Eindruck machte es auf den Empfänger. „Schon gut, schon gut!“ rief er dem harrenden Diener zu.

„Bitte ergebenst um Bestätigung.“

Pàl eilte auf sein Zimmer und brachte das Gewünschte zurück. Der Diener hatte kaum das Zimmer verlassen, als sich mein Freund auf einen Stuhl warf, seinen Kopf in beide Hände barg und heftig zu schluchzen begann.

Erschrocken eilte Irma auf ihren geliebten Vater zu: „Was ist's, Vater? Was ist geschehen?“

„Lies selbst, mein Kind,“ antwortete Pàl, ihr das Schreiben hinreichend. „Ich kann meine Schande und mein Unglück doch nicht länger vor Dir verbergen.“

Irma schien den Inhalt nicht recht zu verstehen; sie reichte mir ängstlich das Papier. Da stand es klar und sehr verständlich für den, der mit derlei Dingen bekannt ist: „Auf Grund der rechtskräftigen Zahlungsauflage d. d. 20. Juli 1869 wird die exekutive Pfändung und öffentliche Feilbietung des dem Herrn Pàl v. Honfalvy gehörigen Hauses sammt Einrichtung und Grundstücken auf Grund der Forderung des Herrn Solmossy bewilligt.“

Ja, das war freilich hart! Wie gerne hätte ich dem armen Pàl geholfen, allein ich war selbst in keiner viel besseren Lage. Die Nachwehen der Revolution hatten auch meine kleinen Ersparnisse mit fortgenommen; infolge von Mißernte und Mangel an solidem Kredit hatte auch ich schon Solmossy, einen bekannten Geldverleiher, in Anspruch nehmen müssen, und wer da weiß, was es heißt, Wucher-

zinsen zahlen zu müssen, der wird mir auf's Wort glauben, daß ich nicht helfen konnte.

Warum drängte aber der Wucherer jetzt so plötzlich? Dieses Räthsel mußte ich lösen, und ich begab mich am nächsten Tag zu ihm in die Stadt. Auf der schmutzigen Treppe des noch schmutzigeren Hauses, in welchem es nach Fellen und Lumpen sehr übel roch, begegnete mir ein stattlicher Herr; es war aber so finster, daß ich ihn nicht recht erkennen konnte.

Solmossy, geschmeidig wie immer, bedauerte ungemein, Herrn v. Honsalvy nicht mehr dienen zu können; die Zeiten seien schlecht, man müsse das bischen sauer Erworbene zusammenhalten, und was da bekannte Ausflüchte mehr sind.

Ich wandte meine ganze Ueberredungskunst an, und endlich, es war, als sei ihm plötzlich ein Gedanke gekommen, sagte er: „Nun, wir wollen sehen, was zu thun ist; es sind ja noch acht Tage bis zum Verkaufstermin." Mehr konnte ich aus dieser Schurkenseele nicht herausdrücken, und als ich um eine bestimmte Zusicherung in ihn drang, wurde er unhöflich und spielte auf meine eigenen Verpflichtungen an.

Während ich meinem Gasthofe zuschritt, begegnete ich Ferenz Kárdossy. Ich war so in Gedanken vertieft, daß mir seine Physiognomie erst auffiel, als er schon an mir vorüber war. „Ist das nicht dieselbe Gestalt," frug ich mich umsehend, „die ich auf der Treppe Solmossy's bemerkt habe? — Bah, welche Einbildung! Was sollte der reiche Edelmann bei dem schmutzigen Wucherer suchen."

Als ich Pál den geringen Erfolg meiner Intervention mittheilte, zuckte er die Achseln.

„Was ist zu thun? Danke Dir, lieber Freund, müssen eben abwarten, vielleicht besinnt sich Solmossy doch noch eines Besseren. Sollte es aber dennoch geschehen, daß die Schergen des Gerichtes zu Gunsten eines notorischen Wucherers mir mein Haus verkaufen, dann, Arpad, überlebe ich diese Stunde der Schande und Schmach nicht! Sei Du dann der Vater und Beschützer meiner armen Irma. Alles hat man mir genommen: meine zwei Söhne, deren Gebeine dort im Wallgraben von Komorn modern, meine Felder, meine Wiesen, und jetzt die letzte Ruhestätte, wo ich noch mein müdes Haupt hinlegen könnte!"

Stumm reichte ich ihm die Hand; ich wußte, daß ein Trösten vergebliches Bemühen gewesen wäre. Ich wurde aus dem dumpfen Hinbrüten erst durch heftiges Schluchzen geweckt, das sich im Nebenzimmer, dessen Thüre offen stand, vernehmen ließ: auf der Schwelle dieser Thüre war Irma erschienen; sie schwankte auf ihren Vater los und ließ sich langsam auf die Kniee nieder; dann erfaßte sie seine herabhängende Hand, bedeckte dieselbe mit Küssen und Thränen und sagte mit bebender Stimme: „Vater, stets nur mit Dir, nie ohne Dich!"

Er beugte sich zu ihr herab und seine Thränen vermengten sich mit den ihrigen. Glauben Sie es mir, meine Herren, auch ich abgehärteter Pußtasohn begann zu weinen wie ein Kind. Hier lag das Glück einer edlen Familie zertrümmert vor mir! Was konnte man Beiden Besseres wünschen, als den Tod? Hier Schande und Elend für

den tiefgebeugten Vater, dort die arme unglückliche Tochter, deren Bräutigam, ihr höchstes Gut, im Irrenhause dahinschmachtete!"

Inkey wischte sich die feuchten Augen, Waldberg und mir ging es fast nicht besser; auch uns übermannte das Gefühl inniger Theilnahme.

„Schnell verging die kurze Frist," fuhr der Erzähler fort, „nur zwei Tage fehlten noch bis zu der gefürchteten Stunde. Als noch immer keine Nachricht über einen Aufschub der Exekution kam, fuhr ich wieder in die Stadt, um von Solmossy einen ernsten Aufschluß zu verlangen. Der Gesuchte war verreist und man wußte nicht, wann er zurückkehren würde; ich eilte zum Gericht, aber hier hatte der Gläubiger nichts Neues veranlaßt, also blieb es bei der Feilbietung. Uebrigens, meinte der Stuhlrichter, könne ja Solmossy noch im letzten Augenblick die Amtshandlung sistiren; vielleicht habe er es im Drange der Geschäfte bis jetzt vergessen. —

Der böse Tag, ein Montag, kam heran. Ich konnte die ganze Nacht vor Aufregung nicht schlafen und eilte schon bei Sonnenaufgang zu Pàl; dieser war seit den letzten vierzehn Tagen um ebenso viele Jahre gealtet. Resignirt saß er unter der großen Linde im Haushof; neben ihm lag das alte vergilbte Gebetbuch seiner verstorbenen Mutter, wie er mir darauf deutend erklärte.

„Hab' mit Beten mich nie viel geplagt," sagte er, „aber Freund, es kommen Momente im menschlichen Leben, wo so Mancher doch Trost darin findet!"

Irma brachte uns das Frühstück, und auch ihr konnte

man die durchwachte Nacht ansehen: ein Schleier lag über ihren blauen Augen und wie mechanisch versah sie die Pflichten der Hausfrau, die ihr sonst eine Freude waren. Die Stunde für die Amtshandlung war auf neun Uhr festgesetzt; jetzt schlug es vom Kirchthurm sieben. Noch konnte der ersehnte Gerichtsbote erscheinen, der die Sistirung der gefürchteten Handlung brachte; so oft die Hausthüre sich knarrend öffnete, schraken wir Alle zusammen. Es wurde halb Neun und noch kam er nicht.

Da hörte man plötzlich einen Wagen rollen; er hielt vor dem Hause — wie lief es mir kalt über den Rücken! Die Thüre wurde geöffnet und der Gerichtsdiener, Gott sei Dank, allein, trat ein. Also gewiß brachte er den so sehnlich erhofften Aufschub, denn sonst wären ja auch die übrigen Gerichtsfunktionäre mitgekommen. Nur zu bald aber wurde unsere letzte Hoffnung zerstört.

„Die Herren kommen gleich, nehmen nur eine kleine Stärkung ein; ich soll ihre Ankunft einstweilen melden."

Aus Pàl's Gesicht war alles Leben gewichen, stumm nickte er vor sich hin. Irma, aus deren Augen Thränen stürzten, eilte davon, um den Vater ihren Kummer nicht sehen zu lassen.

Ich nahm mir den bärtigen, gegen alles fremde Unglück abgehärteten Diener bei Seite; eine kleine Gabe sollte ihn mir gefügig machen.

„Also die Exekution ist nicht verschoben?" frug ich.

„Warum sollte sie verschoben sein? Wurde etwa die Schuld bezahlt? Dann ist ja noch Zeit, die Quittung zu präsentiren."

Ich wußte genug. „Ist Solmossy auch hier?“ frug ich noch.

„Kann nicht dienen, Herr, sah ihn nicht.“

Jetzt hörte man Schritte und lachende Stimmen auf der Straße. Die Thüre wurde geöffnet und herein trat der Stuhlrichter, ein dicker behäbiger Herr mit martialischem Schnurrbart, gefolgt vom Notar, der an Korpulenz dem Vorausschreitenden nichts nachgab; ja, die Herren leben nicht schlecht! Zugleich mit ihnen drängten sich Neugierige und einige Kauflustige herein, die einen guten Fang zu machen hofften; bald war der halbe Hof gefüllt.

Nun rollte ein Wagen die Straße herab, und ein Neugieriger, der nach dem Ankommenden gelugt, riß eiligst das große Thor auf, um eine elegante ungarische Equipage hereinfahren zu lassen; im Inneren des „Sandlaufers“ saß Solmossy oder richtiger Herr Andor v. Solmossy, seines Zeichens privilegirter Wucherer und Menschenschinder. Schnell flogen die Hüte der kleineren Leute herunter, denn er war schon damals ein gewaltig großer Herr.

Pàl hatte sich während der Ankunft der Gerichtsleute auf sein Zimmer zurückgezogen; schwer athmend ließ er sich dort in seinen Sorgenstuhl fallen, aber lange konnte er sich seinen traurigen Gedanken nicht hingeben, denn eben forderte der Gerichtsdiener die schau- und kauflustige Menge auf, in das Innere des Hauses zu treten, da dort, wie es eben Solmossy mit dem Stuhlrichter bestimmt hatte, die Versteigerung mit den Einrichtungsstücken beginnen sollte.

Die Herren vom Gericht schritten voran, gefolgt vom

Kläger, der zuvor noch eine heimliche Unterredung mit einem der anwesenden Kauflustigen gepflegt hatte, und man betrat nun Pàl's Zimmer. Mein armer Freund blieb unbeweglich sitzen und erwiederte noch kürzer den kurzen Gruß der Eindringlinge. Nachdem den üblichen Formalitäten Genüge geleistet worden, nahm das Gericht vor einem großen Tisch Platz. Solmossy, vom Stuhlrichter aufgefordert, sich ebenfalls an den Tisch zu setzen, lehnte das dankend ab. Sein Blick glitt forschend durch das Zimmer, als suche er irgend eine Person oder einen Gegenstand.

Während nun das Protokoll verfaßt wurde, wollte ich Pàl veranlassen, sich aus dem Gemach zu entfernen; diese widerliche Prozedur mußte ihm ja doch Höllenqualen bereiten.

„Nein," erwiederte er, „ich harre hier aus. Pàl Honfalvy fürchtet sich nicht, dem Tod in's Antlitz zu blicken, und dies," er sprach's mit heiserer Stimme, „ist mein Tod!"

In der Zwischenzeit hatte der Gerichtsdiener mehrere schon früher bei der Inventur verzeichnete kleinere Pfandobjekte, mit welchen der Anfang der Versteigerung gemacht werden sollte, auf den Tisch gelegt. Da gab es einige einfache Schmuckgegenstände, etwas silbernes Tafelzeug, einen Magnatensäbel mit Türkisen besetzt, ein Paar Pistolen, verschiedene Kassetten und noch mehrere Luxusgegenstände, welche einen höheren Werth repräsentirten.

Solmossy mußte das Ziel seiner Forschungen entdeckt haben, denn er neigte sein aufgedunsenes Gesicht zum

Fenster hinaus, warf noch schnell einen bezeichnenden Blick auf seinen Vertrauten und verließ dann mit gleichgiltiger Miene das Zimmer.

Irma wäre gern zu ihrem Vater geeilt, um ihm in dieser schweren Stunde zur Seite zu stehen; sie stand noch unschlüssig unter der Veranda des gegenüber liegenden Traktes; die Fenster von Pàl's Zimmer waren geöffnet, man hörte das dumpfe Gemurmel der sich drängenden und stoßenden Leute.

Plötzlich übertönte eine heisere aber kräftige Stimme den Lärm und man vernahm den Ausrufer, welcher verkündete, daß die Versteigerung beginne; dann verlas er die Bedingungen, und nach einer kurzen Pause hörte man: „Nummer Eins, ein Frauenschmuck aus echtem Golde mit einem Miniaturporträt! Fünfundzwanzig Gulden zum Ersten!“

Irma fuhr erschüttert zusammen; sie kannte diesen Schmuck genau: er stammte von ihrer theuren Mutter; das Porträt war ihr eigenes, sie als dreijähriges Kind im Hemdchen, lose Rosen mit den kleinen Händchen an die halbentblößte Brust drückend. Sie wußte, wie theuer dieses Andenken ihrem armen Vater war. Die praktische und minder skrupulöse Margit hätte damals, als die Gegenstände geschätzt und notirt wurden, diese und noch einige andere Familienreliquien gern bei Seite geschafft. „Das gehört zu Eurem Leib und Blut!“ hatte sie damals gesagt, doch war sie da bei Pàl's Rechtlichkeitssinn auf festen Widerstand gestoßen, und so hatten denn diese theuren Gegenstände alle in das Verzeichniß kommen

müssen. Was mußte der arme Vater jetzt leiden, so Stück für Stück, all' die lieben Erinnerungen sich entreißen sehen! Konnte er das ertragen? War es nicht ein glücklicher Zufall, daß Solmossy, sie offenbar nicht bemerkend, durch den Hof dem nahen Garten zuschritt? Sollte sie das nicht als Wink des Himmels betrachten? Selbst die verhärtetste Seele konnte doch nicht den eindringlichen kindlichen Bitten der Tochter, die ja um das Leben ihres Vaters flehte, widerstehen! Schnell entschlossen eilte sie ihm nach. Dieser schien sie erst zu bemerken, als sie ihn ansprach, wenigstens sollte seine geschickt gespielte Ueberraschung es glauben machen.

„Herr Solmossy," hub Irma an und dabei vibrirte ihre Stimme gewaltig, „können Sie meinem armen Vater die Kränkung nicht ersparen? Stehen Sie ab von Ihrem Rechte, ich will Ihnen den Rest der Schuld durch meiner Hände Arbeit verzinsen, und dann, wenn der arme Mann nicht mehr ist, dann nehmen Sie Alles. Ich bitte, ich beschwöre Sie, brechen Sie diese grausame Versteigerung ab; bedenken Sie, mit jeder dieser Reliquien, die für Sie nur einen geringen Werth haben, und die nun in alle Winde getragen werden, schlagen Sie einen Nagel in den Sarg meines armen Vaters! O, haben Sie Mitleid! Wenn Sie Kinder haben, möge Gott an diesen die Wohlthat vergelten, die Sie uns erweisen!" —

„Sechsundzwanzig — siebenundzwanzig — achtundzwanzig! — Achtundzwanzig Gulden zum Ersten! — Gibt Niemand mehr?" schallte die Stimme des Auktionators wieder herüber.

„Bitte, bitte, Herr Solmossy, fassen Sie den edlen Entschluß!“

Auf dem Gesicht des Geldmenschen zuckte es eigenthümlich. Wie schön dieses Mädchen ist, dachte er sich, ja, Ferenz hat keinen schlechteren Geschmack, als der Narr Geysa! „Kann nicht, schönes Fräulein, Gott soll mich strafen, ich kann nicht!“

„O gewiß können Sie! Lassen Sie die edle Regung, die Ihnen Gott eingegeben, nicht vorübergehen!“ Und sie erfaßte seine fetten Hände und preßte dieselben mit ihren kleinen weißen Fingern.

Den Wucherer überrieselte es wieder eigenthümlich, und er murmelte für sich: „Hätte ich's ihm nicht abgetreten!“

„Zum zweiten — einunddreißig zum zweiten und — zum — dritten Mal!“

Aus Irma's Brust drang ein matter Schrei: „Dahin, dahin!“

„Fräulein,“ sagte Solmossy, „Sie thun mir wahrhaftig leid, aber ich kann's nicht ändern; doch ich will Ihnen einen Rath geben.“

„Sprechen Sie, schnell!“

„Die Forderung gehört nicht mehr mir, ich habe sie Herrn Baron Ferenz Kárdossy abgetreten. Ich fungire heute nur als Bevollmächtigter des Herrn Barons.“

„Wie? Baron Kárdossy? Ich verstehe nicht — doch ja, ich ahne nur zu gut einen schrecklichen Zusammenhang!“ Sie blickte verwirrt um sich. „Sprechen Sie, was soll ich thun?“

„Werden Sie seine Frau.“

„Ferenz' Frau? Die Frau des Mörd— — nie und nimmermehr! Eher alle Qualen erdulden, die menschliche Bosheit und Tücke ersinnen können, als daß ich —"

„Nur so können Sie Ihren Vater retten! Der alte Mann überlebt's nicht, und ich bürge Ihnen dafür, daß alle Gegenstände, die etwa schon veräußert sind, wieder in Ihren Besitz kommen. Konnte der Vater für die Erziehung seines Kindes sein Vermögen opfern, warum kann die Tochter nicht auch dem Vater ein Opfer bringen?"

Inzwischen nahm die Versteigerung in gewohnter Weise ihren Fortgang. Das wenige Silberzeug, Wäsche, Kleidungsstücke fanden ihre Liebhaber und Alles erzielte mindestens den Schätzungswerth, an eine Vertagung der Execution war mithin nicht zu denken.

Ich stand neben Pàl. Wie geistesabwesend stierte er vor sich hin und Schweiß bedeckte seine Stirn. Eben hatte der Auktionär eine metallbeschlagene Kassette aus Palisanderholz ergriffen und hob selbe in die Höhe: „Nummer Sieben, eine Kassette, zwei Gulden zum Ersten!"

Pàl hatte aufgeblickt; unwillkürlich richtete er sich empor und mechanisch griffen seine Hände nach dem ihm entrückten Gegenstand. Bis jetzt hatte er den werthvolleren Sachen gar keine Aufmerksamkeit geschenkt; sollte dieses unscheinbare Kästchen einen besonderen Werth für ihn haben? Der Ausrufer öffnete den Deckel: zwei blonde Haarlocken, mit einem blauen Bande zusammengebunden, fielen heraus; eine derselben war an einem Päckchen Briefe befestigt.

„Arpad," wandte sich Pàl mit tonloser Stimme an

mich, während er krampfhaft meinen Arm drückte, „rette die Briefe! Irma's Mutter schrieb sie mir, als sie noch meine Braut war — und die Locken, sie sind Alles, was mir von meinen todten Söhnen geblieben ist — als sie noch Knaben waren, schnitt sie ihnen die Mutter ab, o rette, rette!“ murmelte er, in seinen Stuhl zurücksinkend.

Ich drängte mich durch den dichten Menschenknäuel. Ich wollte den Richter auf das Unstatthafte, Familienpapiere diskreten Inhalts unter das rohe Volk gelangen zu lassen, aufmerksam machen, allein es war nicht möglich, mich schnell genug durchzuzwängen.

„Zwei Gulden zum Zweiten! — Noch einen Gulden! Drei Gulden zum Ersten!“

„Vier Gulden!“ rief ich, im Ankauf dieses Gegenstandes die schnellste Erfüllung von Pàl's Wunsche erblickend.

„Fünf Gulden!“ entgegnete eine Stimme.

„Sechs Gulden!“ ich.

„Sieben Gulden!“ der Andere.

Ich erkannte in meinem Rivalen den Mann, mit dem Solmossy anfangs geflüstert hatte: „Acht Gulden!“ Da lief es mir heiß über's Gesicht: hatte ich denn das Geld bei mir? Ich war darauf nicht vorbereitet, und von den Anwesenden kannte ich Niemand außer Pàl, und diesem hatte man ja Alles genommen. Ich durchwühlte meine Taschen: zwei, drei Theresienthaler, noch einen, dann etwas kleine Münze, ich konnte noch einen Trumpf wagen: „Neun Gulden!“

„Zehn Gulden!“ erwiederte mit eisiger Ruhe der Andere.

Ich konnte nicht mehr bieten; da traf mich Pàl's bil-

tender Blick — halt, ich hatte ja meine Uhr in der Tasche! Neben mir stand ein alter kleiner Händler, der nach den für ihn unerreichbaren Schätzen stierte; schnell entschlossen zog ich meine Uhr aus der Tasche: „Was gebt Ihr mir dafür?"

„Was soll ich geben? Ist wohl nicht Gold? Silber und vergoldet?"

„Zehn Gulden zum ersten, zehn Gulden zum zweiten Mal! Gibt Niemand mehr?"

„Ich will Ihnen fünf Gulden für die Uhr geben."

„Her damit!" Der Mann zog seine schmierige Börse und gab mir vier Gulden. „Einen Gulden müssen Sie mir als Garantie für die Echtheit lassen." Ich entriß ihm das Geld; die Uhr war wohl zehnmal soviel werth und der Gauner hatte heute ein gutes Geschäft gemacht.

„Und zum drit —"

„Dreizehn Gulden!" war mein letztes Angebot; mehr hatte ich nicht und konnte ich auch nicht zusammenbringen.

„Vierzehn Gulden!" replizirte mein Gegner mit einem spöttischen Lachen.

„Vierzehn Gulden zum ersten — zum zweiten und — zum dritten Mal!"

Das Kästchen wanderte von Hand zu Hand, Jeder warf einen neugierigen Blick hinein, bis es zum neuen Eigenthümer gelangte. Nun wurde es mir klar: dieser war von Solmossy aufgestellt, für ihn Alles an sich zu bringen. Was noch weiter dahintersteckte, konnte ich damals freilich nicht errathen, auch hatte ich keine Zeit, darüber nachzugrübeln, denn Jemand zupfte mich hastig am Aermel.

Es war Margit, die mich frug, wo Pál sei, sie habe einen Brief für ihn, der vielleicht Wichtiges enthielt.

„Nun, auf seinem Sitz, wo er früher war.“ Da mir die Aussicht durch neu dazu gekommene Fremde versperrt war, drängte ich mich wieder mühsam dorthin durch: der Stuhl war leer. „Wo ist Herr v. Honfalvy?“ wandte ich mich fragend an einen gemüthlich aussehenden Herrn, den ich schon früher in Pál's Nähe bemerkt hatte.

Dieser zog mich zu sich heran und wispelte mir in's Ohr: „Der arme Herr wollte gewiß die schöne Pistole, wahrscheinlich auch ein Familienstück, vor diesen Hyänen retten; ich bemerkte schon längere Zeit, wie er, als sei er ganz in Gedanken vertieft, damit spielte und sie immer näher zu sich zog. Er that mir so leid, der arme alte Mann; ich trachtete, ihm behilflich zu sein und lehnte mich über den Tisch,“ fuhr der Andere mit selbstzufriedener Miene fort, „und so konnte er sie unbemerkt unter seinen Rock bringen. Er ging damit dort zur Thüre hinaus,“ und er wies nach einer Thüre, die direkt in den Garten führte.

„Istenem! Istenem!“ *) unterbrach ich seine Mittheilung, um hinauszustürzen. Dort, im Hofe, vor der Veranda, stand noch Irma mit todtenbleichem Antlitz, und Solmossy schritt eben gravitätisch dem Hause zu.

„Irma! Irma!“ rief ich schon von Weitem. „Wo ist Dein Vater?“

Sie hatte ihn nicht gesehen.

---

*) Herrgott!

„Kind, um des Himmels willen, schnell, schnell, eh' es zu spät ist — er erschießt sich!"

Solmossy hatte meinen Ruf gehört, ihm war es klar, um was es sich handelte, hatte er doch die Hand zu einem scheußlichen Komplott geboten, nur ahnte er damals wohl nicht, daß dasselbe ein Menschenopfer kosten könne. Er spekulirte ja überhaupt nur mit Existenzen, und doch nicht mit Menschenblut, daher mochte es auch diesmal weniger in Ferenz' Interesse, als in jenem der unglücklichen Familie geschehen, daß er Irma nacheilte, die zu Tod erschrocken mir auf den Fersen war, und ihr zurief: „Fräulein, nehmen Sie meinen Vorschlag an, und Ihr Vater ist noch zu retten!"

„Ja!" stieß Irma hervor, ohne sich weiter zu bedenken.

„Ja hat sie gesagt! Herr v. Inkey ist Zeuge!" und der dicke Solmossy lief neben uns keuchend und pustend einher. Jetzt mochte ihm nebst der Humanität doch auch die gewiß hohe Provision in den Sinn gekommen sein, die er von Ferenz zu erwarten hatte; erschoß sich Pàl, so war diese verloren!

Irma hatte ihren Vater nicht durch den Hof kommen gesehen, also mußte er sich, das Zimmer verlassend, gleich rechts um die Ecke gedrückt und die Straße überschritten haben. Im Orte selbst, das war anzunehmen, würde er nicht die Hand an sich legen. Ein Bauer kam die Straße herab.

„Habt Ihr Herrn v. Honfalvy gesehen?" frug ich athemlos.

„Nein!" war die Antwort.

Dann konnte er nur einen schmalen Fußsteig eingeschlagen haben, der vom Haus zur Kirche führte. Mich dorthin wendend, theilte ich Irma in Eile meine Vermuthung mit; die Kirche, die in zehn Minuten zu erreichen war, lag, umgeben vom Friedhof, auf einem sanft ansteigenden Hügel.

Solmossy war das Tempo zu schnell; er konnte nicht mehr mit.

„Ich weiß," stieß er in abgebrochenen Worten hervor, „ein Fräulein — v. Hon — falvy — wird ihr Wort — halten. Sagen Sie — also dem Vater — daß Alles — geordnet ist." Jetzt war ihm aber der Athem gänzlich ausgegangen, wie aus einem Blasebalg pfiff die Luft aus seinem weit geöffneten Munde. —

Pàl mußte etwa fünf Minuten vor uns das Haus verlassen haben. Gewiß war er nicht so gerannt wie wir, er konnte also vielleicht noch rechtzeitig eingeholt und — gerettet werden. Ich war kein Jüngling mehr; als wir den Abhang des Hügels besteigen mußten, begann es auch in meiner Brust zu toben, vor den Ohren sauste mir's und die Kniee wankten.

„Irma, ich kann nicht mehr! Eile, rette Deinen Vater!" Diese Aufforderung war eigentlich überflüssig, denn schon war die schlanke Gestalt mir voraus; wie ein Reh sprang sie den Hügel hinauf, und gleich darauf war sie hinter der Friedhofmauer verschwunden.

Ich mußte stehen bleiben, das Blut war mir von der ungewohnten Bewegung zu Kopf gestiegen, noch einen Schritt weiter, und ich glaube, der Schlag hätte mich

gerührt. Mein Herz hämmerte von der Anstrengung und Aufregung derartig, daß ich sonst nichts hörte, als dieses Pochen; aber eine Beruhigung blieb mir vorderhand: ich hatte bisher keinen Schuß vernommen, Irma mußte mithin den Vater gefunden und seinen schrecklichen Vorsatz vereitelt haben.

Als ich mich etwas erholt und gesammelt hatte, ging ich, so schnell mich meine Beine trugen, dem Friedhofe zu. Ich schritt durch's Thor, allein ich sah und hörte nichts! Großer Gott, sollte ich den Schuß überhört haben und waren wir zu spät gekommen?

Da fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf: das Grab seiner Frau! Dieses lag, von Irma's pietätvollen Händen wohlgepflegt, hinter der Kirche, und dorthin lenkte ich nun eiligst meine Schritte.

Unvergeßlich wird mir der Anblick bleiben! Ich hatte richtig vermuthet: dort knieten innig verschlungen Vater und Kind. Jetzt streichelte sie mit kosender Hand die vom leichten Wind bewegten langen Silberhaare Pàl's, und immer wieder küßte sie ihm die Thränen von den dankbar zum Himmel gehobenen Augen! — Lange stand ich schweigend da, ich wollte diesen kurzen Augenblick des Glückes, in welchem der Geist der Mutter segnend die Beiden zu umschweben schien, nicht stören. — Armer Pàl, Du wußtest nicht, um welchen Preis Dein Leben erkauft worden war!

Irma erhob sich. „Komm', Vater," hörte ich sie sagen, „lasse uns zum Pfarrer gehen, bis die Leute unten sich verlaufen haben."

Nun gewahrte sie mich und winkte mir, heranzutreten; ich eilte auf die Beiden zu und schloß sie tiefbewegt in meine Arme."

Hier hielt Inkey wieder etwas inne; ein Ausdruck unendlicher Güte verklärte das Gesicht des wackeren Mannes, und er suchte die Thränen nicht zu verbergen, die über seine Wangen träufelten. Wir wagten mit keinem Worte die weihevolle Stille zu unterbrechen.

„Verzeihen Sie," sagte er endlich, „momentan treten mir diese Bilder so lebhaft vor die Augen, daß ich wahrhaftig in jene Zeiten zurückversetzt zu sein glaube. Doch nun will ich mich beeilen: Wir verließen das Grab. Ich warf noch einen Blick darauf zurück; dort, im Grase, schimmerte etwas, ich sah näher hin, es war die verhängnißvolle Waffe! Schnell bückte ich mich, der Hahn war noch gespannt, und unbemerkt verbarg ich die Pistole unter meinem Rock. Arm in Arm gingen Vater und Tochter zum Pfarrer, einem biederen alten Herrn; dort waren sie einstweilen gut aufgehoben, während ich nach Pàl's Haus ging, um dort die letzten Spuren des unwillkommenen Besuches wegzuräumen.

Eben fuhren die Herren vom Gerichte fort. Die letzten Neugierigen und Kauflustigen verließen, sich in allerlei Vermuthungen über die plötzliche Unterbrechung ergehend, den Hof. Margit, welche von dem ganzen Vorgange nichts gewußt hatte, brachte eben Pàl's Stube in Ordnung, und auf mehrere Gegenstände hinweisend, unter welchen ich die Kassette und den Schmuck mit dem Miniaturporträt erkannte, sagte sie, Solmossy habe ihr diese Sachen über-

geben. Er lasse sich Herrn v. Honfalvy sowie Fräulein Irma ergebenst empfehlen und stelle ihnen wieder ihr Eigenthum zurück; es sei Alles geordnet. „Wer mag nur der Wohlthäter sein?“ setzte sie hinzu, „denn aus freien Stücken hat der Halsabschneider gewiß nicht so nobel gehandelt.“

Ich kannte ihn gar wohl, diesen armen und edlen Wohlthäter, der sich selbst zum Pfand eingesetzt! Pál hätte auch gerne erfahren, wem er zu danken hätte, doch Irma scheute sich noch, dem Vater den wahren Sachverhalt mitzutheilen, er mußte sich erst erholen; das Schlimmste zu erfahren, war ja noch immer Zeit, dann, wenn das Unvermeidliche eben geschehen mußte.

So vergingen einige Wochen. Irma war voll banger Sorgen um Geysa, von dem man schon lange nichts erfahren und dem sie das Wort gebrochen hatte. Freilich waren die Umstände erbarmungslos und zwingend gewesen, aber hätte sie nicht standhaft sein, hätte sie nicht lieber vereint mit dem Vater den Tod suchen sollen? Doch hatte auch die Aermste damals, an jenem schrecklichen Tage, Zeit und Muße gehabt, über Alles das nachzudenken? Hätte sie als liebende Tochter anders handeln dürfen, als sie es gethan?

Eine Hoffnung blieb ihr: vielleicht hatte Ferenz das seinem Bruder zugefügte Unrecht eingesehen und es war dann nur eine Schrulle, ein unüberlegter Akt der Eitelkeit gewesen, als er ihr das Jawort abzwang! Gewiß wollte er sein Vergehen sühnen. O, wie würde sie ihm danken und Alles, Alles verzeihen!

Sie kannte ihn nur zu wenig, diesen rachsüchtigen und arglistigen Charakter. Ferenz wollte einfach nur abwarten,

bis einige Zeit seit jener grausamen Exekutionskomödie verronnen war; er hatte sie ja in der Hand, und wollte sie ihr Wort nicht einlösen, nun, wozu sind die Gerichte da? Eine neue Klage ist bald verfaßt und eingebracht, und der Tanz beginnt von vorne!

Der alte Baron Kárdossy erhielt von der Direktion der Anstalt, wo Geysa untergebracht war, eines Tages die Mittheilung, daß die Anfälle von Tobsucht, an welchen der junge Mann gelitten, ganz nachgelassen hätten. Lächerlich! Tobsucht! Verzweiflung war es, und nachdem alles Flehen nichts genutzt, durfte man sich nicht wundern, daß Geysa endlich die Geduld verlor. Wenn man ihn hiefür in die Zwangsjacke steckte und mit kaltem Wasser begoß, so war es doch natürlich, daß er in Zorn gerieth und sich gegen eine solche Behandlung wehrte. Er hatte jetzt, wie man schrieb, nur noch Anfälle von Melancholie, welche ihn jedoch verlassen würden, wenn man ihn in's Vaterhaus zurückkehren ließe.

Diese Nachricht, so glücklich sie noch vor kurzer Zeit Irma gemacht hätte, erhöhte nur die Prüfungen des bedauernswerthen Mädchens. Ferenz wußte, daß durch Geysa's Rückkunft, obwohl sein Vater dieselbe durchaus nicht mit Eile betrieb, seine Pläne nur zu leicht durchkreuzt werden konnten, also hieß es schnell handeln. Er fuhr nach Szothmar, um sich mit ausgesuchter Höflichkeit Irma und ihrem Vater zu nähern. Ja, er konnte geschmeidig sein wie ein Aal, wenn er dadurch die Erfüllung eines Wunsches zu erreichen hoffte.

Wie es Irma bei diesem Besuche zu Muthe war,

können Sie sich wohl denken. Anfangs sprach er kein Wort von der Verbindung, und Irma, für einen Augenblick erleichtert, gab sich schon wieder frischen Hoffnungen hin. Als ihr Vater dann abberufen wurde und sie mit Ferenz allein blieb, glaubte sie, diesem für seine edle Intervention danken zu müssen.

„Mein Fräulein," erwiederte dieser, „wie können Sie mir für so einen kleinen Dienst danken! Ich bin es, der Ihnen Dank schuldet für das unendliche Glück, dessen Sie mich theilhaftig werden lassen."

Irma erblaßte.

„Ich werde es Ihnen ewig danken, daß Sie mich zum glücklichsten Menschen auf der Welt gemacht!" und er suchte ihre Hand zu erfassen. Schnell zog sie dieselbe zurück; eine Wolke des Unmuths zeigte sich auf seiner Stirne, doch war dieselbe wieder rasch verschwunden, und als habe er nichts bemerkt, fuhr er fort:

„Mein Fräulein, lassen Sie mich offen mit Ihnen sprechen: ich liebe Sie, ich habe Sie vom ersten Augenblick, als ich Sie sah, geliebt. Es ist der sehnlichste Wunsch meines Vaters, daß ich mich noch vor Ablauf dieses Sommers verehheliche, denn dann will er auf längere Zeit, vielleicht für immer, nach Pest ziehen; er ist alt und kränklich, die Pflege und ärztliche Hilfe hier auf dem Lande ist schwer zu finden und keinesfalls entsprechend, daher will er mir die Güter übergeben und wünscht, an meiner Seite eine würdige Gefährtin zu sehen."

„Würdig? Und da konnten Sie an mich denken, an die Tochter des Amnestirten?"

„Ich verstehe Sie nicht, mein Fräulein."

„Das waren ja die Worte des Barons Kárdossy, Ihres Vaters! Ferner sagte er, daß er nie zugeben würde, daß sein Sohn eine solche Ehe eingehe."

„Wenn mein Vater das gesagt hat, so mag es in momentaner Aufregung gewesen sein. Ich versichere Ihnen, daß er meine Wahl vollkommen billigt."

„Herr Baron, Sie sind Edelmann, Ihre Vorfahren hatten auf ihren Schild die Devise geschrieben: Ehre und Schutz den Frauen. Wollen Sie, als der Enkel dieses edlen Geschlechtes, sich soweit erniedrigen und ein armes, hilfloses Mädchen — zwingen, Sie zu heirathen? Wollen Sie das Unglück und die schreckliche Zwangslage ausnützen, um auf einem unter diesen drückenden Verhältnissen gegebenen, ja moralisch erzwungenem Versprechen zu beharren?"

„Mein Fräulein," erwiederte Ferenz mit spöttischem Lächeln, „ich glaubte, daß eine Tochter des Hauses Honsalvy mit ihrem Worte nicht feilschen und rechten würde."

„Genug, mein Herr! Ich habe umsonst an Ihr Herz appellirt, Sie aber sollen nicht vergebens auf meine Ehre angespielt haben: ich werde mein Wort halten und sollte es mein Leben kosten!" Hiermit erhob sie sich mit stolzer Miene und gab dem ihrem Beispiel folgenden Ferenz durch eine leichte Handbewegung zu verstehen, daß sie die Unterredung zu beenden wünsche.

„Ich hatte auf eine freundlichere Antwort gehofft, Irma," sagte er leise.

Bei dieser vertraulichen Anrede zuckte Irma leicht zu-

sammen und versetzte kalt: „Vorderhand bin ich für Baron Kárdossy noch Fräulein v. Honfalvy.“

„Wie Sie befehlen,“ antwortete Ferenz, sich spöttisch verneigend. „In drei Wochen wird also Fräulein v. Honfalvy ihr Wort einlösen?“

Irma nahm ihre ganze Kraft zusammen und ein kurzes, rauhes „Ja“ kam über ihre zusammengepreßten Lippen.

In diesem Moment kehrte Pàl, der seit den letzten Schicksalsschlägen körperlich und geistig stark gealtert war, zurück. Irma hatte einen Augenblick hindurch heftig mit einem Entschlusse gekämpft, jetzt aber schritt sie ihrem Vater entgegen, schlang einen Arm um seinen Hals und stieß schnell die Worte hervor: „Vater, Herr Baron Kárdossy bittet mich eben um meine Hand. Gibst Du die Einwilligung dazu?“ Jetzt war ihre Kraft aber gebrochen; sie warf sich an Pàl's Brust und krampfhaftes Schluchzen durchbebte ihren Körper.

Pàl konnte sich die ganze Scene nicht recht zusammenreimen; er glaubte schließlich, Irma's Thränen seien der Ausdruck des Glücks und der jungfräulichen Scheu; wohl zuckte ihm die Erinnerung an Geysa durch den Kopf, aber dieser war ja für seine Tochter verloren! Gewiß hatte sich Irma's Liebe zu Geysa in eine Sympathie für den Bruder verwandelt, und was konnte der alte Mann eigentlich sehnsüchtiger wünschen, als noch vor seinem Lebensende sein geliebtes Kind in den sicheren Hafen beglückender Ehe einlaufen zu sehen! „Mein theures Kind!“ erwiederte er daher, „Dein Wille ist auch mein Wille... Herr Baron,“

fuhr er, Ferenz' Hand erfassend, fort, „hier übergebe ich Ihnen ein seltenes Juwel, mein Theuerstes auf Erden!" seine Stimme zitterte, „ihr Herz ist Gold, rein und wahr, ihr Sinn edel und treu, von Gott geschaffen, einen braven Mann zu beglücken!"

Wie martervoll mußte diese Scene für die arme Irma gewesen sein! Sie betrog in diesem Augenblicke ihren Geysa um das höchste Gut; sie belog ihren Vater, weil sie seinen unrichtigen Vermuthungen nicht widersprach; sie beleidigte die heilige Bedeutung der Ehe, weil sie mit Haß und Verachtung eine Verbindung einzugehen entschlossen war! Arme, arme Irma! An all' das mußte sie denken und doch konnte sie nicht anders handeln. —

Das gefürchtete Ende der dreiwöchentlichen Frist rückte heran. Ferenz war zu wiederholten Malen Gast in Pál's Haus und wußte sich bei dem alten Manne, dessen Schwächen er bald herausbekommen hatte, in große Gunst zu setzen. Irma fand er immer gleich kühl und gemessen; daß sie ihn nicht liebte, das mußte er wohl fühlen, aber er hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, sie zu besitzen. Auch hielt er seine Liebe, die nur auf Sinnlichkeit und Egoismus beruhte, für wahre Zuneigung, und er dachte, mit der Zeit auch bei Irma Erwiederung zu finden. Alle Vorbereitungen zur Vermählung waren getroffen. Auf Wunsch des alten Freiherrn sollte die Feierlichkeit mit großem Pomp in der Patronatskirche zu Oelenhaza stattfinden. Ferenz hatte am Vortag der Hochzeit seine blasse Braut besucht; sie war ruhiger und gefaßter, aber kaum hatte er sie verlassen, so eilte sie noch in der Abend-

dämmerung hinauf zum Grab ihrer Mutter. Dort kniete sie nieder und klagte der Todten ihren bitteren Schmerz; sie ließ ihren Thränen freien Lauf, denn morgen durften ja ihre Augen nicht geröthet sein, das Opfer mußte voll gebracht werden! Gestärkter, als sie gekommen, verließ sie den Friedhof. Die letzte Purpurröthe flammte am Firmament auf und dann ward es plötzlich Nacht. Glich das nicht ihrem Schicksale? Ein kurzes, glückverheißendes Aufflammen und dann — Nacht, finstere, ewige Nacht!

Das war ein Drängen und ein Zufahren von den elegantesten Equipagen bis zu den einfachsten Gefährten der minder bemittelten Landedelleute. Der Bruder des Baron Kárdossy, der Bischof von Galgocz selbst, sollte den Bund des glücklichen Paares einsegnen, und der gesammte hohe Adel der Umgebung mußte Zeuge der Herrlichkeiten sein, die der reiche Herr und Besitzer von Oelenhaza zu entfalten in der Lage war.

Ein Banderium*) von jungen Edelleuten, begleitet von der besten Zigeunermusik, welche auf einem großen Wagen untergebracht war, holte am Morgen des Trauungstages Pàl und die schöne Braut ab. In einfachem weißen Gewande, ohne jeden Schmuck, das Antlitz von geisterhafter Blässe, bestieg Irma mit ihrem Vater den Wagen, dessen reich geputztes Viergespann, scharrend und sich bäumend, den Augenblick nicht erwarten konnte, wo der Kutscher denselben die Zügel schießen ließ. Noch einen Händedruck der guten Margit, einen Blick auf das einfache Wohnhaus,

*) Berittene Gefolgschaft.

wo sie so viele glückliche Stunden erlebt, und hinaus flog der Wagen, gefolgt von den jauchzenden Reitern und dem heitere Weisen anstimmenden Zigeunerorchester.

Auch ich bestieg meinen Wagen und fuhr in gemessenem Tempo hinterdrein; dieser Lärm widerte mich an, allein ich mußte an Irma's Seite ausharren, sie hatte mich gestern noch so innig darum gebeten.

Der Zug langte nach kurzer Fahrt in Oelenhaza an. Dort, am Portal des großen Schlosses, erwartete der Bräutigam mit mehreren Freunden die Ankunft der Braut. Ferenz war sehr ungeduldig; immer fürchtete er noch, seinen Plan vereitelt zu sehen, und ein Zug der Befriedigung glitt daher über sein Gesicht, als der Wagen anhielt und die Lakaien den Schlag desselben öffneten. Keine Bewegung in Irma's Antlitz ließ den Seelenschmerz, den Kampf, der in ihrem Inneren tobte, erkennen.

Der alte Baron erwartete die Ankommenden auf der letzten Stufe der Freitreppe. Ein reich verziertes Magnatenkostüm hob seine imposante Gestalt noch mehr hervor; er verneigte sich ceremoniös vor Irma, dann reichte er Pàl, welcher auf meinen Arm gestützt die Treppe langsam erklomm, einen Finger seiner Hand, den dieser unter anderen Umständen wohl nicht berührt hätte, denn die Honfalvys stehen den Kárdossys an Ahnenzahl nicht nach.

Die Ankömmlinge wurden nun unter Beobachtung steifer Etikette in die Gemächer des hochwürdigen Bruders geleitet und mit Vorantritt Irma's zum Handkuß zugelassen. Mittlerweile ordnete sich der Zug: die Staatskarosse des

Kirchenfürsten, eigens aus der bischöflichen Residenz hierhergebracht, nahm den hohen Würdenträger auf und fuhr als erste zum Thor hinaus; dieser folgten der Wagen der Braut und die prächtig herausgeputzten Equipagen der übrigen Theilnehmer. Die hell erleuchtete und glänzend dekorirte Kirche empfing die zahlreichen Gäste; die Orgel ließ ihre Akkorde durch das Gotteshaus brausen und die dichtgedrängte Menge stand gaffend zu beiden Seiten des Zuges. Wie beneidete man Irma! Reichthum und Glück halten ja die Meisten in diesem materiellen Leben für gleichbedeutend! Und doch hätte Irma mit tausend Freuden ihren Brautschleier nebst allem, was damit zusammenhing, gegen das einfache Kopftuch jener Bäuerin vertauscht, die dort am Arme ihres jungen Mannes hing und die Braut in dem siebenten Himmel wähnte!

Die Ceremonie nahm ihren Anfang. Das Brautpaar stand vor den Stufen des Altars; Irma's Lippen bewegten sich leise und zeitweise zuckte sie wie im Fieberfrost zusammen. Die letzten Schwingungen des Schlußakkordes verhallten im hohen Chorgewölbe und gefolgt von zahlreichen assistirenden Priestern betrat der Bischof den Kirchenraum. Irma's Brust hob und senkte sich in erregter Schnelle, sie ließ ihren hilfesuchenden Blick im Kreise herumschweifen und an mir blieb er haften; welch' namenloser Jammer lag darin! Ich konnte denselben nur mit einem Blick nach oben erwiedern.

Nachdem das entscheidende „Ja" von beiden Theilen gesprochen worden und die Ringe, dieses Symbol der Vereinigung — für Irma das der ewigen Sklaverei — an

die Finger gesteckt waren, vereinigte der Bischof die Hände der beiden Brautleute. Es war das erste Mal, daß Irma die Hand Ferenz' berührte, dieselbe Hand, die den Bruder, ihren Geysa — — — weiter vermochte sie wohl nicht zu denken, denn ein wüster Lärm entstand plötzlich am Eingange der Kirche.

Die dichtgedrängte Menge wogte durcheinander, gewiß war bei der drückenden Hitze einem Menschen unwohl geworden! „Platz da! Platz da!" hörte man eine Stimme in fieberhafter Aufregung rufen und ein Mann drängte sich mit wilder Gewalt durch die Menschenmassen, Alles, was ihm nicht auswich, niederstoßend. Jetzt durchbrach er die letzten Reihen. „Was gibt's? Was will er?" — „Ein Narr! Ein Narr!" hörte man die Leute durcheinander schreien — „Haltet ihn!" riefen Andere, aber es war zu spät: schon stand der Eindringling knapp am Altar. Wirres schwarzes Haar fiel dem Keuchenden über die Stirne, das Gesicht war geisterhaft blaß, seine Augen sprühten Flammen — sie hatten das Ziel gefunden!

„Geysa!" stieß Irma mit einem gellenden Schrei heraus, dann schlug sie leblos zu Boden.

Ja, es war Geysa, der Narr! „Zu spät! Zu spät!" rief er mit einer Stimme, die Allen das Herz erbeben machte und warf sich neben Irma auf die Kniee; er erfaßte ihre Hände und blickte ihr starr in das todtenbleiche Antlitz, dann stieß er ein gellendes, markerschütterndes kurzes Lachen aus, schüttelte heftig seinen Kopf und wirbelte mit den Händen krampfhaft in der Luft herum. Alles das war so schnell gekommen, daß Niemand recht zur Be-

sinnung gelangte; erst jetzt eilte man Irma zu Hilfe, um sie aufzuheben.

Der alte Baron fand zuerst seine Fassung wieder; auf Geysa deutend, sagte er zu mehreren Umstehenden: „Haltet ihn, er beginnt zu toben!“ und nun warf man sich von allen Seiten auf den Unglücklichen.

Das Weitere können sich die Herren wohl denken. Geysa, welcher nun wirklich närrisch geworden, wurde in die Anstalt zurückgebracht.“

„Wie aber war er von dort fortgekommen?“ frug ich.

„Irma hatte es für ihre Pflicht erachtet, Geysa, noch bevor sie die Frau eines Anderen wurde, Alles, wie es gekommen, zu schreiben. Sie entband ihn seines Wortes und bat ihn, desgleichen ihr gegenüber zu thun. Auch hatte sie ihm geschrieben, wann die Vermählung stattfinden sollte. Von der Direktion wurden die Briefe, welche an Geysa anlangten, früher stets geöffnet, in der letzten Zeit jedoch, als man ihn dort für genesen hielt, glaubte man diese Vorsicht, sowie eine zu strenge Ueberwachung aufgeben zu können. Unter den zwei ersten Briefen, die Geysa uneröffnet erhielt, war einer von Irma, die eben erwähnte Erklärung enthaltend, und der zweite von seiner Tante. Letztere, die den Zusammenhang und die Umstände, welche die schnelle Sinnesänderung Irma's hervorgerufen, nicht kannte, war über das unglückliche Mädchen tief empört und schrieb in diesem Sinne an ihren Neffen. Welchen Eindruck diese beiden Briefe auf den Bedauernswerthen gemacht, ist leicht zu begreifen.

Geysa zweifelte keinen Augenblick an Irma's Treue,

und er wollte, er mußte sie retten. Bis zur Hochzeit lagen noch vier Tage vor ihm. Er benützte die schlaffe Aufsicht in der Anstalt und entfloh eines Abends, doch wagte er es nicht, sich der Eisenbahn zu bedienen, denn nur zu bald hätte ihn der Telegraph verfolgt und er wäre gewiß noch vor Erreichung seines Zieles aufgehalten worden. Er schlug daher anfangs den Landweg ein und wollte erst dann von einem abgelegenen Orte aus sich einen Wagen nehmen, um dann von irgend einer kleinen Station aus die Bahn zu benutzen.

Geysa kam, wie Sie bereits wissen, zu spät! Der Wahnsinn war nun wirklich bei ihm ausgebrochen. Anfangs tobte er, später wurde er ruhiger, er hatte sogar lichte Augenblicke und man konnte längere Zeit hindurch ganz vernünftige Antworten von ihm erhalten, bis ihn plötzlich eine fixe Idee erfaßte, die ihn nicht mehr losließ. In diesem Zustande bot er ein schreckliches Bild: seine Augen sprühten haßerfüllte Blitze, seine Fäuste ballten sich krampfhaft zusammen und schließlich sprang er auf einen vermeintlichen Feind los, um denselben an der Kehle zu packen und zu erwürgen! Man wollte sich daher nicht länger diesen gefährlichen Anfällen aussetzen und brachte ihn wieder dorthin, von wo er entflohen war."

„Und ich traf den Unglücklichen damals auf seiner Reise!" unterbrach ich nun und erzählte meinen beiden Genossen meine Begegnung mit Geysa in München.

Auf Inkey machte diese Mittheilung einen großen Eindruck. „Wie fanden Sie seinen Zustand? Hoffnungslos?" frug er erwartungsvoll.

Ich erwiederte, daß nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten die Bezeichnung „hoffnungslos“ wohl nur von einem Irrenarzte ausgesprochen werden könne; ich glaubte den Zustand nicht so nennen zu dürfen, da ja doch die lichten Momente die vorherrschenden waren.

„Bitte, erzählen Sie weiter,“ unterbrach Waldberg unser Gespräch. „Was geschah mit der unglücklichen Frau, mit Irma?“

„Nun, Irma war Baronin Kárdossy geworden. Sie weigerte sich entschieden, mit Ferenz, wie dieser gewollt, eine Hochzeitsreise zu machen, weil ihr Vater bald nach dem Vermählungstage krank wurde. Da der alte Mann nicht leicht aus seinem Hause nach Ferenz' Kastell überführt werden konnte, es vielleicht auch nicht wollte, so hielt es Irma für ihre Pflicht, im Hause, wo der Kranke ihrer Pflege bedurfte, zu bleiben.

Der alte Baron Kárdossy hatte seine Uebersiedelung nach Pest bewerkstelligt. Kaum war er aber dort angelangt, so erhielt Ferenz schon eine Depesche, er möge sich sofort an das Sterbelager des Vaters begeben. Denselben hatte in dem Moment der Schlag gerührt, in welchem er seinem Sekretär neue und strenge Verhaltungsmaßregeln für den Irrenhausdirektor in L. diktirte. Als er die Feder ergriff, um den Brief zu unterfertigen, warf er dieselbe plötzlich weit von sich und schrie: „O Gott, Geysa, verzeih!“ das waren seine letzten Worte. Ferenz traf ihn nicht mehr am Leben.

Auch Pál's Zustand hatte sich merklich verschlimmert, so daß ihn seine Pflegerin keine Minute verlassen konnte.

Es bedurfte daher keines Vorwandes, um Ferenz, als er von der Beerdigung seines Vaters heimkehrte, sein Verlangen, gemeinschaftlich auf dem Majoratsschlosse zu residiren, abzuschlagen. Nun wurde der Gatte ungeduldig. Da seine noch halb und halb gütlichen Vorstellungen erfolglos blieben, legte er seiner rohen Natur keinerlei Fessel mehr an. Er sprach von Gewalt und drohte mit dem Gesetze, das ihm, dem Gatten, das bestimmte Recht einräumte, seine Frau zu ehelicher Gemeinschaft zu zwingen. Allein Irma war nicht mehr das furchtsame, scheue Geschöpf von damals; sie wies ihm kalt und trotzig die Thür und wich nicht eher vom Krankenbett des Vaters, als bis man ihn dort hinaustrug, wo der Fliederbusch das Grab seiner Frau beschattet. Lange, lange lag die Verlassene dort auf den Knieen.

Ich hatte mich als letzter der Trauergäste zurückgezogen, um die kindlichen Abschiedsworte, welche die junge Frau dem unter der kühlen Erde Ruhenden zumurmelte, nicht zu stören. Es wurde spät; ich ging, sie zu holen und fand sie am ganzen Leibe zitternd. Dicke Tropfen rannen über ihre blassen Wangen, dabei aber lag ein Ausdruck überirdischer Verklärung auf ihrem Antlitz. Eben brachen wieder die letzten Strahlen des untergegangenen Gestirns zwischen den dunklen Abendwolken durch; ein purpurnes Licht übergoß die Gestalt der Knieenden, das Zittern hatte aufgehört und während sie mit beiden Händen meine Rechte ergriff, sagte sie: „Arpad, mein einziger, mein letzter Freund, glaubst Du an Geisterstimmen? Ich habe sie vernommen — es gibt eine Vergeltung!"

Möchte es noch licht werden in Deinem Leben, Du armes, armes Kind! dachte ich.

Ferenz verdroß mit der Zeit die kalte Würde, mit der sich Irma zu umgeben wußte. Sie hatte wohl nicht anders gekonnt, als nach Oelenhaza übersiedeln, aber von einer Gemeinschaft der beiden Gatten war deshalb noch immer keine Rede. Ferenz langweilte sich schließlich in ihrer schweigsamen Gesellschaft und suchte sich die Zeit auf die verschiedenste erlaubte und unerlaubte Weise zu vertreiben. Endlich kam er selbst zur Ueberzeugung, daß er Irma nicht liebe. Das, was er bei dem schönen Weibe gesucht, fand er nicht, also hatte diese auch keinen Reiz mehr für den Wüstling. Nachdem er die Erfahrung gemacht, daß eine charakterfeste Frau in gewisser Hinsicht dem Manne nicht nur gewachsen, sondern oft auch überlegen ist, verwandelte sich seine einstige eingebildete Liebe in Haß und er überschüttete Irma bei jeder Gelegenheit mit Vorwürfen der gemeinsten Art. Wo er nur konnte, suchte er sie zu peinigen und mit Vorliebe erwähnte er den Namen des Bruders, wissend, daß er ihr damit den Dolch immer tiefer in's Herz stieß. Endlich verlegte er sich auf's Trinken, da er jedoch hier, in der Einsamkeit des Landes, die Gesellschaft nicht nach seinem Geschmack fand, so ging er auf längere Zeit nach Pest. Das war für Irma eine wahre Erlösung, aber eines Tages kam er doch wieder zurück.

Tags darauf bereits fuhr Irma nach Abos.

Dieses Kastell, dasselbe, welches Sie bei Ihrem Ritte heute gesehen, diente früher als Wittwensitz; es befand sich aber, wie schon bemerkt, in einem sehr vernachlässigten

Zustande. Immerhin hielt es Irma für geeignet, um einen langsamen Uebergang von jenem Hause des Barons, das er selbst bewohnte, nach ihrem eigenen Heim, wo jetzt Margit allein hauste, zu bewerkstelligen.

Seit jenem Tage, es ist nun fast ein Jahr her, lebt sie dort äußerst zurückgezogen und heißt in der ganzen Umgebung nur „der Engel von Abos". Wo es ein Leid zu lindern gibt, wo Kranke auf ihrem Lager seufzen, dort ist auch Irma zu finden. Ich besuche sie regelmäßig jede Woche und wir sind noch immer die guten alten Freunde von damals. Ferenz sieht sie nie. Ihm scheint vor diesem reinen Wesen zu grauen. Keinen Tag und keine Nacht soll er zu Hause sein und sich ganz dem Trunk und dem Spiel ergeben.

Nun, meine werthen Herren, bin ich mit meiner Erzählung zu Ende. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie so lange hingehalten habe, aber sehen Sie, es war mir ein Bedürfniß, mein Herz einmal vor theilnehmenden Seelen ausschütten zu dürfen, und jetzt werden auch Sie, Herr Graf, meinen Worten Glauben schenken, daß dieser Ferenz ein gefährlicher Mensch ist, dem man ausweichen muß."

Wie zur Bestätigung des letzten Satzes hörte man jetzt wieder Ferenz ein Lied — nicht singen, sondern brüllen. Inkey sah unmuthig vor sich hin und frug uns, ob wir Ungarisch verständen; als wir dies verneinten, meinte er, es sei gut.

„Warum das?" forschte Waldberg.

Inkey wollte nicht recht mit der Sprache heraus, aber wir drangen in ihn, uns den Grund seiner Zurückhaltung

mitzutheilen und nach längerem Zögern versetzte er: „Es ist vielleicht besser, ich sage es Ihnen: dieses Lied ist ein bekannter Spottgesang auf die Deutschen. Gewiß singt es Ferenz nicht umsonst, auch scheint es in seiner Absicht zu liegen, daß das Gebrülle weiter als im Umkreise seiner Gesellschaft gehört werde. Errathen Sie nun diese seine Absicht? Ich sagte Ihnen vorhin, daß er ein Raufbold sei und jetzt befindet er sich in der Verfassung, wo Leute seines Schlages gerne einen Exceß beginnen. Lassen Sie uns aufbrechen, meine Herren, wir können unbemerkt das Gasthaus verlassen, und da hat der rohe Geselle dann Muße und Zeit genug, bis morgen Früh die leeren Wände hier anzusingen."

Eine solche Flucht widerstrebte uns jedoch, und wir nahmen Inkey's wohlgemeinten Vorschlag nicht an. Nachdem wir unsere Zeche beglichen und Herrn v. Inkey dringend eingeladen hatten, uns recht bald in der Station zu besuchen, dankten wir ihm nochmals herzlich für seine interessante Erzählung und erhoben uns, um das Zimmer zu verlassen. Aus diesem Gemache gelangten wir auf einen Gang, dessen Thür in den Garten mündete, wo Ferenz mit seinen sauberen Genossen noch zechte und lachte. Die Thür ging nur schwer auf, es mußte ein Gegenstand von außen an dieselbe gelehnt worden sein; ich wollte eben den Wirth rufen, damit er den Ausgang öffne, als die Thür einem heftigen Stoße Waldberg's wich und krachend aufsprang. Das schien ein verabredetes Signal für den tapferen Ferenz und seine Genossen zu sein, denn kaum hatten wir den Garten betreten, so stand er mit roth-

glühendem Gesichte, uns den Weg vertretend, zwischen den an die Thür gelehnten und nun umgestürzten Stühlen und begann das frühere Lied wieder zu singen.

Waldberg war vorausgegangen; er blieb einen Moment betroffen über eine solche Frechheit stehen und unwillkürlich suchte seine Hand den Säbel, wir waren aber ohne unsere Waffen gekommen.

Ferenz, welcher trotz seiner Trunkenheit diese Bewegung bemerkte, äffte dieselbe nach und lachte Max frech in's Gesicht.

„Zurück, Schurke!" rief mein Kamerad mit Donnerstimme.

Ferenz wiederholte, von seinen Freunden assistirt, das Hohngelächter, da hatte ihn schon Waldberg's kräftige Faust gepackt und mit einem Stoß den weit größeren und anscheinend stärkeren Trunkenbold zurückgeworfen. Dieser strauchelte über einen der umgestürzten Stühle und mit einem Fluch rollte er in den Sand.

Seine Genossen wichen, als sie ihren Anführer fallen sahen, betroffen zurück. Ferenz wollte sich wieder erheben, doch zum Glück gelang es dem stark berauschten Manne nicht mehr; wüthende Flüche ausstoßend und seine Kameraden feige Hunde schimpfend, schlug er dort auf dem Boden herum.

Wir eilten, um nicht länger Zeugen dieser widerlichen Scene zu sein, fort, sattelten unsere Pferde, und nachdem wir dem Wirth unsere Karten gegeben, falls Baron Kárdossy in nüchternem Zustande unsere Namen zu erfahren wünschte, ritten wir davon.

Wir schlugen denselben Weg ein, den wir gekommen waren. Der Vollmond beleuchtete die weite endlose Fläche, und dort, wo Sümpfe und Weiher lagen, fliegen dünne Nebelschleier empor und vereinigten sich zu fabelhaften Gebilden, die der leise Abendwind vor sich her wehte. Das Gezirpe der Grillen, das Quaken der Frösche, hier und da der Ruf eines Sumpfvogels waren die einzigen Laute, welche die Stille der Nacht unterbrachen — ein Bild der Einsamkeit und Verlassenheit lag vor unseren Augen.

Wir näherten uns einem Orte. Das Gebell der Schäferhunde wurde noch früher hörbar, bevor man aus den nebelhaften Umrissen herausfinden konnte, ob jener dunkle Fleck dort vor uns ein Dorf oder ein einsames Wäldchen sei. Max trieb sein Pferd zur Eile an. „Es muß Abos sein, was da vor uns liegt," sagte er.

Wir ritten weiter, Jeder in seine Gedanken versunken, dem Orte zu. Bald breitete sich der Park des Kastells von Abos vor uns aus. Von dieser Seite kommend, übersahen wir eine von dunklen Gebüschpartien umsäumte, ziemlich große Wiese, aus deren Hintergrund über den Baumwipfeln das Dach und die Schornsteine des Kastells hervorlugten. Die Wiese war hell erleuchtet. Plötzlich schien sich zwischen zwei im Halbdunkel liegenden Baumgruppen eine lichte Gestalt loszutrennen. Walberg hatte dieselbe auch bemerkt; er parirte sein Pferd und flüsterte, mit der Reitgerte in jene Richtung deutend: „Sieh hin, gleicht diese Erscheinung nicht einer Elfe?"

Jetzt trat die Gestalt in das volle Mondlicht; ein Nebelstreifen zog an ihren Füßen, diese verbergend, vor-

über, und so machte es wirklich den Eindruck, als schwebe die Erscheinung langsam über den Grasplatz dahin. Wir ritten behutsam weiter, im tiefen Sande verhallten die Schritte unserer Pferde, und so kamen wir der Stelle immer näher. Nun war mir's, als hörte ich leise Töne; ich berührte des Kameraden Arm und winkte ihm, anzuhalten. Wir horchten: ein leiser Windstoß trug die schmelzenden, tieftraurigen Töne einer ungarischen Melodie zu uns herüber.

„Irma ist's," sagte Walberg leise. „Komm, laß uns still weiter reiten und die Arme, die jetzt Gott und den Gestirnen ihr Herzeleid klagt, nicht stören."

Da begann mein Pferd, das die Stallluft wittern mochte, plötzlich zu wiehern, und in demselben Augenblick war auch der Gesang verstummt; doch die Gestalt blieb ruhig stehen und blickte zu uns, die wir jetzt ebenfalls im Mondlicht standen, herüber. Die Entfernung betrug kaum hundert Schritte, wir erkannten deutlich Irma's schlanke Gestalt: die aufgelösten blonden Locken glichen Silbersträhnen, die Arme fielen längs des Körpers herab und die Hände waren wie zum Gebet verschlungen.

Eine eigenthümliche Wehmuth beschlich mich; konnte sie ahnen, daß ich ihren Geysa gesehen und mit ihm gesprochen? Gewiß würde sie gerne von ihm hören, aber geziemte es sich jetzt, zu später Nachtstunde sie hier anzureden? Konnte sie eine solche Annäherung nicht als fremde Zudringlichkeit zurückweisen? Doch warum blieb sie stehen? Hatte sie uns erkannt?

Während ich noch überlegte, hatte Max plötzlich sein

Pferd in die Richtung der Gestalt gewandt und ritt nun auf dieselbe zu. Was hatte er vor? Ich folgte mechanisch. Irma rührte sich nicht vom Platze; sie ließ uns nahe herankommen, und als Waldberg grüßte und ich seinem Beispiel folgte, neigte sie leicht das Haupt.

„Mein Freund hatte heute das Glück, von Ihnen, gnädige Frau, Verzeihung für das unbefugte Betreten Ihres Eigenthums zu erlangen —"

„Gestatten Sie mir, Frau Baronin," kam ich dem Freunde zu Hilfe, „diese Verzeihung auch für meinen Kameraden, Graf Waldberg, zu erflehen, der gleich mir neuerdings als Eindringling in Ihren Park angesehen werden kann. Ich sage Eindringling in dem Sinne, als mit der Erlaubniß, diesen Garten zu betreten, doch noch immer nicht die Bewilligung verbunden ist, auch die Herrin des Ortes, noch dazu um diese späte Nachtstunde, zu belästigen; aber glauben Sie mir, es war nicht Neugierde, sondern Theilnahme, die uns bewog, wieder diesen Weg einzuschlagen."

„Theilnahme?" wiederholte Irma, einen Schritt zurücktretend und ihren Kopf höher aufrichtend, „Theilnahme von Fremden? Bleiben wir lieber bei der ersten Erklärung."

Sie neigte leicht ihr edles Haupt und machte Miene, sich zu entfernen.

Da fiel Max wieder ein: „Wenn Sie Herrn v. Inkey sehen, Frau Baronin, so wird er Sie gewiß versichern und für uns eintreten, daß es mit der Behauptung meines Freundes seine volle Richtigkeit hatte."

„Herr v. Inkey? Sie sahen und sprachen meinen lieben, guten alten Inkey? Dann kann ich mir Alles erklären und zusammenreimen. Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich die Beweggründe, die Sie hierher führten, verkannte; nun danke ich Ihnen für das Wort, das Sie als Entschuldigung Ihrer Annäherung wählten, es thut wohl, sehr wohl, theilnehmende Herzen zu finden."

Wir verneigten uns tief vor diesem edlen, selbst noch im tiefsten Kummer königlichen Weibe, und wandten unsere Pferde, um heimwärts zu reiten. Als wir um die Ecke bogen, warfen wir noch einen Blick zurück: der Platz war leer, Irma war verschwunden . . .

„Eine herrliche Frau!" unterbrach Max die Stille. „Ich stellte sie mir in meiner Phantasie wirklich als eine Art überirdischen Wesens vor, das man aus der Ferne bewundern darf, das aber zu erhaben, zu hoch über uns materiellen Geschöpfen steht, um es je erreichen zu können."

„Ich finde sie sehr natürlich, ohne alle Geziertheit, eine Frau, deren innerer Gehalt sie über gewisse Vorurtheile der menschlichen Gesellschaft hinweggehen läßt und daher im gegebenen Falle nichts Anstößiges daran findet fremde Männer, die sie durch Zufall unter eigenthümlichen Umständen kennen gelernt, eines Gespräches zu würdigen, ohne sie erst alle Sprossen der ceremoniellen Leiter erklimmen zu lassen."

„Und nun zu wissen," erwiederte Waldberg, „welch' ein Schurke ihr Mann ist. Ihr Mann! Welch' folgenschweres Wort! Was schließt dasselbe Alles in sich . . . Ein Riegel, der ihr ganzes Glück für jetzt und die Zukunft

verschließt! Ist es Selbstsucht, die mich so denken läßt? Gewiß nicht! Nur ihr Glück liegt mir im Sinne. Könnte ich diesem schönen, unglücklichen Weibe meine Dienste weihen!"

Wer hätte es geahnt, daß Waldberg's Wunsch so bald in Erfüllung gehen sollte! Wir waren beim Morgengrauen in meine Station gekommen, und ich lud Max ein, bei mir zu bleiben. Am folgenden Morgen begleitete ich ihn in sein eine Stunde entfernt liegendes Quartier.

Es war Sonntag; der Dienst ruhte und wir begaben uns nach dem Essen in Waldberg's Wohnung, um dort den Kaffee einzunehmen, den meines Kameraden Diener auf türkische Art zu bereiten verstand. Wir hatten es uns eben in den Lehnstühlen bequem gemacht, als unsere Ruhe durch die Ankunft eines Wagens unterbrochen wurde, der vor dem Hause hielt und von welchem aus eine Stimme hörbar wurde, die sich erkundigte, ob dieses die Wohnung des Herrn Oberlieutenants Grafen Waldberg sei. Gleich darauf vernahmen wir Schritte im Hausflur, der Diener öffnete die Thür und zwei Herren betraten das Gemach. Der Aeltere stellte sich als Herr v. Vidosy und sein Begleiter als Baron Kenney vor; zugleich reichte er mir eine Karte und fragte, ob er das Vergnügen habe, mit Graf Waldberg zu sprechen.

Ich wies auf Max und betrachtete die Karte: es war dieselbe, die mein Freund gestern dem Wirthe in Röcze gegeben hatte. Nun wußte ich genug; überdies war mir die Physiognomie des Barons Kenney bekannt und ich erinnerte mich, ihn gestern in Gesellschaft Ferenz' gesehen zu haben.



Nachdem ich meinem Kameraden die Karte gereicht, gewahrte ich in seinen Augen ein freudiges Aufblitzen. Er lud mit einer Handbewegung die Stehenden ein, Platz zu nehmen, doch bemerkten dieselben, daß sie sich nur eines kurzen Auftrages zu entledigen hätten, und uns dann nicht länger stören wollten. Vidosy begann nun in längerer Rede den Grund seiner Erscheinung auseinanderzusetzen, als ihm Waldberg in's Wort fiel und ihn ersuchte, sogleich zur Sache überzugehen, da er genau wisse, um was es sich handle.

Die Angelegenheit wurde sehr rasch erledigt: mein Freund wählte Pistolen und versprach, sich den kommenden Morgen um sechs Uhr auf dem von den Sekundanten gemeinschaftlich gewählten Platze einzufinden. Herr v. Vidosy erklärte, für den Doktor sorgen zu wollen, da unser Regimentsarzt zu weit entfernt stationirt war, um rechtzeitig eintreffen zu können. Hierauf empfahlen sich die Herren, die Waldberg bis zur Thür begleitete.

„Wen nehmen wir als zweiten Zeugen?“ frug Max.

„Keinen Anderen, als Inkey,“ erwiederte ich. „Er war Zeuge von Irma's Leiden, für die nun Du als echter Ritter in die Schranken trittst; er war Zeuge des bubenhaften Benehmens des Barons, als er den Auftritt heraufbeschwor, er soll auch Zeuge der Züchtigung sein, die Du, so hoffe ich, mein edler Freund, diesem Ferenz angedeihen lassen wirst.“

Und so blieb es dabei. Ich ritt zu Herrn v. Inkey. Dieser hatte sich nach unserer Verabschiedung in der vorhergegangenen Nacht sofort von Röcze entfernt, und erfuhr

erst jetzt, was später gefolgt war. Er zauderte keinen Augenblick; indem er meine Hand ergriff, sagte er: „Lassen Sie mich den Platz wählen; Sie wollen, daß ich als menschlicher Zeuge der Sühne beiwohne, lassen Sie mir den Glauben, daß auch der Himmel sein Urtheil dort vollstreckt, wo Kain den Brudermord versuchte."

Noch am selben Abend sandte uns Inkey durch einen reitenden Boten ein Billet, in welchem er uns bat, uns um sechs Uhr Morgens im kleinen Akazienhain bei Szothmar einzufinden. In der Nachschrift theilte er uns mit, daß er uns selbst im Gasthause in Szothmar, dort, wo Pàl's Wohnung war, erwarten und zum Rendez-vous geleiten wolle.

Auf meine Bitte willigte Max ein, die Nacht bei mir zuzubringen. Nach dem Thee rauchten wir unsere Cigarren; mein Freund war ruhig, ja heiter, und natürlich bildete unseren Gesprächsstoff fast ausschließlich die morgige Affaire. „Ein vorsichtiger Mann ordnet seine Angelegenheiten bei Zeiten," sagte er. „In unserem Berufe können wir nie wissen, was von heute auf morgen passirt, und darum liegen schon längst mehrere Briefe in meinem Schranke vorbereitet. Hier der Schlüssel; sollte die Sache für mich schlimm ausgehen, so übernimmst wohl Du die Ordnung meines Nachlasses. Und nun bleibt mir nur noch übrig, Dir, alter Freund, für die vielen Beweise der Anhänglichkeit zu danken."

Er reichte mir bewegt die Hand. „So, jetzt wollen wir zur Ruhe gehen."

Ich konnte die ganze Nacht kein Auge schließen. Wald-

berg hingegen lag ruhig athmend in tiefem Schlafe, so konnten nur ein ehrliches Gewissen und wahrer Muth ruhen.

Um vier Uhr weckte ich Max. Wir nahmen unser Frühstück zu uns; der Wagen, den wir am Tag vorher bestellt, kam eben langsam angefahren. Schnell hatten wir unsere Toilette vollendet, für die Waffen hatten die Sekundanten zu sorgen versprochen, und wir bestiegen den Wagen, um bei herrlicher Morgensonne die Station zu verlassen.

Wir kamen nach Szothmar. Herr v. Inkey empfing uns an der Thür des Gasthauses. „Herr Graf," sagte er, „ich möchte gern mit Ihnen und Ihrem Freunde ein Glas auf den glücklichen Ausgang leeren, aber bison isten, am Morgen steigt der Wein zu Kopf, und Sie müssen einen klaren Kopf, eine sichere Hand bewahren. Ferenz ist ein vorzüglicher Schütze, wäre mir lieb, wenn er seinen vorgestrigen Rausch, den er gestern vielleicht etwas verlängert hat, noch im Blute hätte."

Er zog seine Uhr und mahnte zum Aufbruch.

Wir bestiegen Inkey's Wagen und gelangten in kurzer Zeit, an Pàl's Haus vorüber, das uns der Genosse zeigte, und am Sumpf entlang nach dem kleinen Akazienhain, wo eben, von der anderen Seite kommend, ein Wagen still hielt, dem mehrere Herren entstiegen.

„Folgen Sie mir," sagte Inkey.

Wir durchschritten in gerader Richtung das Wäldchen und kamen auf eine freie Stelle, etwa vierzig Schritte lang und ebenso breit. Unter einem alten Baume war eine Moosbank angebracht.

Die Fremden näherten sich ebenfalls dem Platze, plötz-

lich blieben sie jedoch stehen; der Größte unter ihnen, in welchem ich sogleich Kárdossy erkannte, schien mit etwas nicht einverstanden zu sein, einer seiner Begleiter wies nach der Stelle, auf welcher wir uns befanden, während uns Inkey mit flüchtigen Worten auseinandersetzte, daß dies der Ort sei, auf welchem vor zwei Jahren Ferenz das Attentat auf seinen Bruder Geysa verübt hatte.

Langsam näherten sich die Gegner. Als sie den freien Raum betraten, grüßten die Sekundanten, Kárdossy selbst berührte kaum den Hut und sah mißmuthig um sich. Sein Blick hatte die Umgebung gemustert und blieb einen Augenblick an der Moosbank haften, dann zuckte es eigenthümlich in seinem Gesicht.

Sie waren näher gekommen; der von Inkey erwähnte höhnische Zug spielte wieder um Ferenz' Lippen, und ich vernahm, wie er halblaut zu seinem Zeugen, Baron Kenney, sagte: „Wie willst Du, daß ich ihn niederschieße, durch den Kopf oder durch die Brust?" Mehr verstand ich nicht.

Die Sekundanten traten zusammen und die Pistolen wurden geladen. „Fünf Schritte vorgehen, zehn Schritte Entfernung, dreimaliger Kugelwechsel," so hatten endlich die Zeugen beschlossen. Max erhielt eine schöne alte, mit Silber beschlagene Pistole. Um Platz und Waffen war geloost worden. Seine Nummer wies ihm die Moosbank an und er stellte sich unter den großen Baum, Ferenz ihm gegenüber. Die zehn Schritte Distanz waren durch Stäbe, auf welchen Taschentücher hingen, bezeichnet, und nachdem das verabredete Zeichen zum Beginn gegeben worden, setzten sich die beiden Gegner in Bewegung.

Waldberg schritt mit hochaufgerichtetem Kopfe, die Pistole mit der Mündung nach abwärts in der nachlässig herabhängenden Rechten, auf den bezeichneten Punkt zu, Kárdossy, den Kopf etwas nach abwärts geneigt — unter den halbgeschlossenen Lidern blitzten die funkelnden Augen hervor — hatte jetzt schon dem Lauf seiner Waffe eine kleine Neigung nach aufwärts gegeben und schien genau die Richtung des abzugebenden Schusses zu berechnen. Fast zu gleicher Zeit gelangten sie zur Barrière. Max hatte noch kaum seine Pistole erhoben, als schon der Schuß seines Gegners krachte. Die Kugel mußte knapp an des Freundes Ohr vorübergesaust sein, denn in dieser Richtung hörte man sie in den Baum hinter ihm einschlagen. Ohne lange zu zielen, gab nun Waldberg seinen Schuß ab, doch Ferenz blieb unbeschädigt.

Man versuchte zu interveniren, allein mehr noch als Ferenz bestand Waldberg auf Fortsetzung des Kampfes. Die Stellungen wurden nun wieder eingenommen. Abermals krachte jetzt Ferenz' Schuß, und diesmal hatte die Kugel ihr Ziel nicht verfehlt: ich sah den Freund einen Moment wanken, dann hob er schnell seine Pistole... der Schuß und ein wilder Aufschrei waren in ein und demselben Augenblick hörbar.

Ferenz machte zwei gewaltige Sprünge nach vorwärts, seiner Hand war die Waffe entfallen und, die Augen weit aufgerissen, stürzte er gegen die Moosbank hin. Seine Zeugen und der Arzt eilten ihm zu Hilfe, dort vor der Bank brach er zusammen, seine Hände haschten in der Luft herum und mit schwacher, hohler Stimme röchelte er:

„Geysa — hast Dich gerächt — verfl—“, dann wälzte er sich im Grase, seine Hände rauften Moos aus der Bank und zerzupften es mit krampfhafter Erregung zu Atomen und sein gewaltiger Leib dehnte und streckte sich. Nun fielen die Hände schlaff herunter. „Gnade — Verzeih—“ waren seine letzten Worte. Ein Blutstrom schoß zwischen seinen zusammengepreßten Zähnen hervor, dann fiel sein Kopf zurück und die weitgeöffneten Augen verloren ihren Glanz — Abel war gerächt!

Das Alles ging so schnell vor sich, daß ich nicht Zeit hatte, mich um Max zu bekümmern. Ich hatte noch gesehen, wie dieser Kárdossy's Sprüngen ausgewichen war, jetzt aber drängte ich mich durch die Sekundanten, die mir momentan den Weg vertraten, nach der Stelle, wo Waldberg gestanden. Wie erschrak ich, als ich meinen Freund auf dem Boden liegen sah! Schnell rief ich den Arzt herbei; Inkey war bereits an meiner Seite. Wir hoben den armen Kameraden etwas auf, aus seiner linken Schulter quoll Blut, also auch er mußte sühnen, was der Andere verbrochen!

Schnell entkleideten wir ihn: die Kugel war in die Achsel eingedrungen und hatte den Knochen verletzt; der Schmerz und der arge Blutverlust hatten dem Verwundeten die Besinnung geraubt.

Der Arzt versicherte mir, daß für Waldberg's Leben keine Gefahr vorhanden sei, und nachdem die Wunde verbunden worden, wurden die Wagen herbeigerufen und der Todte auf den seinen, Max auf den unseren gebettet. Kárdossy's Zeugen verließen den Kampfplatz mit ihrem

Gefallenen, wir aber blieben noch dort, um Waldberg's Rückkehr zum Bewußtsein abzuwarten. Endlich kam er zu sich; er bat mich mit schwacher Stimme, ihm die Stirn abzutrocknen, und nachdem ich dies gethan, brachten wir ihn behutsam in eine gute Lage auf den Wagen.

Mit seiner gesunden Rechten ergriff Max meine Hand und bat Inkey, der tief ergriffen neben mir stand, auch die seine hineinzulegen. So standen wir längere Zeit am Wagen des Verwundeten; kein Laut unterbrach die feierliche Stille des Ortes.

Inkey's Lippen bewegten sich leise wie im Gebet, dann hob er an: „Sehen Sie, meine Herren —“

„Freunde,“ unterbrach ihn Max.

Der alte Mann warf uns einen warmen Blick zu. „Sehen Sie, meine Freunde, das Opfer ist vollbracht! Das Blut zweier Brüder ist auf diesem Boden geflossen, durch Vereinigung desselben ist das Verbrechen gesühnt, seine letzten Worte waren: Gnade und Verzeihung ... ihm sei verziehen!“

„Amen!“ sagten wir Beide, und langsam fuhr der Wagen von dannen.

Inkey und ich schritten zu beiden Seiten, um dem Freunde leichter behilflich sein zu können. Wir nahmen die Richtung nach Inkey's Behausung, denn dieser ließ es sich nicht nehmen, Waldberg bis zu seiner Genesung bei sich unterzubringen. „Bei mir finden Sie Pflege. Meine alte Terézia ist eine ebenso gute Haushälterin als Krankenwärterin, auch ist der Arzt ganz in der Nähe, dazu ist der Weg zu meinem Hause weit besser, als der nach Ihrer Station, mithin gibt es keine Ausrede.“

Die vorgebrachten Gründe leuchteten mir ein, und ich rieth daher Max, die Einladung anzunehmen. Bald waren wir am Ziele angelangt und es sah dort trotz Junggesellenwirthschaft sehr gemüthlich und nett aus. Schnell war ein Zimmer für den Verwundeten hergerichtet und derselbe zu Bett gebracht; hierauf beeilten wir uns, einen Boten zum Arzt zu senden, um diesem Waldberg's Aufenthalt bekannt zu geben. Der Gerufene, es war derselbe, der dem Duell beigewohnt hatte, ließ nicht lange auf sich warten; er untersuchte und verband nochmals die Wunde, versicherte wieder, daß gar keine Gefahr vorhanden sei, und daß Max in drei bis vier Wochen das Krankenlager werde verlassen können.

„Ist es nicht eigenthümlich, meine Herren," sagte er dann, „daß Baron Kárdossy, der anfangs, als er noch nicht wußte, wo der Kampfplatz gewählt war, sehr heiter und voll Zuversicht schien, später, als wir uns dem Wäldchen näherten und ihm seine Sekundanten mittheilten, daß dieser Platz von Herrn v. Inkey gewählt und von Ihnen als ganz geeignet angenommen worden sei, immer stiller wurde, ja sogar einen Augenblick sich weigerte, sich auf diesem Platze zu schlagen. Wir mußten ihm vorstellen, daß diese Weigerung anders ausgelegt werden könnte, dann erst ließ er sich bestimmen, dort den Kampf auszufechten."

„Ich bemerkte sein Zögern," sagte ich. „Nicht wahr, es geschah in dem Moment, als er stehen blieb?"

„Ja, ganz richtig."

Wir besprachen noch eine Zeit lang den Hergang des Zweikampfes, dann empfahl sich der Arzt mit dem Versprechen, morgen wieder zu kommen.

„Wissen Sie, Graf Waldberg, welche Waffe es war, mit der Sie schossen?“ frug Inkey, als wir wieder allein waren. „Nein? Nun, ich will ich es Ihnen gleich sagen: es war dieselbe Pistole, mit der sich Pàl damals um's Leben bringen wollte; er hat sie mir später zum Andenken geschenkt. Die Sekundanten des Barons Kàrdossy wollten gestern, da sie keine anderen Pistolen auftreiben konnten, jene des Herausforderers bringen, ich aber war dagegen, schon aus dem Grunde, weil ich voraussetzte, daß dieser auf seine Waffen gewiß vorzüglich eingeschult war. Ich machte daher den Vorschlag, die Pistolen selbst zu besorgen, und trieb noch bei einem Freunde eine zweite auf. Da beide gleiches Kaliber und ähnliche Form hatten, überdies um dieselben geloost wurde, konnte von einer Parteilichkeit keine Rede sein. Es ist freilich nur ein Zufall, aber doch ein wunderbarer.“

3.

Seit der Beerdigung Kárdossy's waren Wochen verflossen. Max fühlte sich so weit hergestellt, daß er Inkey's gastliches Dach verlassen konnte. Dieser mußte nun eiligst seine Habe zusammenpacken, denn er hatte sein Anwesen verkauft und wollte, begleitet von der alten Terézia, Irma, welche schon seit vierzehn Tagen nach Tirol übersiedelt war und dort ein Landhaus gemiethet hatte, folgen.

Noch einmal saßen wir drei Leidensgefährten und nunmehrige Freunde Abends in Inkey's Wohnung beisammen und ließen das Erlebte an unseren Augen vorüberziehen.

„Ja,“ hub Max an, „das war ein schöner Traum!

So schön als ein Traum nur sein kann, in welchem ein Wesen, wie Irma, die Hauptrolle spielt! Ich weiß, Inkey, was Du sagen willst, ich habe Deine zarten und gut gemeinten Anspielungen schon verstanden, Du hast nur zu Recht. Wo dachte ich damals hin, als mir das unklare Bild vorschwebte, Irma könnte an meiner Seite einstens glücklich werden! Durfte ich es, von einem solchen Gedanken beseelt, wagen, mit bewaffneter Hand ihrem Gatten entgegenzutreten? Nein, meine Freunde, ich werde diesen Irrthum wieder gut machen, so viel es wenigstens in meiner Macht liegt! Ich habe eine Idee, und wenn diese sich erfüllen sollte, dann trete ich vor Irma und bitte sie um eine einzige Gunst: mich ihren Freund nennen zu dürfen!"

„Und willst Du uns Deine Idee nicht enthüllen?" frug ich.

„Jetzt noch nicht, vielleicht in kurzer Zeit . . . Du, lieber Kamerad, versprichst mir, mich auf meinem Krankenurlaub zu begleiten, ja? Gestatte mir, das Reiseziel zu bestimmen, und dann werde ich Dir mein Geheimniß verrathen." Max lächelte wehmüthig vor sich hin.

„Es sei," antwortete ich. „Aber jetzt, Freund Inkey, fülle noch zum letzten Mal die Gläser, und stoßet mit mir an auf ein fröhliches, glückliches Wiedersehen, mögen Eure Wünsche alle in Erfüllung gehen!"

Die Gläser klangen aneinander und wurden geleert. Waldberg schleuderte seinen Kelch mit Kraft zu Boden, so daß er in tausend Scherben zerbarst und sagte: „So wahr aus diesem Glase Niemand mehr nach mir trinken

wird, so wahr will ich nicht rasten, bis Irma's Glück für immer besiegelt ist!"

Wir reichten einander stumm die Hände, innige Umarmungen folgten, und dann führten uns vier feurige Pferde der Station zu.

* * *

Wieder war ich auf der Fahrt nach München begriffen, aber diesmal nicht allein, mein Freund Max saß an meiner Seite. Er war von seiner Verwundung schon ganz hergestellt, nur konnte er den Arm noch nicht in dem Maße bewegen, um seinen Dienstesobliegenheiten nachzukommen. Ein längerer Urlaub war uns Beiden gewährt worden, und so folgte ich denn Waldberg's Ruf und löste mein gegebenes Versprechen, ihn zu begleiten, ein, ohne recht zu wissen, wohin eigentlich die Reise gehen sollte.

„In die Schweiz, lieber Freund," gab er mir endlich zur Antwort, als ich in ihn drang, mir doch schließlich die Route anzugeben, ich mußte ja meine Korrespondenz dorthin nachsenden lassen und konnte doch nicht von der Welt verschwinden, ohne meine Angehörigen wenigstens annähernd zu informiren. „Lasse Dir Deine Briefe nach L. schicken, dorthin kommen wir gewiß."

„Nach L.?" Nun ging mir ein Licht auf! Ja, dort war ja Geysa, der arme Irre untergebracht. Aber was wollte er dort? Glaubte er, diesen, der doch nach eigener Aussage Inkey's nun wirklich wahnsinnig war, etwa heilen zu können? „Willst Du mir Deine weiteren Pläne nicht mittheilen? Warum machst Du ein Geheimniß daraus?"

„Weil ich selbst noch nicht weiß, wie ich es beginnen soll. Mir schwebt vorderhand nur eine Idee vor, die ich versuchen will: gelingt es mir nicht gleich, Geysa zu befreien, das heißt, ist er nicht etwa so weit hergestellt, daß man ihn entlassen kann, so gedenke ich, bis zur eventuellen Wiederkehr seines Verstandes bei ihm zu bleiben."

„Und selbst den Verstand zu verlieren," ergänzte ich.

„Nein, das nicht; aber ich glaube, ja, ich bin dessen sicher, daß, wenn sich ein theilnehmender Mensch des armen Irren annimmt und sich täglich mit ihm befaßt, um ihm all' seine unglücklichen Ideen aus dem Kopf zu bringen, man mit Geduld und Zeit zum gewünschten Ziel gelangen kann." —

In München hielten wir uns einen Tag auf und fuhren am nächsten Morgen weiter. In L. angekommen, besuchten wir den Leiter der Irrenanstalt, in welcher der arme Geysa internirt war. Doktor Herzfeld, ein zuvorkommender alter Herr, bat uns, ihm die ganze Leidensgeschichte Geysa's, ohne Hinweglassung irgendwelcher Details zu erzählen, und wir beeilten uns, seinem Wunsche nachzukommen.

„Seinen Geisteszustand möchte ich eigentlich nicht mehr eine Krankheit, sondern eine Rekonvaleszenz nennen," erwiederte der Doktor, als er mit großer Theilnahme Geysa's Geschichte vernommen hatte. „Zum Glück ist sein Körper kräftig und gesund, und so wie jeder Rekonvaleszent sich unter seiner Konstitution zusagenden Verhältnissen schnell erholt, ebenso dürfte es sich auch mit Baron Kárdossy's Krankheit verhalten. Ja, ich glaube, „sagte er nach kurzem

Nachdenken, „daß eine plötzliche äußere Anregung, eine große Freude, mit einem Schlage das Uebel heilen könnte. Vor drei Jahren — ich schrieb damals dem Vater meines Patienten, er möge ihn aus unserer Anstalt nehmen — war sein Zustand schon ein ganz normaler gewesen. Als er dann wieder gebracht wurde, war freilich jeder Zweifel an seiner Krankheit ausgeschlossen, aber ich glaube, nun mit Sicherheit auf einen günstigen Erfolg der Kur rechnen zu können.

Heute ist es wohl schon zu spät, morgen früh jedoch bitte ich Sie, zu mir zu kommen, ich erwarte von den freudigen Nachrichten, die Sie bringen, eine große Wirkung."

Wir fanden uns am folgenden Tage zur bestimmten Stunde in der Anstalt ein. Der Direktor ersuchte uns, etwas zu warten, er werde sofort Kárdossy selbst holen, und ich als einstiger, wenn auch nur ganz flüchtiger Bekannter, möge bei Geysa's Eintritt diesem entgegengehen, dabei sollte ich sein Benehmen und vor Allem seinen Blick beobachten und ihm, dem Direktor, später meine Beobachtungen mittheilen.

Unsere Geduld wurde nicht lange auf die Probe gestellt; auf dem teppichbelegten Korridor näherten sich Schritte, die Thüre öffnete sich, und der Direktor, von einem blassen Manne gefolgt, betrat das Zimmer. Der gegebenen Weisung zufolge eilte ich Gey'a entgegen.

Dieser blieb einen Moment etwas befremdet stehen, dann leuchtete ein Freudenblitz in seinen schwermüthigen Augen auf. Er streckte mir beide Hände entgegen und sagte mit einer vor Aufregung zitternden Stimme:

„Wirklich? Sie sind es, mein Freund aus München? Auch in dieser Civilkleidung erkenne ich Sie; gewiß kommen Sie endlich von meiner Tante und bringen mir die Freiheit! . . . Freiheit? Was kann sie mir nutzen?“ setzte er traurig hinzu. „Gibt es denn für mich noch ein Hoffen? Und doch, Ihre Augen lügen nicht. Ach bitte, sprechen Sie schnell, ich lese aus Ihrer Miene, daß Sie mir gute Botschaft bringen.“

„Ja, ja, mein lieber Baron,“ unterbrach der Direktor seinen Schutzbefohlenen, „die beste, allerbeste Botschaft bringen Ihnen diese Herren! Sie kommen, Sie zu holen, um Sie in die Arme Ihrer Braut, Ihrer Irma“ — dieses Wort betonte er sehr laut — „zu bringen, die Sie mit Sehnsucht erwartet!“

„Wie? Was? Irma — meine Braut?“ schrie Geysa. „Mein Gott, ist es wahr?“

„Ja, Geysa!“ rief ich dazwischen, „Irma ist Ihre treue Braut. Ferenz lebt nicht mehr, er ist, wie Ihr Vater, mit dem letzten Rufe nach Ihrer Verzeihung gestorben. Ferenz hat gesühnt, was er an Irma und Ihnen verbrochen. Sie sind wieder der glückliche Bräutigam Ihrer Irma!“

Da stieß Geysa einen herzerschütternden Schrei aus und taumelte, er wäre zu Boden gestürzt, hätten unsere sechs Arme ihn nicht aufgefangen. Die Freude, das Glück, die er nur ahnen, aber noch nicht fassen konnte, hatten ihm, dem armen Gefangenen, die Besinnung geraubt.

„Das habe ich gewünscht und gehofft,“ sagte der Direktor, nachdem wir den Ohnmächtigen auf das Sopha

gebettet hatten. „Sobald er zu sich kommt, wird es sich zeigen, ob die frohe, ganz unerwartete Nachricht jene Reaktion auf ihn ausgeübt hat, die ich erwarte. Er hat Sie erkannt, Herr Rittmeister, und Sie werden mir zugeben, daß dazu doch ein ziemlich hoher Grad von Geistesthätigkeit gehört, um nach verhältnißmäßig langer Zeit eine Person in ganz anderer Kleidung wieder zu erkennen, die man, wie Sie mir selbst erzählten, nur wenige Minuten hindurch gesehen und gesprochen hat."

„Gewiß, Herr Direktor, mich hat sein Gedächtnißvermögen sehr gewundert und angenehm überrascht."

„Sehen Sie, meine Herren, wie ruhig er dort liegt, wie sich sein Gesicht jetzt zu einem glücklichen Lächeln verklärt. Die Ohnmacht ist in einen tiefen, wohlthuenden Schlaf übergegangen und da mag denn sein erregter Geist sich wieder sammeln. Lassen wir ihn ruhig schlummern, und Sie, Herr Rittmeister, bitte ich, die interessante Kur an unserem jungen Freunde zu vollenden; bleiben Sie hier allein bei ihm. Wenn er erwacht, rufen Sie ihn auf der Stelle bei seinem Namen, er soll sofort die Ueberzeugung gewinnen, daß ein Freund, und nicht mehr der Wärter der Anstalt sein Pfleger ist. Zugleich soll mir Ihr Ausruf als Signal dienen; ich werde ihn dann vom Nebenzimmer aus, geschützt durch diesen Vorhang, beobachten, um für alle Fälle bei der Hand sein zu können."

Doktor Herzfeld nahm Waldberg bei der Hand und führte ihn in das Nebenzimmer, von wo bald ihre leise Unterhaltung zu mir drang.

Geysa bewegte nun langsam die Lippen und murmelte

im Schlaf einige mir unverständliche Worte. Ein Schatten hatte sich über sein bleiches Gesicht gelegt und ich erschrak unwillkürlich: sollten die Hoffnungen des Direktors sich doch nicht erfüllen? Plötzlich vernahm ich deutlich folgende Worte: „Gnade? — Verzeihung? Ja, ja — Ferenz — auch Dir, Vater? — O, von ganzem Herzen!" Sein Gesicht hellte sich wieder auf, und er murmelte noch ein paar unverständliche Phrasen. So war wohl eine Stunde vergangen, ab und zu blickte der würdige Arzt hinter dem Vorhang herein und nickte mir freundlich zu. Jetzt mochte ein Traumbild Geysa's Geist besonders in Anspruch nehmen: sein Gesicht bekam Farbe, seine Arme erhoben sich und er streckte dieselben von sich, als suche er einen unsichtbaren Jemand zu umarmen, dann erhob er sich halb von seinem Lager, die bisher geschlossen gebliebenen Augen öffneten sich zu ihrer vollen Größe und mit einer Betonung, in der all' seine Liebe lag, rief er: „Irma! Irma! Ist es wahr?"

„Geysa!" versetzte ich, eingedenk der Mahnung des Direktors, und schloß den Aufspringenden in meine Arme. „Ja, Geysa, es ist wahr, und Irma ist wieder Dein!" Ich glaubte nun unter dem Drucke der freudigen Umarmung ersticken zu müssen, er lachte und schluchzte, und Freudenthränen rannen ihm über die Wangen.

Nun traten auch der Direktor und Max herein; Ersterer klopfte Geysa auf die Schulter und sagte ohne Einleitung: „Nun, lieber Baron, wann reisen Sie zu Ihrer Braut?"

„Darf ich wirklich? O Dank, tausend Dank!" Und nun schloß er auch den Direktor stürmisch in die Arme.

Ich glaubte, jetzt auch Max mit diesem bekannt machen zu sollen, natürlich unter Verschweigung der Details sagte ich zu Geysa: „Hier, lieber Baron, sehen Sie einen wahren, einen echten Freund, der für Sie und Ihre Irma nicht nur die schönsten Träume geopfert, sondern auch sein Leben in die Schanze geschlagen hat. Fragen Sie mich jetzt nicht wie, danken Sie ihm nicht für das, was er gethan, aber für das, was sein heldenmüthiger Charakter unterlassen hat. Später werde ich Ihnen Alles aufklären.“

„Ich weiß zwar nicht, Herr Graf, was mein Freund hier,“ und Geysa zeigte auf mich, „meint, aber gewiß sind Sie auch einer meiner Retter, von denen ich in letzter Zeit so oft geträumt, und die ich mit so unbeschreiblicher Sehnsucht erwartet habe. Wenn Sie auch nichts weiter gethan hätten, als daß Sie mir Ihre Sympathie schenkten, so wäre ich Ihnen schon unendlich dankbar, wie erst muß das Gefühl, das ich auf die Worte Ihres Freundes jetzt empfinde, genannt werden!“ Beide drückten sich warm die Hände und ich dachte mir im Stillen: „Max, daß Du ein wackerer Soldat bist, wußte ich schon längst, als Helden aber lerne ich Dich jetzt erst kennen!“

Doktor Herzfeld trat hinzu: „Baron Kárdossy, die Herren wünschen noch heute abzureisen, wollen Sie sich ihnen anschließen?“

„Wie gerne!“ erwiederte Geysa hastig.

„Dann bereiten Sie sich vor, packen Sie Ihre Effekten, oder lassen Sie dieselben einpacken, zum Speisen schenken Sie mir wohl mit Ihren neuen Freunden das Vergnügen?“

Geysa wartete nicht länger, er drückte uns Allen noch schnell und freudig die Hände und flog zur Thür hinaus.

„Nun?“ sagte der Direktor, sich vergnügt die Hände reibend. „Was halten Sie vom Zustand meines Pfleglings? Ich glaube die kühnsten Hoffnungen übertroffen zu sehen. Beim Speisen will ich ihn nochmals ganz genau beobachten, und dann, meine Herren, bringen Sie ihn zu seiner Braut. Sollte noch so ein kleines Häkchen in seinem Gehirn stecken, so wird, seien Sie dessen versichert, das liebende Weib der beste Arzt sein, um ihn zu voller Genesung zurückzubringen.“

Nach dem Speisen nahm mich der Direktor bei Seite und versicherte mir, er könne uns Geysa getrost übergeben und denselben als genesen aus der Anstalt entlassen.

Nach vielen herzlichen Abschiedsworten fuhren wir davon.

Während der ganzen Reise benahm sich Geysa vollkommen vernünftig, so daß der letzte Funken eines Zweifels an seinem normalen Zustande von uns gewichen war. Wir nahmen unseren Weg über den schönen Bodensee; Waldberg bestimmte die Richtung der Reise, und wollte uns sein Ziel noch nicht nennen, doch ahnten wir, Geysa und ich, daß er uns zu Irma bringen wollte. Während der Fahrt fand ich Gelegenheit, sobald sich Max anderwärts zu schaffen machte, Geysa die Vorgänge aus der letzten Zeit zu erzählen. Wie bewunderte er nun Waldberg's Selbstverleugnung, und als dieser wieder zu uns kam, drückte er ihm stumm die Hand, in seinem Blick lag Alles, was er dem edlen Menschen zu sagen hatte. Gar bald

wichen die ceremoniellen Titulaturen, wir waren nun drei gute Kameraden geworden, die das brüderliche Du angezeigter fanden.

Nach kurzer schöner Fahrt gelangten wir nach Vorarlberg, und endlich erklärte uns Max, daß ein kleines Gehöft in der Nähe von Feldkirch das Ziel unserer Reise sei. In Feldkirch bestiegen wir einen Wagen, der uns nach einstündiger Fahrt in ein herrliches idyllisches Thal brachte; die Sonne ging zur Neige und goß ihren rosigen Schimmer über eine kleine Anhöhe, auf deren Gipfel ein villenartiges Häuschen lag; würziger Tannenduft strömte uns entgegen, die Vögel zwitscherten überlaut, während sie sich anschickten, in den schützenden Aesten ihre Plätze für die Nachtruhe zu wählen.

Wir verließen den Wagen, ein munteres und klares Gebirgsbächlein murmelte uns geschwätzig entgegen, als wollte es uns die Grüße der blassen, schönen Frau bringen, die dort täglich Vergißmeinnicht pflückte, um daraus Kränze für das Bild Jenes zu winden, der ihr unvergeßlich geblieben war.

Immer hastiger wurden Geysa's Schritte, ein beseligendes Ahnen ergriff ihn. Wir näherten uns dem Häuschen, von ferne schon gewahrten wir eine weibliche Gestalt, die in Gesellschaft eines Mannes unter der Veranda saß. Ihr Genosse schien eben aus einem Journal vorgelesen zu haben, jetzt legte er das Blatt bei Seite. Der weiche Wiesenteppich dämpfte unsere Schritte, wir hörten schon ihre Stimme, und jetzt war Geysa nicht mehr zu halten, er flog dahin, nach der Stelle, wohin ihn sein Herz mit un-

widerstehlicher Macht zog. Max und ich blieben stehen, wir wollten nicht durch unsere Gegenwart das unsägliche Glück stören, das dort zwei hartgeprüfte Menschen für immer vereinte.

Irma war, als sie plötzlich einen in rasender Eile heranstürmenden Mann bemerkte, aufgesprungen, jetzt erkannte sie den Ankömmling, ein Schrei, in welchem ein ganzer Himmel von Glück und Seligkeit lag, entriß sich ihrer Brust und: „Geysa! Mein Geysa!“ fiel sie ihm schluchzend in die Arme. Im nächsten Augenblicke lag dieser ihr zu Füßen, er küßte ihre Hände, den Saum ihres Kleides, sie neigte sich zwischen Thränen lächelnd zu ihm herunter, umschlang seinen Kopf mit ihren weißen Armen und versenkte ihre Lippen in sein Lockenhaar.

Waldberg stand neben mir, die Ruhe der Entsagung lag auf seinem Antlitz.

„Das ist Dein Werk, Max,“ sagte ich, ihm innig die Hand drückend.

„Auch Du hast Dein Theil daran,“ antwortete er ruhig und gefaßt. „Und glaube mir, daß ich das selige Gefühl, das mein Inneres jetzt durchweht, um kein Königreich, ja nicht um mein eigenes Glück vertauschen möchte!“

Jetzt flog Geysa in die Arme des alten Inkey, ich hatte ihn schon von Weitem erkannt, und auch Margit, welche den Schrei Irma's vernommen haben mochte, war herbeigeeilt, sie konnte ihrer Freude keinen anderen Ausdruck geben, als in die Kniee zu fallen und die Hände zum Himmel zu erheben.

Geysa nahm Irma's Arm unter den seinen und Beide

kamen raschen Schrittes auf uns zu. Wir näherten uns dem glücklichen Paare, und nun ließ Irma des Verlobten Arm los, um uns die Hände entgegenzustrecken. Was lag Alles in ihren tiefen blauen Augen, als sie uns schweigend anblickte! Armer Max! Wie wurde er für einen Moment blaß, als sie mit ihren zarten Händchen seine Rechte ergriff.

„Da muß ich aber schon ganz unterthänigst bitten, daß die Herrschaften den alten Inkey nicht vergessen! Wenn hier ein Freundschaftsbündniß geschlossen wird, ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bund" — er zählte mit dem Zeigefinger die Freunde schnell ab — „der Fünfte, reimt sich zwar nicht gut, aber macht sich desto besser — bison isten — ich" — länger vermochte er seine erkünstelte Fassung nicht zu bewahren. „Nun ja, es ist keine Schande," und helle Zähren rannen ihm aus den freundlichen Augen, während er uns bei den Händen faßte und dieselben krampfhaft preßte.

Der Abendstern schillerte über dem Gipfel einer hohen Tanne und zitternd klangen die Glockentöne aus dem Kloster von Feldkirch herüber.

Ein altmexikanischer König.

Historisch-biographische Skizze

von

Ernst Hellmuth.

(Nachdruck verboten.)

So viel die späteren Forschungen über die Geschichte jener in vieler Hinsicht so kultivirten indianischen Völkerschaften ergeben haben, welche bei der Entdeckung Mexiko's im 16. Jahrhundert dies Land bewohnten, waren dieselben vom amerikanischen Norden her zu Ende des 12. Jahrhunderts nach dem Süden des Kontinentes erobernd vorgedrungen und hatten nach verschiedenen blutigen Kämpfen drei Hauptstaaten gebildet: Tezcuco, Mexiko und Tlacopan, die an dem großen See von Tezcuco zusammenstießen. Ihre großartig aufgebauten Hauptstädte erhoben sich auch an den Ufern dieses See's, und im Allgemeinen wurde die Gesammtheit ihres Reiches als aztekisches nach dem in Mexiko herrschenden mächtigsten Stamme bezeichnet.

In dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts fiel der grimme König der Tepaneken, welche Tlacopan als Hauptstadt hatten, in das Nachbarland der Tezcuconer ein, eroberte die Residenz und ließ den gefangen genommenen König ermorden. Der junge Prinz Neza Hualtcoyotl, der tezcuconische Thronerbe, damals achtzehn Jahre alt,

sah seinen Vater vor seinen Augen niedermetzeln, während er selbst unter den Zweigen eines Baumes verborgen war. Schreckensvoll entfloh er darnach. Aber die ihn verfolgenden Feinde fingen ihn ein, brachten ihn triumphirend nach Tezcuco zurück und warfen ihn in einen Kerker. Bald jedoch gelang es ihm unter Beihilfe des Wächters, eines alten Dieners seiner Familie, wieder zu entfliehen. Auf Verwendung des königlichen Hauses von Mexiko, das mit ihm verwandt war, erhielt er dann die Erlaubniß, nach seiner Heimath zurückzukehren, da er gelobte, dort nur seinen Studien leben zu wollen.

Dies that er denn auch und blieb acht Jahre lang friedlich und ungestört den verschiedenen Wissenschaften, der Sternkunde, der Philosophie und Dichtkunst ergeben, wie solche in den gebildeten Schichten der Tezcuconer und Azteken getrieben wurden. Dann starb der tepanekische Thronräuber, und sein Sohn Maxtla wurde König. Prinz Neza beeilte sich, ihm seine Huldigung darzubringen. Doch der argwöhnische und stolze Fürst empfing ihn so feindselig, daß der Prinz höchst beunruhigt nach Hause zurückkehrte. In der That nicht ohne Grund. Denn bald kam eine Häscherbande Maxtla's in den Palast, den er bewohnte, um sich seiner Person zu bemächtigen. Sie fand ihn bei ihrer Ankunft im Hofe, Ball spielend; er empfing sie, indem er seine Furcht verhehlte, mit großer Höflichkeit und lud sie ein, einige Erfrischungen anzunehmen. Dabei ging er den Soldaten in einen Saal voraus, was deren Argwohn um so weniger erregte, als sie ihn immer im Auge hatten. Von einer glühenden Kohlenpfanne ließ auf seinen Wink

die Dienerschaft Räucherwerk aufdampfen, wie dies zu Ehren von Gästen vornehme Sitte war, und als die Wolken so dicht wurden, daß sie seine Bewegungen verbargen, entschlüpfte er nach einem geheimen Ausgang, der mit der großen irdenen Röhre einer früheren Wasserleitung in Verbindung stand. Hier blieb er, während die Häscher ihn vergebens suchten, und flüchtete sich erst in der Nacht in die Berge.

Maxtla war wüthend, daß ihm der Verhaßte entwischt war. Er befahl, seine Spur zu suchen, und setzte einen Preis auf den Kopf des Unglücklichen. Demjenigen, der ihn lebend oder todt ergriffe, wurde die Heirath mit einer vornehmen Dame und mit derselben großer Landbesitz versprochen. Nun durchstreiften die Verfolger eifrigst die Berggebiete, solch' hohen Lohn zu erwerben.

Derweil führte Prinz Neza ein elendes Dasein in dem rauhen, unwirthlichen Gebirge, stets in Gefahr, entdeckt zu werden. Mehrfach rettete ihn das Mitleid und die Ergebenheit, welche das Volk für ihn als den rechtmäßigen Erben des Thrones treu bewahrte. Einmal steckte ihn ein Trupp Krieger, um ihn zu schützen, in eine große Trommel; ein andermal verbarg ihn eine Hirtin unter das von ihr geschnittene Futter. Einen jungen Bauer, der ihn nicht kannte, fragte er auf diesen Irrfahrten, ob er nicht den Prinzen ausliefern würde, wenn er ihn träfe. Der Bauer verneinte dies und lachte nur, als Neza ihm vorhielt, daß er doch damit eine schöne Frau mit reicher Mitgift erhalten könne. Bei mehr als einer Gelegenheit ließen sich die Leute lieber foltern, als daß sie den Versteck des flüchtigen Prinzen verrathen hätten.

Sein trauriges Schicksal in Verbindung mit der tyrannischen Herrschaft, die Maxtla in dem eroberten Lande führte, riefen endlich eine Verschwörung von tezcuconischen Cazikes (Adeligen) hervor, welcher die Regierung von Mexiko beitrat. Man suchte Neza auf und bestimmte ihn, sich an die Spitze der Empörer gegen seinen Todfeind zu stellen, und so rückte er denn muthig auf die Hauptstadt los. Das Volk fiel ihm zu, die Truppen Maxtla's wurden überwältigt oder diesem abtrünnig, die mexikanischen Hilfsvölker besetzten Tlacopan und nahmen Maxtla daselbst gefangen, um ihn sogleich in ihrer grausamen Weise ihrem Kriegsgott zu opfern.

So gelangte Neza doch noch auf den Thron seiner Väter und sein Volk begrüßte ihn mit Jubel. Die erste Maßregel des neuen Herrschers war eine allgemeine Begnadigung, da, wie er sagte, es eines Königs unwürdig sei, Rache zu üben, wenn auch streng zu strafen seine Pflicht sein müsse. Im letzteren Geist faßte er daher ein neues Gesetzbuch für sein Reich ab. Es war weise, aber sehr strenge in den Strafen, die es für die Verbrecher androhte. Ebenso zeigte die Verfassung, die er seinem Staate gab, daß er das Beste desselben im Auge hatte. Eine besondere Pflege wurde der Erziehung des Volkes und der Verfeinerung der Bildung bestimmt, so daß die tezcuconischen Geschichtschreiber, Redner und Dichter bald im ganzen aztekischen Reiche berühmt wurden, und Tezcuco dort die Rolle spielte, die in Griechenland einst Athen gespielt hatte.

Neza selbst gehörte zu den berühmtesten Dichtern seines Volkes, und die wenigen Gesänge, die sich noch von ihm

erhalten haben, erinnern an die Psalmen David's oder an die Gedichte philosophischer spanischer Maurenfürsten. So lautet es in einem: „Verbanne die Sorge. Wie es Grenzen für die Lust gibt, so muß auch das traurigste Leben einst ein Ende haben. Winde denn Blumenkränze und stimme Deine Gesänge zum Lobe des allmächtigen Gottes an; denn der Glanz dieser Welt schwindet bald dahin. So sammle denn die schönsten Blumen aus Deinen Gärten, bekränze Deine Stirn damit und ergreife die Freuden der Gegenwart, eh' sie entfliehen."

Als ein großer und weiser Fürst herrschte Neza lange Jahre über sein Reich, glücklich in seinen Kriegen und als der mächtigste unter seinen Nachbarn und Verbündeten angesehen. Im Innern beförderte er den Landbau, Gewerbe, Handel und Künste, so daß sich im Lande eine Menge neuer Städte und Flecken mit zahlreicher Bevölkerung erhob. Prachtliebend, hielt Neza einen großen und glänzenden Hofstaat und ließ kostbare Bauwerke, mehr als vierhundert, zur Verschönerung seiner Hauptstadt Tezcuco aufführen. Das Schloß, welches er da baute, hatte eine Länge von 1234 Ellen und eine Breite von beinahe tausend. Eine Mauer von ungebrannten Ziegeln umgab es; sie war zur Hälfte 6 Fuß dick und 9 Fuß hoch, auf der anderen Hälfte stieg sie auf 15 Fuß. Zwei Höfe lagen im Innern, wovon der eine zum Marktplatz diente und von dem noch jetzt Reste vorhanden sind; der andere war von Rathszimmern und Gerichtshallen umgeben. Daran stießen die königlichen Gemächer und der Harem, der nach der Sitte der Azteken ebenso reichlich mit Schönheiten und

Sklavinnen versehen war, wie der eines morgenländischen Sultans. Hier strotzten die Wände von Alabaster, Marmor, schimmernder Federarbeit und Goldzier, wofür ein blühendes Kunsthandwerk im Lande existirte. Paradiesische Gärten breiteten sich dahinter aus mit Irrgängen, Kiosken und Bädern, Vogelhäusern und fischreichen Teichen, goldenen und silbernen Bildwerken von Thieren, wie auch Menschengestalten. 200,000 Menschen sollen an diesem Riesenbau gearbeitet haben; die Chalcassen, die in einem Aufruhr besiegt worden waren, mußten allesammt, ihre Frauen einbegriffen, vier Jahre lang daran Frohndienst leisten.

Mit dem Palast hingen Gebäude für die Kinder des Königs zusammen, deren es 60 Söhne und 50 Töchter gab. Sie wurden von besonderen Lehrern sehr streng erzogen, mußten auch in den feinen Kunstgewerben sich Fertigkeit aneignen. Alle vier Monate fand mit ihnen eine öffentliche Prüfung statt, bei der sie in der gröbsten Landeskleidung erschienen, und wobei ein Priester ihnen, aber auch dem Könige selber, auf's Freimüthigste Moral predigen mußte.

Zahlreiche und reizvolle Landhäuser verdankten Neza's Prachtliebe ebenfalls ihre Entstehung. Sein Lieblingsaufenthalt war Tezcotzinco auf einem kegelförmigen Hügel zwei Stunden von der Hauptstadt. Hier gab es hängende Gärten und großartige Wasserkünste und in der Mitte eines Bassins ein großes Steinbild mit Schriftzeichen, das wahrscheinlich Neza Hualcoyotl als Fuchs darstellte, denn sein Name bedeutete „hungriger Fuchs". Ein anderer Teich enthielt Steinbilder von weiblichen Figuren; ein dritter

das eines geflügelten Löwen, der in seinem Rachen das Bild des Königs trug.

Dieser unstreitig große und nach einer so schwer geprüften Jugend weise gewordene Fürst der Tezcuconer heirathete seine einzige rechtmäßige Frau, welche zu haben ihm die Sitte gebot und deren Kinder allein zur Nachkommenschaft auf dem Throne berechtigt waren, erst in späteren Jahren und unter Umständen, welche ebenso für die Leidenschaftlichkeit seiner Natur, wie für die Thatsache zeugen, daß die Liebesleidenschaft selbst edle Naturen verblendet und zu Uebelthaten verleitet.

Als er noch in seinen jüngeren Jahren war, hatte er eine Prinzessin geliebt, die aber, ehe er sich erklärte, an einen anderen Großen im Reiche verheirathet wurde. Im ersten Zorne wollte er diese Ehe wieder trennen lassen; doch mußte er sich dem Richterspruch, der sein Verlangen unerschrocken als unberechtigt abwies, fügen. Lange Jahre litt er an dieser Herzenswunde, ohne Lust zu spüren, sich mit einer anderen Frau zu trösten. Einmal, als er eine seiner Reisen durch sein Reich machte, blieb er zu Gaste bei dem alten Beherrscher von Tepechpan, der ihm lehnspflichtig war. Bei dem festlichen Gastmahl, das dieser seinem hohen Besuche zu Ehren gab, ließ derselbe ihn durch eine schöne Jungfrau bedienen, die er sich längst zu seiner Braut erkoren, und die, wie es in solchen Fällen üblich war, unter seinem eigenen Dache erzogen worden. Sie war von königlich aztekischem Geblüt, aus Mexiko, und mit Neza deshalb nahe verwandt. Durch ihre Schönheit und Anmuth wurde er von einer so heftigen Leidenschaft für

sie erfaßt, daß er sie zu besitzen begehrte, trotzdem auch sie, wie das Weib seiner ersten Liebe, bereits einem Anderen gehörte. Diesmal jedoch wollte er so zu Werke gehen, daß ihm der Erfolg nicht ausbliebe, mußte er auch deshalb ein schändliches Verbrechen begehen. Er ließ sich von seinem Verlangen nichts merken, nahm freundlich Abschied von seinem Wirth und dessen lieblicher Braut und kehrte nach Hause zurück.

Kurze Zeit darnach erhielt der Cazike von Tepechpan zu seinem Erstaunen den königlichen Befehl, einen Kriegszug gegen einen benachbarten ungehorsamen Stamm zu führen, und es stellten sich zugleich zwei tezcuconische Häuptlinge ein, die ihn auf diesem Zuge begleiten sollten. Dem alten Krieger kam es verdächtig vor, daß gerade er zu dieser Unternehmung ausgesucht wurde, während doch Jüngere viel besser dazu geeignet waren, und daß er überdem die zwei königlichen Offiziere sich wie zur Aufsicht beigegeben sah. Indessen der Befehl war bestimmt, der Cazike gehorsamen Sinnes, und so brach er denn mit seinen Kriegsleuten auf, nachdem er traurig und ein Vorgefühl seines Todes äußernd von seiner geliebten Braut Abschied genommen. In der That fiel er schon beim ersten Gefecht, wie es heimtückisch der König Neza geplant hatte, als er jene zwei Häuptlinge unter der Versicherung absandte, daß der Cazike sich eines großen Verbrechens schuldig gemacht, aber in Rücksicht auf seine früheren treuen Dienste durch einen ehrenvollen Tod vor einem schimpflichen aus öffentlicher Strafe bewahrt sein solle. Deshalb möchten sie ihn in das dichteste Gefecht bringen, damit er dort falle.

Es war ein Seitenstück zu der Hinterlist, die David mit dem Brief an seinen Feldherrn Urias beging, um ihn aus dem Wege zu räumen.

Neza hielt es daher auch für gerathen, mit seiner Absicht auf die nun frei gewordene junge Prinzessin nicht gleich nach dem Tode seines Opfers hervorzutreten. In ihren Augen wollte er nicht als der schuldbefleckte Mann erscheinen. Deshalb nahm er ihre Trauer zum Vorwand, um mittelst einer Verwandten einen Briefwechsel mit ihr anzuknüpfen, in dem er sein tiefes Mitgefühl über den ihr gewordenen Verlust ausdrückte und ihr schließlich sein Herz und seine Hand anbot. Es ist natürlich, daß dieselbe nicht ausgeschlagen wurde. Das junge Mädchen ahnte eben nicht das frevelhafte Spiel, das Neza getrieben, um sie zu gewinnen.

Um der Sache vollends ein unverdächtiges Ansehen zu geben und vor seinem Volk nicht in einem ihm nachtheiligen Licht zu erscheinen, veranstaltete nun der König eine große Festlichkeit auf seinem Lustschloß Tezcotzinco und lud dazu die Prinzessin ein. Als sie mit ihrem Gefolge und schön gekleidet ankam, stand er auf einem Söller des Palastes und that, als ob ihm ihre Schönheit zum ersten Male auffalle und in Entzücken versetze. Heuchlerisch versicherte er seinen Hofleuten, daß ein so liebliches Geschöpf würdig sei, die längst von ihm gesuchte Königin zu werden. Er empfing sie dann mit großen Ehrenbezeugungen und erklärte sie öffentlich für seine Braut. Nicht lange darnach wurde die Hochzeit mit großem Pomp und in Gegenwart der Nachbarherrscher von Mexiko und Tlacopan gefeiert.

Nachdem König Neza Hualtcoyoll sich so verheirathet, suchte er sein bedrücktes Gewissen durch vermehrte Sorge um das Wohl seines Reiches zu beruhigen. Er pflegte oft verkleidet sich unter seine Unterthanen zu mischen, um sie ungekannt über ihre Beschwerden und über ihre Sorgen auszuhorchen.

Einmal traf er einen Knaben, der auf dem Felde Reisig sammelte. Er fragte ihn, warum er es nicht aus dem nahen Walde hole. „Der Wald gehört dem König," lautete die Antwort. „Und der König ist ein sehr harter Mann, der seinem Volke bei Todesstrafe verweigert, was die Natur für Alle hat wachsen lassen." Trotz aller Aufforderungen des Königs wollte sich der Knabe nicht dazu verstehen, dem Gesetz zuwider Reisig aus dem Walde zu holen. Dafür beschenkte Neza ihn später reichlich und milderte auch die strengen Forstgesetze dahin, daß er den Armen das Reisigsuchen im Walde gestattete.

Von seinem Fenster aus hörte er einst ein paar Leute über ihre Armuth trotz harter Arbeit klagen und den Reichthum des Königs bei seinem Müßiggang dabei erwähnen. Er ließ die Unvorsichtigen vor sich führen und setzte ihnen auseinander, daß er unter der Last seiner Regierung mehr als sie unter ihrer Arbeit zu leiden habe. Dann schenkte er ihnen Geld und sagte: „So geht; mit dem Wenigen, das Ihr jetzt habt, werdet Ihr reich sein, während ich mit allen meinen Reichthümern doch noch arm bleibe."

Zu den religiösen Feierlichkeiten der Azteken gehörten blutige Menschenopfer, die zuweilen in großen Massen auf einmal gebracht wurden, und wozu die Kriegsgefangenen

und die Verbrecher hauptsächlich dienten, deren Fleisch dann sogar gierig vom Volk verzehrt wurde. König Neza verdammte diese Grausamkeit und suchte sie und den damit verbundenen Aberglauben zu unterdrücken. Er erbaute einen Tempel in der gewöhnlichen spitzsäuligen Form und auf dem Gipfel einen neun Stockwerke hohen Thurm, die neun Himmel der mexikanischen Glaubenslehre anzudeuten. Auf dem letzten erhob sich ein schwarzbemaltes, von außen reich mit goldenen Sternen besäetes und inwendig mit Metallen und Edelsteinen ausgelegtes Dach. Er weihte den Tempel „dem unbekannten Gotte, der Ursache der Ursachen". Auf der Höhe des Thurmes waren verschiedene Vorrichtungen angebracht, wodurch ein Klöpfel an metallene Scheiben schlug, deren durchdringender Ton dann die Andächtigen zu bestimmten Zeiten zum Gebet rief. In dem Gebäude wurde kein Bildniß, als unpassend für den unsichtbaren Gott, geduldet, und dem Volke war ausdrücklich verboten, die Altäre hier durch Blut oder durch irgend ein anderes Opfer als solche von Blumen und wohlriechenden Harzen zu entweihen. Aus Neza's erhaltenen Hochgesängen geht außerdem hervor, daß er in religiöser Beziehung über den rohen Anschauungen seines Volkes stand. So heißt es in einem seiner Gedichte: „Der Große, der Weise, der Tapfere, der Schöne — ach, wo sind sie jetzt? Sie sind Alle mit der Erdscholle vermischt, und das, was ihnen geschehen ist, wird auch uns begegnen, wie denen, die nach uns kommen werden. Dennoch laßt uns Muth fassen. Laßt uns nach jenen Regionen streben, wo Alles ewig ist und wohin kein Verderben dringen kann."

Ueberhaupt scheint der Tempelbau, wie die erhabenen religiösen Anschauungen des Königs deutlich auf buddhistische Einflüsse hinzuweisen, und die Angaben der chinesischen Geschichtsschreiber zu bestätigen, wornach bereits im 5. Jahrhundert der Buddhistenmissionar Hwui-Schan Amerika entdeckt und den Eingeborenen die Lehre von der Nichtigkeit alles Irdischen und von der Erlösung gepredigt hat.

Als König Neza sein Ende herannahen fühlte, hatte er fast ein halbes Jahrhundert regiert. Nach unserer Zeitrechnung wird es um 1470 gewesen sein, als er den Ausgang seines Lebens fand. Da versammelte er diejenigen seiner Kinder um sich, denen er am meisten zugethan war, ferner seine vornehmsten Rathgeber, die Gesandten und Generäle und stellte ihnen seinen einzigen Sohn von der rechtmäßigen Königin als Thronerben vor, Neza Hualpilli, der damals noch ein Knabe war. Er warf ihm die Herrschergewänder um und ertheilte ihm Rathschläge für seine bevorstehende Regierung. Er bat ihn auch, den Dienst des „unbekannten Gottes" nicht zu vernachlässigen, indem er die Hoffnung aussprach, daß derselbe einmal im ganzen Lande verehrt werden würde. Einen anderen älteren Lieblingssohn bestellte er für die Minderjährigkeit des rechtmäßigen Thronfolgers zum Reichsverweser und sagte zu ihm: „Von dieser Stunde an wirst Du die Stelle ausfüllen, die ich eingenommen habe, eines Vaters dieses Kindes. Du wirst ihn lehren, zu leben nach dem Rechten, und nach Deinen Rathschlägen wird er das Reich regieren. Vertritt seine Stelle und sei sein Führer, bis er das Alter haben wird, selbst zu regieren."

In der Einsamkeit von Tezcotzinco erwartete er den Tod. „Beweint mich nicht mit eitlen Klagen," sagte er sterbend, „sondern singt das Lied der Freude und zeigt einen muthigen Geist, damit die Völker, die ich unterwarf, Euch nicht für verzagt halten, und damit sie fühlen mögen, daß ein Jeder von Euch stark genug ist, sie im Gehorsam zu halten." Er war 72 Jahre alt, als er verschied.

Sein Nachfolger, Neza Hualpilli, war ein strenger Mann, mit einem Charakter, der dem eines alten Römers ebenbürtig war. Dies zeigt folgender Vorfall: Sein ältester Sohn nämlich hatte sich verführen lassen, mit einer der Nebenfrauen seines Vaters einen dichterischen Liebesbriefwechsel zu unterhalten. Darauf stand nach den harten Gesetzen von Tezcuco Todesstrafe. Der königliche Vater, wiewohl er diesen Sohn sehr liebte, wollte doch keinen Verbrecher dem Gesetze entziehen, legte daher den Fall dem Gerichtshof vor, der das Todesurtheil fällte, welches der König bestätigte, ohne sich durch die Stimme des Herzens und die Bitten seiner Familie beirren zu lassen. Nachdem das Todesurtheil vollzogen worden war und er das abgeschlagene Haupt seines Sohnes mit finsterem Ernst betrachtet, schloß er sich mehrere Wochen lang in seinen Palast ein und ließ die Thüren und Fenster im Schlosse des Todten vermauern, damit es nie mehr bewohnt werden möchte.

Seine Regierung war nicht glücklich nach außen, insofern Mexiko sich die Oberherrschaft errang und die Dynastie Montezuma's daselbst sich die Kaiserwürde beilegte. Neza Hualpilli selbst starb 1515. Sein Leichenbegängniß wurde mit größter Pracht vollzogen. Zweihundert männ-

liche und hundert weibliche Sklaven wurden auf seinem Grabe geopfert. Sein Leichnam ward mit einem Haufen Edelsteinen, kostbaren Stoffen und Räucherwerk auf einem Scheiterhaufen verbrannt und die Asche in einer goldenen Urne im großen Tempel Huitzilopotchli's (gewöhnlich fälschlich Vitzliputzli genannt) beigesetzt, des mexikanischen Hauptgottes, für dessen Anbetung der König, trotz der Mahnungen seines Vaters, sich immer günstig gezeigt hatte.

Vier Jahre nach seinem Tode, 1519, kam Ferdinand Cortez nach Mexiko und machte, wie der Herrlichkeit Montezuma's, des Kaisers, so auch derjenigen des Königs von Tezcuco und aller anderen großen wie kleinen indianischen Fürsten im Lande ein Ende.

Chinesenherbergen in London.

Ein düsteres Bild aus der englischen Hauptstadt.

Von

Aug. Scheibe.

(Nachdruck verboten.)

Verläßt einer der Besucher Londons, welchen es um mehr als eine oberflächliche Kenntniß des großen Babel und seines Lebens zu thun ist, die eleganten Straßen, Plätze und Parks des westlichen Theiles der Stadt, wendet er dieser Residenz der „obersten Zehntausend“, dem Reiche

des Luxus und der Mode, den Rücken, durchschneidet dann, sich immer östlich haltend, die geräuschvolle „City", in welcher täglich ungezählte Millionen von Hand zu Hand gehen, das Herz von London, in welchem das gesammte geschäftliche Leben der Nation pulsirt, um weiter der Richtung nach den Docks zu folgen, wo eine gewaltige Kauffahrtei-Flotte die Schätze des Orients ausschifft und dafür die Erzeugnisse englischer Industrie einnimmt, so geräth dieser Wanderer in eine Gegend, welche den schroffsten Gegensatz zu den Stadttheilen bildet, die er eben durchschritten hat.

Er befindet sich in dem engsten, schmutzigsten Arbeiterviertel, und das Gewirr von Sprachen, welches, je näher er den ost- und westindischen Docks kommt, immer mehr überhand nimmt, sowie die vielen fremdartigen Gestalten, die in allen Hautfarben schattirten Gesichter, die ihm auf Tritt und Schritt begegnen, verrathen dem aufmerksamen Beobachter bald, daß die Söhne des fernen Ostens, welche das Schicksal für eine Weile an den englischen Strand schwemmt, hier einen ansehnlichen, wenn auch schnell wechselnden Theil der Bevölkerung ausmachen.

Der Limehouse Damm, einer der häßlichsten Theile dieser Gegend, bietet vorzugsweise den Chinesen für kürzere oder längere Zeit den nothwendigen Unterschlupf, welcher allerdings die denkbar geringste Aehnlichkeit mit einem „Daheim" hat, und hier haben wir auch jene entsetzlichen Spelunken zu suchen, wo sich der Mensch, als Sklave einer entwürdigenden Leidenschaft, von seiner schwächsten, gewiß am wenigsten gottähnlichen Seite zeigt, obwohl er sich

gerade hier in die übersinnlichen Genüsse aller sieben Himmel versetzt wähnt.

Ein Beamter der englisch-chinesischen Mission, der die Sprache der armen hier verkehrenden Asiaten spricht, gibt von einem Besuche, den er in Gesellschaft eines anderen Engländers kürzlich in diesen Chinesenherbergen machte, folgende Schilderung:

Der Abend hatte sich bereits über die Straßen Londons gelagert und das Getöse des Tages begann in verhältnißmäßige Stille überzugehen, als wir den Limehouse Damm erreichten und in ein niedriges, schlecht gehaltenes Haus eintraten. Ueber der Thüre waren in chinesischen Schriftzügen die Worte „Gerechtigkeit und Eintracht" zu lesen, und nachdem wir unter diesem Schilde hindurch geschritten, und in einen engen, überaus schmutzigen Flur gelangt waren, wandten wir uns links nach einem Lokale, aus dessen offener Thüre uns der widerwärtige Geruch von Opiumrauch entgegenquoll. Dieser Raum, der so niedrig war, daß man kaum aufrecht darin zu stehen vermochte, entsprach, auch was die sonstigen Größenverhältnisse betraf, in keiner Weise seiner vielfältigen Bestimmung, denn wie ein flüchtiger Blick uns belehrte, diente derselbe gleichzeitig als Verkaufsladen, Rauchzimmer und Küche. Die Wände zeigten sich an allen vier Seiten mit Regalen versehen und mitten durch den Raum lief ein schmaler Ladentisch. Auf ersteren wie auf letzterem lagen die verschiedenartigsten Waaren, von der Wolldecke und dem Matrosenhemd bis herab zum Schiffszwieback, zur Waschseife und dem bunten Bilderbogen, aufgestapelt, und in der Ecke rechts stand

ein kleiner Ofen, der, wie die umherstehenden schwarzen Töpfe und Pfannen bekundeten, zum Kochen benutzt wurde. Mehrere Fässer und zwei Stühle füllten den übrigen Raum nach rechts hin aus. Zur Linken, dicht unter dem Fenster stand ein Tisch, und zwischen diesem und der gegenüber liegenden Wand war ein etwa fußhohes Gestell mit kurzer Matratze eingeschoben, auf welcher zwei Männer ausgestreckt lagen. Der eine war nach europäischer Sitte in grobe Tuchhosen, eine dicke wollene Matrosenjacke und eine Pelzmütze gekleidet, der andere in das Kostüm, welches die Bewohner des Reiches der Mitte zu tragen pflegen. Beide waren Chinesen und Beide Opiumraucher.

Als wir eintraten, beschäftigte sich der Mann in der Seemannsjacke gerade damit, seine Pfeife zurecht zu machen, während der andere allem Anschein nach bereits in jenem Stadium der Betäubung angelangt war, welches der Zweck des Opiumrauchens ist. Kaum merklich athmend lag er da und schwelgte wahrscheinlich in den wunderbarsten Traumgesichten.

Nachdem wir den freundlich grinsenden Chinesen hinter dem Ladentische begrüßt hatten, ließen wir uns auf den beiden vorhandenen Stühlen nieder, um den europäisch gekleideten gelben Burschen, der uns kaum zu bemerken schien, bei seinem Thun zu beobachten.

Die Vorbereitung zu dem Genusse des verderblichen Giftes ist eine ziemlich langweilige und mühsame. Auf der Matratze zwischen den beiden Männern stand eine kleine Lampe, bedeckt mit einer winzigen Glasglocke, die oben eine Oeffnung hatte. Ohne seine bequeme halbliegende Stel-

lung aufzugeben, tauchte der Raucher ein dünnes stählernes Stäbchen in ein Fläschchen mit halbflüssigem harzigen Opium, und was davon an dem Drahtstäbchen hängen blieb, hielt er über die Flamme der Lampe, bis es sich in ein knetbares Klümpchen verwandelt hatte. Dann tauchte er das Stäbchen von Neuem in den Extrakt und fuhr in derselben Weise fort, bis er sich die erforderliche Menge eingedickten Opiums verschafft hatte. Nun drückt er das Ganze in den winzigen Kopf einer Pfeife mit flötenartigem Rohr so ein, daß in der Mitte der Masse eine kleine Oeffnung bleibt, und erst jetzt ist er im Stande, sich dem so geduldig vorbereiteten Genusse hinzugeben. Er hält den Kopf der Pfeife über die Lampe, lehnt sich, sobald der Inhalt in's Glimmen gerathen ist, auf sein Lager zurück, thut die wenigen langen Züge, zu denen das Opiumklümpchen ausreicht, behält den Rauch eine Weile im Munde, stößt ihn dann durch die Nase wieder von sich und schließt die Augen, um die Wirkung des betäubenden Stoffes abzuwarten.

Da der Rausch des mit seiner Pfeife beschäftigten Mannes noch nicht so weit vorgerückt war, daß er der Sprache nicht mehr mächtig gewesen wäre, so versuchte ich ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, wozu ein neben ihm auf der Matratze liegendes Ding von seltsamer Konstruktion, das dem bei uns gebräuchlichen blechernen Maschinenölkännchen mit langem Schnabel ähnlich sah, einen passenden Vorwand bot.

„Was ist das?“ fragte ich.

„Tabakspfeife,“ entgegnete er, und während ich das

sonderbare Instrument genau in Augenschein nahm, fragte ich weiter:

„Was ziehen Sie vor, Opium oder Tabak?"

„O, das hier," gab er zur Antwort, indem er die Hand auf die Opiumpfeife legte und wie ein schuldbewußter Knabe lachte.

„Wie lange rauchen Sie schon Opium?" fragte ich.

„Sieben Jahre."

„Macht es Sie nicht krank?"

Diese Frage schien ihn tiefer zu berühren, und sehr eifrig versicherte er, er habe anfänglich freilich Abscheu dagegen gehabt, sei auch immer unwohl davon geworden — jetzt wolle er aber lieber krank sein, ja sterben, als es lassen. Ich fragte ihn nun, wie er dazu gekommen sei und wo er das Opiumrauchen gelernt habe. Die lakonische Antwort lautete zu meinem Erstaunen: „Durch Freunde — in London."

Also nicht im Orient, der eigentlichen Heimath der verderblichen Gewohnheit hatte er sich dieselbe angeeignet, sondern inmitten der abendländischen Civilisation in einer Stadt, welche dem armen hierher verschlagenen Chinesen keine andere Zufluchtsstätte bietet, als diese Spelunken, die ihn körperlich und geistig zu Grunde richten.

„Und wenn Sie nach Hause zurückkehren, was sagen die Ihrigen dazu?" fragte ich weiter.

„Sie bedauern es," lautete die Antwort.

„Suchen Sie auch Andere zum Opiumrauchen zu verleiten?"

„Nein," entgegnete er, „das Opium zehrt ab." Dabei

streifte er den Aermel auf und zeigte uns seinen welken, abgemagerten Arm; aber im vollen Bewußtsein der zerstörenden Wirkung des Giftes, dachte er auch in diesem Moment nur daran, den Genuß fortzusetzen, welchen der erfahrene Opiumraucher so lange wiederholt, bis das gewünschte Stadium erreicht ist, d. h. bis er das Gefühl der körperlichen Schwere vollständig verliert und er sich im Aether schwebend glaubt, während wundervolle Bilder das innere Auge entzücken. Der unglückliche Mann hier vor uns gehörte zu denen, welche bereits wiederholter und starker Dosen zur Hervorbringung dieses Zustandes bedürfen.

Wir verließen den Aermsten und begaben uns nach den hinteren und oberen Lokalitäten des Hauses, um unsere Beobachtungen fortzusetzen. Der enge Raum des elenden Gebäudes war auf jede Weise ausgenutzt. Sogar in den Gängen fanden wir durch Verschläge abgetheilte Lagerstätten, in denen freilich kaum eine kurze Matratze Platz hatte. In den übrigen Räumen waren, wie in einer Schiffskabine, mehrere Lagerstätten übereinander angebracht, so daß in einem Gelaß von 12 Fuß Länge und 8 Fuß Breite 10 bis 16 Raucher und Schläfer Platz finden. Im Ganzen mochte die elende Baracke etwa 50 Lagerstätten aufzuweisen haben, von denen wir im Moment aber nur etwa den dritten Theil besetzt fanden. Der Grund sollte uns bald klar werden.

Aus einem entfernteren Raume waren schon längst die wüsten Laute zu uns herüber gedrungen, welche Hazardspiele zu begleiten pflegen, und als wir das — wie alle anderen sehr kleine — Gemach betraten, sahen wir, daß man zwei

Matratzengestelle in die Mitte gerückt, sie mit einem Tuche bedeckt und auf diese Weise zeitweilig in einen Spieltisch verwandelt hatte. Um denselben herum waren, zum Theil auf den gekreuzten Beinen sitzend, zum Theil stehend, eine Anzahl Chinesen, im Ganzen dreiundzwanzig, gruppirt, die sich dergestalt in das Spiel versunken zeigten, daß sie unseren Eintritt gar nicht bemerkten, und jeder Versuch, ein Gespräch anzuknüpfen, taube Ohren fand. Aber die dreiundzwanzig dicht aneinander gedrängten gelben, eifrigen Gesichter mit den kleinen funkelnden Augen boten ein ungemein interessantes Bild. Das Glücksspiel, in welchem diese Menschen die Früchte der harten Arbeit von Wochen und Monaten verschleuderten, ist eines der Lieblingsspiele der Chinesen. Es heißt Fan-tan, wird mit Würfeln und zweiunddreißig Dominosteinen gespielt, und an jeder Parthie können sich immer nur vier Spieler betheiligen. Die Würfel entscheiden, in welcher Reihenfolge sie von den acht Häufchen, in die man die zweiunddreißig Steine getheilt hat, zwei wählen dürfen. Haben alle Spieler die ihnen zukommenden Steine, so machen sie ihre Einsätze, drehen dann die Steine um, und zählen die Augen zusammen. Wer die meisten hat, gewinnt, und dieser vom Glück Begünstigte, streicht alle Einsätze ein, hat aber gewisse Prozente davon an den Wirth der Spelunke abzugeben.

Auf mein Befragen, ob man hoch spiele, erfuhr ich, daß die Bürger des himmlischen Reiches, welche hier verkehrten, zu den ärmsten Klassen gehören, denn ihre Dienste auf den Schiffen, mit denen sie als Matrosen, Heizer oder Maschinenwärter herüberkommen, werden so kärglich be-

zahlt, daß sie nur über geringe Mittel zu verfügen haben — aber alles Geld, das sie mit an's Land bringen oder vielleicht während ihres Aufenthaltes im Tagelohn verdienen, wird den beiden Dämonen, dem Spiel und dem Opium geopfert. Sie leben im Uebrigen auf's Jämmerlichste, rauchen und spielen aber, so lange sie noch einen Heller besitzen; und nehmen sich die Kameraden, die sie ausgeplündert, oder der Wirth der Lasterhöhle, in dessen Taschen schließlich Alles fließt, ihrer nicht an, so gerathen sie nicht nur in Gefahr, zu verhungern, sondern sterben thatsächlich aus Mangel an Nahrung und Obdach.

In der einen Ecke des Spiellokals fiel uns eine eigenthümliche Vorrichtung in die Augen. Auf einem breiten, flachen Steine, welcher genau in die Ecke eingepaßt war, stand ein mit Oel gefülltes Glas, auf dessen Oberfläche ein brennender Docht schwamm. Rund um dies Glas standen einige leere Eierbecher, eine chinesische Vase und ein bemalter, mit Sand gefüllter Blumentopf. In der Vase steckten dünne, etwa 15 bis 18 Zoll lange Holzstäbchen. Auch in dem anstoßenden kleinen Raume, der wie die übrigen mit Lagerstätten ausgestattet war, fanden wir in einer Nische, die ursprünglich wohl zu einem Schrank bestimmt gewesen war, einen solchen kleinen Altar, der mit Streifen von chinesischem Flittergold, buntem Papier und Seidenstoffen in lebhaften Farben, sowie mit Pfauenfedern und anderem Tand behangen und geschmückt war, und auf welchem ebenfalls leere Eierbecher, Vasen, Räucherstäbchen und ein Glas mit brennendem Docht standen. Die Lampe brennt zur Erinnerung an theure Dahingeschiedene.

Von Zeit zu Zeit füllen die Anwesenden die Eierbecher mit Spiritus, stecken eins der wohlriechenden Räucherstäbchen in den Blumentopf, zünden beides an und lassen es während ihres Gebetes verbrennen.

Nachdem wir das ganze Haus in Augenschein genommen, kehrten wir in den unteren Raum zurück. Der Mann in der Matrosenjacke hatte seinen Opiumvorrath erneuert und gab sich abermals geduldig der mühsamen und zeitraubenden Beschäftigung hin, ihn zum Gebrauch über der Lampe einzudicken.

„Für einen Schilling," sagte er, indem er auf das Fläschchen zeigte. Es enthielt nicht mehr, als etwa zwei Fingerhüte voll Extrakt, und der Preis war um so himmelschreiender, da die armen gelben Burschen auch bei der härtesten Arbeit kaum täglich mehr als einen Schilling verdienen. Die englischen Rheder, Kapitäne und Arbeitgeber machen sich die Genügsamkeit dieser Söhne des Ostens herzlos zu Nutzen, indem sie ihnen die elendesten Hungerlöhne zahlen, und Niemand kümmert sich darum, was in England aus ihnen wird. Wohin können sie gehen, als nach diesen Spelunken, wo anders kennt man ihre Sprache? Und was sie hier erwartet, haben wir mit eigenen Augen gesehen und aus dem eigenen Munde des einen von ihnen gehört.

Der kleine Mann hinter dem Ladentische bot uns, ehe wir gingen, eine Tasse Thee an, die wir auch — ohne Zucker und Rahm, so wie sie gereicht wurde — tranken. Die Theekanne steht bei dem Chinesen immer auf dem Tische oder Ofen und wird täglich vielmal gefüllt. Milch

und Zucker verschmäht ein Jeder, denn seiner Meinung nach verderben sie den Geschmack des Thee's. Auf meine Frage an den Wirth, ob er selbst Opium rauche, antwortete er etwas unbestimmt: „Manchmal."

„Rauchen Sie viel auf einmal?" fragte ich weiter.

„Manchmal," lautete abermals die Antwort, und als ich mich erkundigte, ob er nicht den Wunsch hege, die verderbliche Gewohnheit abzulegen, erhielt ich nur den gleichen Bescheid:

„Manchmal."

Die fünf oder sechs weiteren Chinesenherbergen der Nachbarschaft, welche wir noch besuchten, zeigten sich im Allgemeinen ganz ebenso eingerichtet und boten keine Gelegenheit zu neuen Beobachtungen, nur daß manche derselben noch enger und schmutziger waren, als die eben beschriebene. Sie sind sämmtlich abscheuliche, Leib und Seele vergiftende Löcher, in denen alljährlich eine Menge von Menschen hilflos und unbeachtet zu Grunde geht.

Gleich den tausenden niederen Branntweinschenken und Lasterhöhlen Londons, in denen unter dem Schutze der Polizei und Gesetze des freien England Hunderttausende von Europäern moralisch nnd körperlich ruinirt werden, gehören auch die oben geschilderten chinesischen Spelunken zu den Nachtseiten Londons, die das glänzende Gesammtbild der gewaltigen Themsemetropole in häßlicher Weise beflecken und verdunkeln.

Die Zahnradbahnen.

Aus dem Gebiete der modernen Eisenbahntechnik.

Von

Hanns v. Spielberg.

Als einer der seltenen Fälle, in denen man einen Rückgriff als Fortschritt bezeichnen darf, ist das neuerdings vielfach angewendete System der Zahnradbahnen zu betrachten: die Zahnstange, richtiger das gezähnte Geleise, ist gewissermaßen die Vorläuferin unserer normalen, glatten Spurbahn. Während sie aber in der Kindheit des Eisenbahnwesens einem Irrthum ihre Anwendung verdankte, wird sie heute in rationeller Weise für besondere Zwecke, zur Ueberwindung starker Steigungen gebraucht. Der Irrthum selbst jedoch, in den die Vorgänger des berühmten Stephenson verfielen, ist, so merkwürdig er heute auch dem Laien erscheint, natürlich genug. Man glaubte nicht, daß die Reibung eines glatten Rades auf glatter Eisenschiene hinreiche, die angewandte Zugkraft zur vollen Geltung zu bringen, man meinte, das Rad würde, ohne fortzuschreiten, sich auf einer ebenen Geleisstrecke nur um die eigene Achse drehen, auf Steigungen dagegen sogar zurückrollen. Die Urtypen der Lokomotive nahmen daher oft

die sonderbarste Gestalt an, künstliche Stampfen sollten, den Pferdehufen etwa ähnlich, den vermutheten Uebelstand beseitigen, andererseits suchte man die Reibung zwischen Rad und Schiene zu vergrößern, indem man beide mit ineinander greifenden Zähnen versah. Soviel bekannt, nahm zuerst Blenkinsop, einer der bedeutenderen Konkurrenten Stephenson's, im Jahre 1811 ein Patent auf ein derartiges Zahngestänge, ihn muß man daher als den eigentlichen Erfinder des Zahnradsystems ansehen.

Es ist für die Entwickelung des Eisenbahnwesens zweifellos äußerst vortheilhaft gewesen, daß Blenkinsop mit seiner Idee nicht durchdrang. Größtmögliche Einfachheit und vor Allem schnelle Fortbewegung waren die Grundbedingungen, unter denen das Dampfrad allein seinen welterobernden Lauf beginnen konnte, und diesen vermochte das Zahngestänge nicht zu entsprechen. Erst als Stephenson erkannte, daß die Reibung ausreiche, um die Fortbewegung auch auf schwach geneigten Strecken zu sichern, als er der glatten Schiene und dem glatten Rade zur Anerkennung verhalf, gewann die Eisenbahn ihren Charakter als allgemeines Transportmittel. Aber die normale Vollbahn, die glatte Spur überhaupt, will im Anschluß an die Ebene gebaut sein, sie verträgt nur sehr schwache Steigungen, und wenn es mit der Zeit auch der Vervollkommnung des Lokomotivbaues gelungen ist, Maschinen für Gebirgsbahnen herzustellen, die auf der nicht zu stark geneigten Ebene gewaltige Zugkraft entwickeln, wenn wir auch in neuester Zeit mit der Eisenbahn die höchsten Gebirge überschritten haben, so gelang dies doch nur unter Aufwendung kolossaler

Geldsummen, und vor Allem dadurch, daß die nothwendige Ebene für die glatte Spur gleichsam künstlich in das Bergterrain hineingearbeitet wurde. Kühne Kurven an hochaufgemauerten Hängen, tiefe Einschnitte und hohe Anschüttungen, stolze Brücken und vor Allem großartige Durchtunnelungen einzelner sich in den Weg legender Gebirgsblöcke machten schließlich das scheinbar Unmögliche möglich — der Bau der Montcenis-, der Gotthard-, der Arlbergbahn sind, um nur europäische Verhältnisse heranzuziehen, sprechende Beweise von dem Talent und der Energie unserer heutigen Eisenbahningenieure, von dem staunenswerthen Fortschritt der Technik, aber die Kosten derartiger Linien sind auch ungeheuer. Hat doch z. B. allein der Gotthardtunnel 57 Millionen Franken gekostet.

Diese enormen Baukosten mußten nothwendiger Weise zur Erwägung der Frage führen, ob denn nur die Normalbahn mit glattem Geleise, ob denn nur unsere üblichen Lokomotivtypen auf Gebirgsbahnen zulässig wären. Es war eine Entscheidung von um so größerer Wichtigkeit, da sich je länger, je intensiver das Bedürfniß nach Schienenverbindungen auch in solchen Gebirgsgegenden herausstellte, die nicht auf der Route großer Verkehrswege liegen, die selbst nicht eine so kräftige Industrie und eine so starke Bevölkerung besaßen, daß sie die Verzinsung theurer Strecken aus dem eigenen Betrieb der projektirten Bahnen hätten gewährleisten können. Es galt hier ein einzelnes Bergwerk, dort vielleicht einen hochgelegenen, nur wenige Monate im Jahr besuchten Aussichtspunkt an die Hauptbahnen der Ebene anzuschließen, es galt vor Allem gerade den ärmeren

Gebirgsdistrikten die Wohlthat einer Bahnverbindung zu ermöglichen, um ihre kleinen, meist schon hart bedrängten Industrien lebensfähig zu erhalten: mit einem Worte, es galt Mittel zu finden, die theure Vollbahn, die in der Ebene das unübertreffliche Verbindungsmittel ist, in Gebirgsgegenden durch besonders konstruirte Betriebsmittel, d. h. mit stärkeren Steigungen herstellen zu können, oder sie durch ein anderes System ganz zu ersetzen.

Die Bemühungen in der ersten Richtung haben nur theilweisen Erfolg gehabt und meist eine nur vorübergehende Anerkennung und Anwendung gefunden. Das System Fell wandte eine eigenartige Lokomotive an, die besondere Horizontalräder kräftig gegen eine erhöhte Mittelschiene anpreßte, um die Adhäsion zu verstärken. Der Ingenieur Handyside brachte eine Berglokomotive in Vorschlag, welche, am Fuß der Steigung angelangt, vom Zuge losgekoppelt werden und allein bergan fahren sollte; auf der Höhe sollte sie dann festgelegt werden und mittelst einer mitgeführten Kette den zurückgelassenen Zug allmählig hinaufziehen. Auch die Anwendung der Elektrizität zur Erhöhung der Adhäsion ist neuerdings in Vorschlag gebracht worden, ohne daß bisher ein wirklicher Erfolg der bezüglichen Versuche zu verzeichnen gewesen wäre.

Thatsächlich hat bisher, abgesehen von kleinen Drahtseilbahnen für lokale Zwecke, bei denen eine stationäre Dampfmaschine die Wagen an Drahtseilen bergan zieht, nur das Zahnradsystem praktische Resultate gezeitigt, und man muß dasselbe nach den heute vorliegenden Erfahrungen

innerhalb gewisser Grenzen als das Bergbahnsystem der Zukunft bezeichnen.

Die Zahnradbahnen an sich sind Erfindungen unserer Zeit. Erst ein halbes Jahrhundert nach Blenkinsop nahm Marsh in Nordamerika, Riggenbach in Europa die fast vergessene Idee wieder auf — eine Idee, die noch in den sechziger Jahren unseren Ingenieuren so lächerlich und abenteuerlich erschien, daß beide Männer diesseit wie jenseit des Oceans sie nur nach harten Kämpfen praktisch verwirklichen konnten. Erst 1869 vermochte Marsh mit seiner, Steigungen von 1 : 4 überwindenden Zahnradbahn auf den Mount Washington in New-Hampshire die Richtigkeit seiner theoretischen Berechnungen zu beweisen, erst 1870 gelang es Riggenbach, die Bauerlaubniß für seine Bahn auf den Rigi zu erhalten und die nöthigen Kapitalien für dieselbe zu gewinnen.

Riggenbach, mit den örtlichen Verhältnissen als Direktor der großen Maschinenfabrik zu Olten im Kanton Solothurn genau bekannt, hatte gerade mit der Rigibahn einen entschieden glücklichen Griff gethan. Nicht nur, daß eine Bahn auf den beliebten, schon früher von jährlich mindestens 40,000 Fremden besuchten Aussichtspunkt sich gut zu rentiren versprach, mußte gerade sie, wenn das System sich überhaupt bewährte, bei dem regen Besuch von Touristen aller Länder die beste Propaganda für seine Idee machen. Der Erfolg hat seine Voraussetzungen glänzend bestätigt. Die Bahn übertraf, was Sicherheit und Pünktlichkeit des Verkehrs anbelangt, alle Erwartungen, sie steigerte den Besuch des weltberühmten Aussichtspunktes in's Ungeahnte

und regte vor Allem sehr schnell zu ähnlichen Projekten an; seit 1875 führt bereits eine zweite Zahnradlinie von Arth aus nach Rigi-Kulm, und eine ganze Reihe anderer Anlagen wuchs überall in Europa aus dem Boden. Wo nur ein vielbesuchter, hochgelegener Aussichtspunkt dazu reizte, entstanden Zahnradlinien: Wien machte seinen altberühmten Kahlenberg durch eine Zahnradbahn zugänglicher, von Budapest, der zweiten Reichshauptstadt, ging wenige Jahre später eine Zahnradbahn auf den Schwabenberg, Rorschach am Bodensee wurde mit dem freundlichen Heiden verbunden, neuerdings klimmt das Dampfroß von Königswinter am Rhein zum Drachenfels und von Rüdesheim zum Niederwald empor, Stuttgart ist mit dem Dorfe Degerloch auf gleiche Weise verbunden, und die Schneekoppe, wie die Wartburg werden nicht lange mehr auf die Ankunft der ersten Lokomotive zu warten brauchen. Aber auch für industrielle Zwecke fand das System Anwendung. So wurde z. B. das württembergische Bergwerk Wasseralfingen und der große Schweizer Steinbruch von Ostermundingen durch Zahnradstrecken mit der Ebene verbunden, und dadurch ihre Rentabilität, die früher mit den schwierigsten Transportverhältnissen zu kämpfen hatte, wesentlich erhöht.

Alle diese Bahnen zeigen im Allgemeinen das gleiche Gepräge. In der Mitte des gewöhnlichen glatten Geleises, zwischen den beiden Hauptschienen, liegt die starke, genau gearbeitete und besonders gut an den Eisenschwellen befestigte Zahnstange. Dieselbe stellt so eine dritte Schiene in Gestalt einer eisernen Leiter dar, deren Bäume etwa 12 Centimeter von einander abstehen und durch massige,

ziemlich nahe aneinander gestellte Sprossen, die Zähne, verbunden sind. In diese Zähne nun greift das Zahnrad der Lokomotive ein und bekommt, sich auf ihnen gleichsam abwickelnd, festen Halt. An jeder Achse der Maschine liegt zwischen den gewöhnlichen Rädern ein Zahnrad; meist führen die Lokomotiven also zwei Zahnräder, und zwar ist das vordere gewöhnlich mit der Dampfmaschine ganz außer Verbindung, um durch eine kräftig wirkende Bremsvorrichtung sofort zum Stillstand gebracht werden zu können; nur das Hinterrad führt also dann die eigentliche Arbeit: das Klimmen bei der Bergfahrt, das Hemmen bei der Thalfahrt aus. Alle Wagen sind, wie natürlich vor Allem die Maschine selbst, mit den vorzüglichsten Bremsmitteln ausgerüstet, die Lokomotive befindet sich sowohl bei der Berg-, wie bei der Thalfahrt hinter dem Zuge, um gewissermaßen unmittelbarer bei dem Aufhalten desselben mitwirken zu können; die Abmessungen der Zähne am Gestänge und am Zahnrad sind selbstverständlich derart, daß sie gegen Bruch oder Quetschung fast absolute Sicherheit bieten. Thatsächlich ist bei den Bahnen Riggenbach-schen Systems noch kein Unfall von Bedeutung vorgekommen, während eine kleine Schweizerlinie mit abweichender, dreieckiger Zahngestalt nach dem sogenannten Wetli'schen Prinzip allerdings in den ersten Jahren ihres Betriebs eine recht ernste Betriebsstörung zu verzeichnen hatte; der Zug kam auf der Thalfahrt in's Rollen und sauste im rasenden Tempo bergab, ohne daß es dem Personal gelungen wäre, ihn zum Stehen zu bringen.

Trotz aller Vorzüge des Zahnradsystems war es bis

vor Kurzem dennoch nur für kurze Strecken nach beliebten Vergnügungshöhen und für einzelne Industriebahnen zur Anwendung gelangt, seine Brauchbarkeit für größere Linien von allgemeinerem Interesse bedurfte noch des praktischen Beweises. Es hatte allerdings gute Gründe, daß man lange davon absah, das System auch für wichtigere Bahnen zu adoptiren. Man konstruirte zwar in letzter Zeit die Zahnradlokomotiven bereits derart, daß sie sowohl auf Thalstrecken ohne Zahngestänge, wie auf den speziellen Strecken benutzt werden konnten, aber der Uebergang machte doch immerhin Schwierigkeiten, es konnte stets nur einer der beiden auf der Lokomotive vereinigten Mechanismen: entweder derjenige für das Zahnrad, oder derjenige für den Adhäsionsbetrieb arbeiten, so daß also die ganze Leistung der Adhäsionsmaschine auf der Zahnradstrecke nutzlos wurde und verloren ging. Es fehlte ferner an einer zweckmäßigen Konstruktion für das nothwendige Verbindungsglied zwischen Zahnradstrecke und Normalgeleise, an einer Einrichtung, welche den unmittelbaren Uebergang des Zuges vom letzteren in die erstere ohne anzuhalten gestattete. Endlich, und dies ist wohl das Wichtigste, schien es bisher unmöglich, das rollende Betriebsmaterial der Thalbahnen auch auf den Zahnstrecken zu verwenden, es wurde wohl oder übel also stets ein Umladen aller Transportgüter, die von der einen auf die andere übergeführt werden sollten, nöthig, und jedes Umladen erschwert und vertheuert den Transport ungemein.

Die erste Bahnlinie, auf welcher alle diese Bedenken ausgeglichen erscheinen, und die daher in Wahrheit als

epochemachend bezeichnet werden muß, ist die im letzten Jahre eröffnete, etwa 27 Kilometer lange Harzstrecke zwischen Blankenburg und Tanne. Auf ihr ist zum ersten Male eine völlige Kombination des Zahnradsystems und des Normalgeleises durchgeführt, auf ihr laufen die ersten Maschinen, welche unserer Ansicht nach wirklich rationell arbeiten, auf ihr können vor Allem trotz ihrer Zahnradstrecken alle Wagen der deutschen Vollbahnen anstandslos zur Beförderung zugelassen werden.

Der Gedanke, gerade für den bisher noch allzu „eisenbahnarmen" Harz eine Kombination von Adhäsions- und Zahnradbahn anzuwenden, war ein sehr glücklicher und wird reiche Früchte tragen. In unseren deutschen Mittelgebirgen gilt es nicht andauernd und ausschließlich starke Steigungen zu überwinden, dieselben wechseln vielmehr häufig mit fast ebenen Strecken oder doch mit solchen Steigungen ab, für welche das glatte Geleise und die Reibung des gewöhnlichen Rades völlig ausreicht. Da die Zahnstange aber pro Meter einige zwanzig Mark kostet, so liegt die große Ersparniß auf der Hand, die zu erzielen ist, wenn man Zahnstrecken und Normalgeleise abwechselnd verwendet, wie es hier geschehen ist. Die Bahn besitzt nämlich zehn einzelne Zahnstrecken, zwischen denen stets auf längere oder kürzere Entfernung das glatte Geleise eingeschaltet ist, sie schmiegt sich daher, man kann wohl sagen in idealer Weise, den wechselnden Terrainformen an. An den Uebergangsstellen ruht der letzte Theil des Zahngestänges auf starken Federn, die, sobald das Zahnrad auf sie wirkt, leicht nachgeben und dadurch den sofortigen Ein-

griff desselben ermöglichen. Die Maschine fährt, ohne vorher zu halten, ja ohne die Schnelligkeit der Fahrt wesentlich zu ermäßigen, direkt auf das etwas erhöht liegende Zahngestänge, und der Uebergang vollzieht sich, begünstigt durch die eigenartige Gestalt des letzteren, so leicht und so sicher, daß thatsächlich die Passagiere es kaum empfinden, wenn der Zug das glatte Geleise verläßt.

Die Zahnstange ist nämlich nicht die eintheilige, leiterartige Riggenbach'sche, sondern nach den Angaben des Ingenieurs Abt konstruirt. Sie besteht aus drei neben einander liegenden Zahnstangen, deren Zähne mit einander abwechselnd gelagert, gegenseitig „verschränkt" sind, es greift daher nicht ein Zahn des Rades, sondern es greifen stets mehrere Zähne zugleich in das Gestänge ein, das Abwickeln des Radreifens auf dem Geleise wird infolge dessen gleichmäßiger, es geht nicht stoßweise, sondern kontinuirlich vor sich. Zugleich ist die Sicherheit eine größere, man darf die Fahrgeschwindigkeit höher bemessen. Die Bahn Blankenburg-Tanne kann z. B. mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 20 Kilometer in der Stunde befahren werden.

Auch die ebenfalls von Abt konstruirte Maschine zeigt bedeutende Verbesserungen gegenüber den bisher üblichen Typen. Wir bemerkten bereits, daß sie rationeller arbeitet. Während die bisherigen Zahnradlokomotiven nämlich auf dem Gestänge nur den besonderen Zahnradmechanismus in Bewegung setzten, also von ihm die ganze Leistung beanspruchten, wird dieser hier wesentlich entlastet, indem gleichzeitig mit ihm auch der Adhäsionsbetrieb in Thätigkeit bleibt.

Bei nicht allzu steilen Steigungen ist diese Mithilfe eine äußerst bedeutende, sie steigt bis zur Hälfte der ganzen Zugkraft und sie erhöht damit die Sicherheit im gleichen Maßstabe, indem sie die Inanspruchnahme des Zahngestänges vermindert. Andererseits ist die Abt'sche Lokomotive nicht so leicht konstruirt, wie die früheren Zahnradmaschinen, die nur für den speziellen Betrieb berechnet waren und daher auf glattem Geleise nur eine recht geringe Zugkraft ausüben konnten. Die Lokomotive der Harzbahn leistet, auch in der äußeren Gestalt einer gewöhnlichen Tendermaschine durchaus ähnlich, auf den Normalstrecken ebenso viel wie eine solche; sie führt daher dieselbe Belastung ohne vorherige Theilung der Züge über Berg und Thal, ihre Bremsvorrichtungen sind endlich so stark, daß sie in Verbindung mit der eigenartigen Konstruktion des normalspurigen Geleises die Einrangirung des gewöhnlichen Betriebsmaterials aller deutschen Bahnen in die Züge gestattet, ohne die Sicherheit des Betriebes irgendwie zu gefährden.

Die Bedeutung der hier zum ersten Male und mit bestem Erfolg praktisch durchgeführten Konstruktionen, und die damit als brauchbar erwiesene Verbindung des Zahnrad- und Adhäsionssystems ist nicht gering anzuschlagen. Das wesentlichste Hinderniß, an dem der Bahnbau in unseren meist armen Berglanden bisher scheiterte: die hohen, kaum verzinslichen Baukosten — darf heute als überwunden angesehen werden. Wie schon jetzt auch die minder wohlhabenden Distrikte der Ebene mehr und mehr durch Sekundärbahnen die Wohlthat des Anschlusses an das Haupt-

netz erlangen, so wird sie in Zukunft auch den Gebirgsgegenden nicht vorenthalten werden. Der „Rückgriff“ auf das Zahnrad Blenkinsop's hat sich also äußerst fruchtbar erwiesen, und die modernen Zahnradbahnen werden ohne Zweifel bald überall da als Kulturträger eindringen, wo bisher der ungünstigen Bodenverhältnisse wegen ein Anschluß an den modernen Verkehr und damit an das Leben und Streben der Gegenwart nicht möglich war.

Markt- und Meßgauner.

Kriminalistische Skizze

von

A. Oskar Klaußmann.

Zu den ältesten Einrichtungen des Kulturlebens gehören die Märkte, welche für die Städtebildung von außerordentlicher Wichtigkeit waren, da ausnahmslos an den Stätten, wo schon im grauen Alterthum Verkäufer und Käufer zusammenkamen, sich Städte bildeten, die heute noch blühen und lebhaften Handel treiben. Es läßt sich aber nachweisen, daß zugleich mit den Märkten oder unmittelbar nach ihrer Einrichtung auch die Marktgauner auftauchten, und daß dieselben ebenso im grauesten Alterthum, wie

heute, die außerordentlich günstige Gelegenheit, die ihnen ein Markt zur Verübung von Gaunerstückchen gewährte, auf das Eingehendste benutzten.

Der Zusammenfluß einer Menge von Menschen, die als Käufer oder Verkäufer einen solchen Markt besuchen, die durch den Markttrubel sehr gehinderte oder vielmehr durch die Zersplitterung geschwächte Aufmerksamkeit der Polizei, das ganze Leben und Treiben des Marktes und das daraus entstehende Gedränge, die Schnelligkeit, mit welcher sich die Handelsgeschäfte vollziehen — das Alles sind geradezu Verlockungen für die Gauner, ihre Thätigkeit auszuüben.

Wir können uns hier nicht mit den historischen Marktgaunern beschäftigen, wollen aber als Merkwürdigkeit die Einrichtungen in einzelnen großen Städten anführen, in welchen im 16. Jahrhundert während der Marktzeit Industrieritter, sogenannte „Freikäufer" geduldet wurden, wenn sie sich nur bei der Stadtbehörde meldeten und eine Taxe erlegten. Allerdings durften sich diese privilegirten Gauner beim Stehlen nicht erwischen lassen, sonst wurden sie erbarmungslos, trotz der Taxe, bestraft. Um aber die Marktleute vor diesen Freikäufern zu warnen, ließ die Stadtbehörde jedesmal durch Trommelschlag verkünden, daß sich die Marktbesucher wohl hüten möchten, weil „geschwinde Leute" da seien, aus deren unfehlbarer Anwesenheit auf allen Märkten wohl auch der Spruch entstand, daß ein Jahrmarkt ohne Diebe etwas Undenkbares und Widernatürliches sei.

In der That finden auf einem Markte noch heutzutage

so verschiedene und viele Arten von Dieben ihre Rechnung, daß es sich wohl lohnt, dieselben näher zu betrachten.

Nicht in dem Marktorte selbst, sondern vielmehr auf der Landstraße vor und nach den Märkten treiben die „Goleschächter“ ihr Wesen. Es sind dies Diebe, welche in der Dunkelheit der Nacht auf die Marktfuhren hinaufspringen, um von ihnen während des Fahrens Waaren zu stehlen. Gole heißt Kutsche oder Wagen; Schächten aber ist das hebräische Wort für Schlachten, Schneiden. Es werden entweder Kisten, welche auf dem Wagen festgebunden waren, abgeschnitten und gestohlen, oder einer der Goleschächter steigt auf den Wagen und wirft während des Fahrens soviel als möglich Ballen oder Schachteln hinunter, welche von den ihm zu Fuß folgenden Genossen sofort bei Seite gebracht werden und dann womöglich auf dem Markte selbst zum Verkauf gelangen.

Das Hauptgeschäft auf dem Markte aber machen die „Schottenfeller“. Ihr Gewerbe besteht vornehmlich in der Entwendung von Schnittwaaren, und natürlich nehmen sie lieber Sammet, Seide und werthvolle Tuchstoffe, als leichte Waaren. Die „Schottenfellerei“ wird von Männern und Frauen ausgeübt (die letzten sind weitaus gefährlicher, als die ersten); ja, auch Kinder haben schon Bedeutendes im Schottenfellen geleistet. Es gehören zur Verübung dieser Diebstähle wenigstens zwei Personen; von diesen tritt die eine, der „Srikener“, an die Marktbude und läßt sich von dem Kaufmann Waaren zur Ansicht vorlegen. Er mäkelt und tadelt an den Waaren oder behauptet, er könne das Richtige nicht finden, und veranlaßt

den Verkäufer, immer wieder neue Stücke aus dem Hintergrunde der Bude vom Regal zu nehmen und ihm vorzulegen. Jedesmal aber, wenn der Verkäufer den Rücken dreht, bringt der Genosse des Srikener ein Stück Waare vom Budentisch herunter und unter seine Kleidung. Dieser zweite, in Wirklichkeit stehlende Genosse heißt der „Schautenpieker" und bei einer Verhaftung erkennt man sehr leicht, mit wem man es zu thun hat, daran, daß er eine „Fuhre" an sich hat. Diese „Fuhre" ist eine außerordentlich geräumige Tasche, in welche die gestohlene Waare mit großer Geschicklichkeit hinein praktizirt wird. Bei den Männern ist sie unter dem linken Rockflügel angebracht und oft wird einfach, um eine Tasche herzustellen, das Futter des Rockes vom Oberzeug getrennt. Die Frauen pflegen zwei Unterröcke an ihren unteren Rändern zusammenzunähen und vorn unter dem Kleide einen Schlitz anzubringen, durch welchen sie das gestohlene Gut in diese große, rund um den Körper herumgehende Tasche stecken. Hat der Schautenpieker eine genügende Anzahl von Stücken gestohlen, so gibt er dem Srikener einen „Zinken", d. h. ein Zeichen, worauf derselbe die Geschäftsverhandlungen abbricht und entweder ein geringes Stück kauft oder sich ein Stück zurücklegen läßt und erklärt, wiederkommen zu wollen. Beim Fortgehen von der Bude tritt der Srikener entweder auf die linke Seite des Schautenpiekers oder hinter denselben, um dem Bestohlenen nicht sehen zu lassen, daß der Rock oder die Kleider durch die gestohlenen Waaren aufgebauscht sind.

Fast ausnahmslos merkt der Bestohlene erst nach längerer

Zeit den Diebstahl, so daß eine Ergreifung der Diebe nicht mehr möglich ist. Viele Tausende von Thalern verlieren durch die Schottenfeller alljährlich die in Deutschland auf Messen und Märkten herumziehenden Händler. Die Schottenfeller treiben diesen Diebstahl ganz gewerbsmäßig; sie richten sich genau nach dem Marktkalender und ziehen von Markt zu Markt, oft 40 bis 100 Meilen weit von ihrem Wohnort entfernt, um ihr gemeingefährliches Gewerbe auszuüben.

Um die Verwendung des gestohlenen Gutes braucht sich der Schottenfeller keine Sorge zu machen, denn gleichzeitig mit ihm besucht den Markt der „Schärfenspieler", der gewerbsmäßige Hehler. Dieser erkennt im Markttrubel genau die Schottenfeller, und so bald er einen „mit geladener Fuhre" abgehen sieht, eilt er ihm nach und macht ihm Angebote, und meist wird schon im nächsten Hausflur das Geschäft perfekt. Der Hehler steckt die angekaufte gestohlene Waare in seinen Sack und schafft sie schnell fort.

Das nächste große Kontingent zu den Markt- und Meßgaunern stellen die „Torfdrucker", d. h. die Taschendiebe. Als vor wenigen Jahren in Rixdorf bei Berlin eine ganze Bande von Taschendieben dingfest gemacht wurde, stellte sich während der hochinteressanten Prozeßverhandlung heraus, daß die Bande ganz genau Buch über die verschiedenen Märkte im nordöstlichen Deutschland führte und Deputationen von geschickten Taschendieben mit ganz bestimmten Reiserichtungen hinausschickte. Auch zum Taschendiebstahl gehören zwei Personen: eine, welche sich an den zu Bestehlenden herandrängt und die Aufmerksamkeit desselben auf sich lenkt, und eine zweite Person, welche den

wirklichen Diebstahl verübt. Dieses Herandrängen an das Opfer, um die Aufmerksamkeit desselben abzulenken, nennt man in der Gaunersprache eine „Wand machen", und in der That bildet dieser Helfershelfer die Wand, hinter welcher sein Genosse sicher arbeitet. Dieses Herandrängen wird durch ein Anstoßen, durch ein Fallen auf das Opfer oder durch eine ähnliche Manipulation versucht. Der Gauner entschuldigt sich womöglich wegen des Versehens, und während der wenigen Sekunden, während welcher das Herandrängen an das Opfer stattfand, wurde dasselbe bereits bestohlen. Ja, es kommt vor, daß auch Derjenige, der die „Wand" macht, zugleich das Opfer bestiehlt, wenn dasselbe vielleicht sehr unaufmerksam oder harmlos ist. Es zieht ihm dann vielleicht auf der linken Seite der „Wandmacher" die Uhr aus der Tasche, während der Andere auf der rechten das Portemonnaie oder die Börse stiehlt. Natürlich arbeiten die Taschendiebe auch auf dem Markte am liebsten dort, wo das Publikum seine Aufmerksamkeit bereits allerlei Schaustellungen: wie Seiltänzern, Tanzbuden oder anderen Volksbelustigungen zuwendet.

Da die zu Markt gehenden Leute doch wegen der vorzunehmenden Einkäufe größere Geldsummen als sonst bei sich führen, ist die Ausbeute der Gauner stets eine sehr lohnende. Damit die Anwesenheit dieser Gauner auf dem Markte nicht auffällt, geben die „Schottenfeller" und „Torfdrucker" noch vor, selbst ein Geschäft zu betreiben und zwar meist den Haarhandel, der darin besteht, daß den Bäuerinnen die Kopfhaare abgekauft werden, um dieselben zu allerlei Haartouren, Chignons u. s. w. zu ver-

wenden, oder um kleinere Haararbeiten: Ketten, Ringe, Kreuze daraus zu verfertigen.

Daß auf jedem Jahrmarkte auch „Nepper", d. h. Leute anwesend sind, die mit schlechten und falschen Gold- oder Leinwandwaaren Handel treiben, ist wohl selbstverständlich.

Eine sehr interessante Art von Gaunern aber, die auf Messen und Märkten ihr Wesen treiben, sind die „Chilfer". Es sind dies Spezialisten, die beim Geldwechseln stehlen. Während der Meßzeit z. B. pflegt in allen Wechselstuben und bei allen Bankiers ein außerordentlich reges Leben und Treiben zu herrschen; es tritt dann ein solcher „Chilfer" an den Wechseltisch und legt irgend einen Schein darauf, den er in einer bestimmten Geldsorte, fast immer in Gold, umgewechselt haben will; sobald der Wechselnde aus dem Geldschrank den Drahtkorb mit verschiedenen Münzen heranbringt, hat der Chilfer gewonnenes Spiel. In ganz dreister Weise zeigt er mit dem Finger, ein Geldstück berührend, in den Drahtkorb hinein und sagt, daß er gerade das bezeichnete Stück haben wolle. Mit blitzartiger Geschwindigkeit ergreift er aber in dem Augenblick, wo er mit dem betreffenden Zeigefinger auf das Goldstück zeigt, gleichzeitig mit dem Daumen, Mittel- und Ringfinger eine ganze Anzahl, oft bis zu zehn anderen Goldstücken, und läßt dieselben dann unbemerkt in seine Tasche gleiten, indem er sein Taschentuch herauszieht oder indem er nach der Uhr sieht. Da der Gauner fast immer Goldstücke eingewechselt haben will, ist sein Verdienst mit einem einzigen Griff gemacht. Auch der Bestohlene merkt gewöhnlich erst Abends beim Kassemachen, daß ihm Gold-

stücke fehlen und ist absolut nicht in der Lage zu sagen, wer der Dieb war, da ja eine Menge verschiedener Personen tagsüber in einem solchen Geschäft verkehren. Auch auf Jahrmärkten wird das „Chilfen“ ausgeübt, indem z. B. einer der angeblichen Haarhändler zu seinem Budennachbar eilt und ihn bittet, ihm rasch einen Hundertmarkschein zu wechseln. Hier pflegt die Ausbeute nicht sehr groß zu sein, da es sich gewöhnlich um Silbergeld handelt, welches gestohlen wird; wenn aber der Chilfer tagsüber fleißig ist, und das Geschäft mehrfach in Scene setzt, hat er am Abend auch reichen Gewinn.

Die „Freischupper“ sind gewerbsmäßige Glücksspieler, welche die Jahrmärkte aufsuchen, um entweder animirte, halb betrunkene Käufer zum Kartenspiel zu veranlassen oder am Abend die Verkäufer, welche ein gutes Geschäft gemacht haben, in ihre Netze zu ziehen.

Auf Messen und sehr großen Märkten wird ein Schwindel in Scene gesetzt, der darin besteht, daß der betrogene Verkäufer „versetzt“ wird. Es steht z. B. auf der Messe ein Kaufmann, der einen großen Posten Woll- und Tuchwaaren zu verkaufen hat; es tritt zu ihm ein anständig gekleideter Mann, der sich für einen Großhändler ausgibt und ihm anbietet, ihm den ganzen Posten Waare abzunehmen. Der Verkäufer geht natürlich mit Freuden auf das Angebot ein, durch welches es ihm möglich wird, sein Geschäft womöglich schon am zweiten Meßtage abzuwickeln, und nun wird er beauftragt, seine Waare nach einem bestimmten Hofe per Wagen zu bringen. Hier befinden sich Helfershelfer der Gauner, welche den Wagen mit der Fracht

sofort in Empfang nehmen und weiter befördern, um ihn womöglich in der nächsten halben Stunde an einen Hehler zu verkaufen, während der gaunerische Käufer den Verkäufer aufhält und schließlich allein zurückläßt, d. h. „versetzt". Während z. B. der Wagen mit der Waare im Hofe steht, fordert der Käufer den Abgeber der Waare auf, mit ihm einen „Kauftrunk" zu thun, bevor Zahlung geleistet wird, und während der nichtsahnende Verkäufer sich mit dem Schwindler in ein Lokal begibt, bringen die Helfershelfer des Gauners die Waare fort. Ja, es ist auf der Leipziger Messe folgender originelle Betrug verübt worden: Ein Gauner kaufte von einem Konsortium von Landleuten einen ganzen Posten Wolle, ließ dieselbe nach dem Speicher schaffen, zahlte darauf den biederen Landleuten eine Kleinigkeit an, übergab ihnen den Schlüssel zum Speicher und forderte sie auf — der Sicherheit halber — die Thüre zu versiegeln, damit Niemand die Wolle, bevor der ganze Preis gezahlt sei, herausnehmen könne. Dies schien den Landleuten so sicher, daß sie auf das Geschäft eingingen, um am nächsten Morgen leider die Entdeckung zu machen, daß während der Nacht durch eine Hinterthüre der ganze Speicher ausgeräumt worden war und die Wolle sich wahrscheinlich längst in dritter oder vierter Hand befand.

Noch heute pflegt die Berliner Kriminalpolizei nach Leipzig, Frankfurt, Braunschweig u. s. w. zur Meßzeit Kriminalbeamte zu schicken, welche große Personalkenntniß der betreffenden Markt- und Meßgauner haben, damit dieselben nach Möglichkeit dem gemeingefährlichen Treiben

durch ihre Anwesenheit Einhalt thun. Auch die Ortspolizei der Meßstädte pflegt während der Meßzeit ihr Personal zu verstärken und ihre Aufmerksamkeit zu verdoppeln.

Auch „Kittenschieber" benutzen den Trubel und außerordentlichen Verkehr, welcher während der Meß- und Jahrmarktszeit in Hotels und Privathäusern herrscht, zur Verübung noch dreisterer Diebstähle, als sie sonst ausüben. Der Kittenschieber — zu deutsch: Hausdieb, von dem uralten Gaunerwort „Kitt", das Haus — dringt in Hotels und Privatwohnungen am frühen Morgen mit großer Dreistigkeit ein, selbst in Räumlichkeiten, in denen noch Bewohner schlafen, um hier Gelegenheitsdiebstähle zu verüben. Der Kittenschieber oder die Kittenschieberin — denn auch Frauen treiben mit großer Geschicklichkeit dieses Gewerbe — klopft erst an die Thür und wenn Niemand „Herein" ruft, tritt der Gauner in dreister Weise in's Zimmer und sieht sich um, ob nicht irgend etwas vorhanden ist, was des Mitnehmens werth wäre. Findet er im ersten Zimmer nichts, so wendet er sich nach dem zweiten, selbst wenn dort Jemand schlafend im Bette liegen sollte. Er wendet aber die Vorsicht an, das Gesicht beständig nach dem Schlafenden zu richten, stets zu lächeln und sich beständig zu verbeugen. Für den Fall nämlich, daß der Schlafende erwacht, hat der Kittenschieber die Ausrede bereit, daß er sich in dem Zimmer geirrt habe oder daß er ein Barbier sei, der seine Dienste anbieten wolle, oder daß er irgend eine Bestellung auszurichten habe, mit welcher er an die falsche Adresse gelangt zu sein scheint.

In Hotels haben auch schon derartige Gauner die Frechheit gehabt, sich dem erwachenden Gaste gegenüber für den Hausknecht auszugeben, der die Kleider zum Reinigen holt. Die Kittenschieberin gibt sich entweder für das Stubenmädchen oder für die Wäscherin aus und behauptet, sich im Zimmer geirrt zu haben.

Daß außer diesen angeführten Gaunerarten noch manche andere ihre Rechnung auf Jahrmärkten oder Messen finden, ist wohl selbstverständlich. Die hier erwähnten aber pflegen regelmäßig die Jahrmärkte zu besuchen und man wird sich nicht täuschen, wenn man annimmt, daß in Deutschland der Schaden, den sie anrichten, sich jährlich auf viele Millionen beläuft. Daß ihnen das Handwerk nie vollständig wird gelegt werden können, ist selbstverständlich, und das einzige Schutzmittel gegen sie besteht darin, daß nicht nur die Polizei während der Markt- und Meßzeit ihre Aufmerksamkeit verdoppelt und verdreifacht, sondern daß auch die Geschäftsleute selbst nicht zu harmlos und vertrauensselig sind und auch ihrerseits im Trubel des Geschäfts aufmerksam und vorsichtig bleiben.

Die Salomons-Inseln.

Skizzen von unserer jüngsten Kolonialerwerbung.

Von

Karl Hager.

(Nachdruck verboten.)

„Eine weite Meeresbucht dehnt sich vor unseren Blicken aus; es ist die ‚Bai der tausend Schiffe‘. Schon läßt mich das Fernglas kleine weiße Hütten unterscheiden, die stufenweise auf dem Abhang der Berge bis zu ihrem Gipfel liegen. In Kurzem sehen wir eine Schaar kleiner Kanoes von der Küste abstoßen und auf uns zukommen. Einige Augenblicke nachher entwickelt sich ein lebhafter Tauschhandel; mit Vertrauen und Heiterkeit überlassen uns unsere neuen Bekanntschaften für einige Glaswaaren eine Menge Kokosnüsse, Taro, Armbänder, Keulen, und erst spät Abends segeln sie von dannen."

Es sind die Salomons-Inseln und ihre Bewohner, deren Bekanntschaft uns ein Reisender mit diesen einleitenden Worten vermittelt, jene Gruppe des stillen Oceans, deren nördlicher Theil (die Inseln Bougainville, Choiseul und Isabel nebst mehreren kleineren) vor kurzer Zeit durch Aufhissung der deutschen Flagge in den Kolonialbesitz des deutschen Reiches eingefügt wurde. Man berechnet die Gesammtfläche dieser Inselgruppe auf 797 Qua-

dratmeilen, was also dem Areal von Württemberg, Baden und Hessen ungefähr gleichkäme, ihre Bevölkerung aber nur auf 190,000 Seelen. Zum deutschen Gebiet gehört der überwiegend größere Theil; die übrigen Inseln entfallen auf den englischen Machtkreis. Alle sind lang, schmal und bergig. Den Balbiberg auf Bougainville schätzt man auf über 3000 Meter. An Wasser ist kein Mangel. Einige Flüsse sollen Gold mit sich führen. Stammt doch der Name der Gruppe von der Ansicht ihres Entdeckers Mendana, der hier das Ophir der Bibel gefunden zu haben glaubte, aus dem König Salomo das Gold für seine Tempelbauten holen ließ. Eine reiche Vegetation deckt auch diese Eilande der Südsee. Den Strand säumen Kokos-, Schirm-, Kohl-, Areka- und andere Palmen, während nach dem Innern hin Gewürznelkenbäume, Ebenholzbäume und andere, die wohlriechendes Harz und Gummi liefern, gefunden werden. Pisangs, Mandeln, Yams und eine Zimmetart kommen häufig vor.

Wie die Pflanzenwelt, so gleicht auch die Thierwelt im Allgemeinen derjenigen Neu-Guinea's und des benachbarten Bismarck-Archipels. So findet sich noch das Krokodil, das auf den östlicheren Inseln des Oceans nicht mehr vorkommt. Ziegen, Schweine, kleine Hunde und Vampyre, Papageien, Loris, Kakadus, Waldtauben, Amseln, Enten, wilde Hühner und Strandläufer bilden die Hauptvertreter der Thierwelt. Wohl wird die tropische Hitze durch regelmäßige See- und Landwinde gemäßigt; aber wegen der großen Feuchtigkeit des Urwaldes ist das Klima keineswegs gesund.

Die Bewohner, deren nächste Verwandte ebenfalls in Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel zu suchen sind, erscheinen nicht allen Reisenden so freundlich wie jenem im Eingange erwähnten Reisenden. Im Gegentheil zeigten sie sich den meisten heimtückisch und wild, und die Berührung zwischen Salomoniern und Weißen ist selten unblutig vorübergegangen. Sie sind eingefleischte Menschenfresser. Als Mendana 1567 auf Isabel landete, boten ihm die Eingeborenen Menschenfleisch an, und der Engländer Simpson, der 1872 dieselbe Insel besuchte, sah am Hause eines Häuptlings 25 Köpfe angenagelt, Ueberreste von Feinden, die man kurz zuvor überfallen und aufgefressen hatte. Erzählungen, nach denen sie den Fremden hinterlistig Gastfreundschaft und Sicherheit vortäuschten, um sie dann zu überfallen, sind nicht selten, wenn sie auch nicht immer durchaus auf Wahrheit beruhen mögen. Häufig ist ja die Brutalität der Fremden selbst der Grund des schlechten Rufes gewesen, der sich an die Insulaner heftete. Wenn ein roher englischer oder holländischer Seemann mit Ohrfeigen und Pistolenschüssen seine Bekanntschaft einleitet, wird wohl das Benehmen der Wilden ein anderes sein, als gegenüber einem lustigen Franzosen, der die Frauen beschenkt, die Männer bemalt oder ihnen Musik vormacht. Ein Engländer z. B. weiß nicht genug des Ungünstigen über die Bewohner von Isabel zu erzählen. Daß er einen Wilden, der seine wahrscheinlich unverstandenen Befehle nicht sofort ausführte, kurzerhand niedergeschossen hatte, und daß dies der Grund der Unfreundlichkeit seitens der Insulaner gewesen, vergißt er zu berichten. Man liest überhaupt im Allgemeinen von

Deutschen und Franzosen mehr Freundliches, von Briten mehr Böses über die Wilden.

Die Statur der Salomonier ist eher klein als groß zu nennen; die Hautfarbe ist dunkler als die der meisten Südseebewohner, das Haar dicht und kraus. Daß sie kein hübscher Menschenschlag sind, geht schon aus der Verwandtschaft mit den Papuas hervor. Ueberdies gestalten sie ihr Aeußeres noch häßlicher durch ihre „Schönheitsmittel". Mit Betelnuß schwärzen sie ihre Zähne; ihrem Gesicht geben sie durch Bemalen mit weißen Streifen ein gespensterhaftes Aussehen. Das Haar wird nicht wie bei den Papuas hoch aufgethürmt, sondern geschoren, herabhängend oder in einem Schopf, häufig auch in Zöpfen getragen, die gelb oder roth gefärbt werden. Gern wird das Haar mit Federn und Blumen geschmückt. Auch hier besteht die häßliche Sitte, die Ohrlappen zu durchbohren, die Oeffnung auszuweiten und darin große Stücke Holz u. dergl. zu tragen. Aus einer großen Seemuschel fertigen sie ihren Hauptschmuck, ein großes Armband, auf das der höchste Werth gelegt wird und um dessentwillen häufig Mord und Todtschlag, ja Fehde und Krieg entsteht. Narbenbildung und Tättowirung herrscht nur auf Isabel und den südlichen Inseln, aber überall pflegt man den Körper mit Farben zu bemalen und die Haut über und über mit Kokosöl einzuschmieren.

Von Kleidung ist kaum zu reden. Allerhöchstens bequemt sich das weibliche Geschlecht zu einem Miniaturschürzchen aus Blättern oder Zeug. Dagegen wird den Wohnungen große Aufmerksamkeit zugewendet. Sie sind

in der Regel viereckig angelegt, mit einem hohen Dach aus Palmblättern oder Gras überdeckt, das über die Wände weit hervorspringt; letztere werden aus Rohr hergestellt. Wie in manchen Gegenden Neu-Guinea's, und in Mikronesien errichtet man auch große Gemeinde- und Versammlungshäuser, die mit besonderem Schmuck bedacht werden. Malerei und Schnitzwerk zieren die Wände, und die Schädel der erschlagenen Feinde finden hier eine Stätte. Die Hütten stehen auf den Salomons-Inseln in regelmäßigen Dörfern zusammen, die mitunter 1500 bis 2000 Bewohner zählen.

An Kunstfertigkeit haben die Salomonier vieles vor ihren papuanischen Verwandten voraus. Ihre Fahrzeuge werden höchstens von den mikronesischen übertroffen. Mit vorzüglicher Geschicklichkeit wissen sie den Baumstamm auszuhöhlen, die Enden zu erhöhen, die Bretter durch Lianen zu verbinden und durch Harz zu kalfatern, sowie mit Schnitzereien und anderem Schmuck die Vorder- und Hinterseite zu bedecken. Selbst die Ruder werden mit Federn und Muscheln geschmückt. Ein solches Fahrzeug ist ungemein leicht und schnellfahrend. Trotzdem man selten Segel und nie die sogenannten Auslieger anwendet, werden größere Seereisen mit diesen gebrechlichen Schiffen ausgeführt. Auch in Anfertigung kleiner Geräthe, wie Kästchen, Kalebassen u. s. w. zeigt sich rühmenswerthe Geschicklichkeit.

Natürlich tritt dieser Kunstsinn und Geschmack auch bei der Herstellung der Waffen zu Tage. Die Keulen zeigen mannigfaltige Schnitzmuster, die Schilde aus Bam-

busrohr werden mit Perlmutter und Schildpatt ausgelegt. Bogen und Pfeil bilden die Hauptwaffe. Wie einige Reisende erzählen, werden die Pfeile durch Leichengift und giftige Pflanzensäfte zum sicheren Tödtungsmittel gemacht; auch soll die lose am Schaft befestigte Spitze nur schwer aus der Wunde entfernt werden können. Wäre daher ein Krieger getroffen, so stürze er sich in der Voraussicht eines sicheren Todes mitten unter die Feinde, um deren noch so viel als möglich zu erlegen. Bedenkt man jedoch, daß Salomonier ihre getödteten Feinde verzehren, so scheint die Verwendung vergifteter Waffen sehr zweifelhaft.

Was die friedlichen Beschäftigungen unserer Insulaner betrifft, so gelten sie vor Allem als vorzügliche Ackerbauer. Sie haben Felder für Yams und andere Wurzelfrüchte und bauen Kokos- und Arekapalmen, sowie Bananen in regelrechter Kultur.

Wenn ihnen von der einen Seite gute geistige Anlagen, z. B. die Fähigkeit, sich leicht Wörter und kürzere Wendungen aus einer europäischen Sprache anzueignen, nachgerühmt werden, so macht die Art, wie sie ihren Fischfang betreiben, den uns ein anderer Reisender beschreibt, ihrem Erfindungsgeist keine große Ehre. Aber sie ist originell genug, um sie mitzutheilen. Ein aus Kokosbast geflochtenes Netz mit Maschen, durch welche man wohl einen Arm stecken kann, und welches ungefähr 9 bis 10 Ellen Länge und die gleiche Breite hat, wird in das Meer niedergelassen, bis es den Grund erreicht. Die Eingeborenen gehen mit ihren Kähnen so weit in's Meer hinaus, bis das Netz etwa in 10 Fuß Tiefe auf dem Boden liegt. Nunmehr werden drei Stangen

durch dasselbe gesteckt, in dem Meeresgrund befestigt und oben, etwa 2 bis 3 Fuß über der Wasserfläche, durch Querhölzer verbunden. Auf den Stangen sitzt ein Mann, der vier Leinen, die von den Ecken des Netzes ausgehen, in der Hand hält. Geduldig wartet er, bis er einen Fisch, der so groß ist, daß er durch die Maschen nicht entwischen kann, über dem Netze wahrnimmt; dann zieht er dessen vier Ecken so rasch als möglich zusammen und zu sich empor. Sobald der Fisch dies merkt, sucht er zu entwischen, und die Geschicklichkeit des Fischers muß sich nun darin zeigen, diese Absicht immerfort zu vereiteln, indem er gerade da, wo der Fisch das Netz verlassen will, dasselbe höher hinaufzieht, die Bewegungen beobachtet, ihnen folgt und auf diese Weise mitunter wirklich dazu gelangt, Herr der ersehnten Beute zu werden. Meist jedoch gelingt es dem Fisch, zu entweichen, bevor die Wände des Netzes über Wasser sind und ihm den Ausweg versperren.

Der Ertrag des Fischfangs, der Ernte, der Handarbeit und Beute muß den Häuptlingen, deren Gewalt scheinbar eine unumschränkte ist, verzehntet werden. Wer heimlicher Weise etwas in seine Hütte brächte, würde mit schwerer Strafe belegt werden. Das Ansehen der Häutlinge ist so groß, daß es, wie ein Reisender berichtet, dem gemeinen Mann sogar verboten ist, in den Schatten eines Häuptlings zu treten. Unvorsichtige trifft in diesem Falle die Todesstrafe; doch können sich Bemittelte durch Verzicht auf ihr ganzes Besitzthum loskaufen. Selbst auf den kleinen Inseln zerfällt die Bewohnerschaft in Stämme, deren jeder seinen eigenen Häuptling hat. Im Uebrigen

wissen wir wenig über ihre politischen Zustände. Sklaven werden allgemein gehalten; man kann sie nach Belieben kaufen und verkaufen; trotzdem ist im Allgemeinen ihre Lage weniger hart, als die der Frauen, welche für den Salomonier lediglich zum Zwecke der Arbeit vorhanden sind. In der Regel hält sich der Mann zwei Weiber, während die Häuptlinge sich einen größeren Harem gestatten. Die Hauptnahrung wird begreiflicherweise von den Erzeugnissen des Landbaues geliefert; außerdem werden Schweine und Hühner, Muscheln, Schildkröten und Fische verzehrt.

Ueber die religiösen Anschauungen dieses Volkes ist nur Spärliches bekannt, und es ist noch nicht gelungen, Zusammenhang in die mancherlei Angaben hierüber zu bringen. Jedenfalls hat man es in der Hauptsache auch auf diesen Inseln mit der weitverbreiteten Ahnenverehrung zu thun. Sie schaffen sich ihre Götter aus den Seelen ihrer Vorfahren, welche nach dem Volksglauben in den geschnitzten Bildern wohnen und den Lebenden gute oder böse Mittheilungen machen. Die Seele des Abgeschiedenen folgt nach dem Glauben einer anderen Insel der Sonne und steigt mit ihr in das Meer hinab. Auf anderen Inseln wieder findet man Idole, die zur Hälfte einen Menschen, zur anderen einen Hai darstellen. Dort genießt dieser Fisch göttliche Verehrung, und jene Bilder sollen böse Einflüsse fernhalten. Welche Anschauung bei der Bevölkerung der Insel Nuge dem Brauch zu Grunde liegt, die eigenen Kinder zu tödten und dafür Kinder von San Christobal zu holen, läßt sich nicht enträthseln; diese Mittheilung ist übrigens wenig verbürgt.

Von anderen merkwürdigen Erzählungen einzelner Reisenden, die ebenfalls der Bestätigung bedürfen, seien noch folgende mitgetheilt. Im Inneren von Isabel soll auf den Bäumen eine helle Rasse hausen, die durch den Einfall der Schwarzen von der Küste fortgetrieben worden ist. Auch auf Lord Howe soll es einen hellfarbigen Stamm geben, der u. A. die Eigenthümlichkeit besitzt, nur verfaultes Fleisch zu verzehren. Daß im Kriege Bäume als Zufluchtsort dienen, ist gewiß glaubwürdig, daß aber die Salomonier im Innern ihrer Inseln für diesen Zweck Hügelfestungen anlegen, dürfte sehr zweifelhaft erscheinen. Die Leichname der Verstorbenen werden so lange auf Gerüsten ausgelegt, bis nur die Knochen übrig bleiben, worauf man dieselben in einer gemeinsamen Grabstätte der Erde übergibt.

Betrachten wir nun mit einigen Worten die Sitte der Menschenfresserei bei den Salomoniern. „Mein Wirth, ein vornehmer Häuptling," so ungefähr erzählt ein holländischer Reisender, „schien mir die abscheuliche Sitte abgelegt zu haben. Um mich dessen zu vergewissern, fragte ich ihn darnach. Da verdrehte er die Augen zum Himmel und schmatzte mit der Zunge, als ob er es noch schmecke, das köstliche Gericht, an welches ich ihn erinnerte, und er erklärte, es gebe nichts Köstlicheres auf der Welt, als das Fleisch eines erschlagenen Feindes, und wenn sie einen solchen vor sich hätten, so tanzten die Krieger vor Freude und Entzücken die ganze Nacht hindurch, und am Morgen werde dann das Festessen abgehalten. Der Todte werde aufrecht an einen Baum gestellt und ihm mit einem

Keulenschlag der Schädel gespalten. Dann treten die Häuptlinge vor, um Bananenschnitte in das Gehirn zu tauchen und es so unter Gesängen zu verspeisen. Es ist das Schmackhafteste am Menschen und ein Privilegium der Häuptlinge, es zu genießen. Sodann verzehrt der vornehmste der anwesenden Häuptlinge die Lendentheile, die ihm ebenfalls unter Gesängen überreicht werden. Nunmehr schneidet ein jeder der Krieger sich aus dem Fleische das heraus, was er für das Beste hält; denn dieser liebt vom Arme, jener von der Brust, ein anderer wieder von den Beinen zu essen. Was übrig bleibt, wird dem Volke überlassen, das schließlich jeden Knochen benagt und sogar die Eingeweide sich nicht entgehen läßt."

Immer aber erstreckt sich der Kannibalismus nur auf die Feinde des Stammes, und hängt offenbar mit gewissen abergläubischen Meinungen zusammen. Es fällt Keinem ein, einen Mann des eigenen Stammes zu schlachten, um ihn zu verspeisen, die eigenen Todten werden sogar, wie wir wissen, mit den größten Ehren behandelt. Was sie zum Verzehren des Feindes treibt, ist Rache. Die Rache ist nach ihrer Auffassung mit der Tödtung noch nicht vollständig; erst muß der getödtete Feind noch aufgegessen werden, soll dieselbe ganz vollzogen sein. Das ist Kriegsrecht und Kriegspflicht und scheint ihnen so selbstverständlich, daß sie gar nicht glauben, daß Andere anders handeln. Einem Reisenden, der mehrere Salomonier einlud, mit ihm fortzuziehen, erwiederten sie, sie wünschten durchaus nicht, von den Weißen aufgefressen zu werden. Und doch fehlt es auch unter diesem entarteten Volke nicht

an edlen Regungen und Charakterzügen, denen wir unsere Hochachtung nicht versagen können. Ein Kapitän bemerkte unter den Hühnern eines salomonischen Häuptlings eines von ungewöhnlicher Federpracht und wünschte es zu besitzen. Der Häuptling rief eine seiner Frauen, der das Thier gehörte, um sie zu befragen, ob sie es dem Fremden überlassen wolle. „Ich zeigte," erzählt Jener, „auf das Huhn, das unter seinen halberwachsenen Jungen umherging und für sie Futter suchte. Ich bot einen kleinen Spiegel, doch sagte die Frau, sie wolle das Huhn nicht verkaufen. Ich bot eine Scheere dazu, ich bot noch eine Schnur rother und grüner Glaskorallen, doch umsonst. Ich legte noch ein gelb und roth gestreiftes Tuch dazu und bot schließlich noch einen Schluck aus meiner Feldflasche. Die Frau kämpfte einen schweren Kampf, blickte bald auf das Huhn, bald auf die Geschenke und schien den Werth des Huhnes gegen den gebotenen Preis abzuwägen; doch endlich schüttelte sie mit dem Kopfe und sagte: ‚Das Thier hat Kinder, sie würden sterben.' Ich konnte mich einer wahrhaft innigen Rührung nicht erwehren und fragte mich, welche von unseren gebildeten Europäerinnen würde wohl an die jungen Hühnchen denken, wenn man ihr solche Schätze böte? Denn man bedenke, daß meine beiden Tücher hier dem kostbarsten indischen Shawl, und meine Glaskorallen dem prachtvollsten Perlenhalsbande gleichkamen. Solche Schätze sind hier ein königlicher Schmuck."

Einen großen Theil der Zeit füllen bei den Naturvölkern bekanntlich Tanz und Singsang aus. So auch hier. Um die Salomonier von dieser Seite kennen zu lernen, soll uns

der französische Reisende Dumont d'Urville Führer und Gewährsmann sein, der einige Zeit friedlich mit seinen Leuten unter ihnen zugebracht. Man stelle sich etwa zwanzig Wilde vor, sowohl Männer als Frauen, die sich Alle bei der Hand fassen und ihre Schultern aneinander lehnen, dann einen langsamen Gesang anstimmen, indem sie Alle die Kniee beugen. Die Männer sind bis auf eine Leibschnur vollständig nackt, ebenso die Weiber, nur haben sie sich zu dieser Festlichkeit mit einer Menge trockener Blätter ungeheure „Tournüren" gemacht. Der Gesang bewegt sich einförmig im Zweivierteltakt. Alle schreien mit voller Kraftanstrengung ihrer Kehlen, indem sie in der Terz und Quinte harmoniren. Die Tänzer bilden einen Halbkreis, als ein Bewaffneter auf sie zustürzt. Er schwingt die Lanze, bedeckt sich mit seinem Schild und scheint von Wuth erfüllt. Seine heftigen Bewegungen richten sich nach dem Takte des Gesanges, und es hat den Anschein, als ob er an sich halten müßte, um seine Lanze nicht gegen die ihm entgegenstehende Mauer von Tänzern zu schleudern. Nach und nach scheint sich sein Zorn indeß zu besänftigen. Endlich gesellt er sich zu den Tänzern und thut wie sie. Diese rekrutiren sich immer mehr aus beiden Geschlechtern und bilden endlich einen vollständigen Kreis, der seine Knie-Uebungen fortsetzt, bis die Kette der Tänzer sich schließlich auflöst. Die Männer treten auf die eine, die Frauen auf die andere Seite. Der Häuptling aber bindet sich eine Kokosnuß auf die Schulter, und indem er kreuz und quer zwischen den beiden Haufen herumspaziert, macht er lange Redensarten. Seine Worte sind

durchaus eintönig und seine einzigen Geberden bestehen darin, daß er zuweilen den Mond ansieht, dessen Scheibe ein blasses Licht auf all' diese schwarzbraunen Gestalten wirft.

Kaum hat der Häuptling seine Rede beendet, so stürzen sich 25 bis 30 mit Lanzen und Schilden bewehrte Krieger auf den Schauplatz. Bei diesem Anblick greifen die erschreckten Fremden unwillkürlich nach den Waffen. Doch der Häuptling, um ihnen zu bedeuten, daß dies nur ein Schauspiel sei, stellt sich allein und ohne Waffen in ihre Mitte und nimmt ihnen so die Furcht. Ohne weitere kriegerische Demonstrationen stellen sich nun die bewaffneten Männer an entgegengesetzten Punkten in zwei Haufen auf, und als sich von diesen Endpunkten des Durchmessers aus von Neuem der Kreis mit Tänzern und Tänzerinnen gefüllt hat, wiederholt sich die Ceremonie.

Eine andere Belustigung bildet der Tanz der Musikanten. Die Bande besteht aus etwa zwanzig Mann. Ein Dutzend derselben hat Schalmeien mit zwei oder drei Pfeifen, welche zwei oder drei Töne gleichzeitig mit Terz- oder Quintakkorden von sich geben. Die Anderen haben dicke und lange Bambusrohre, längs deren ein engeres Rohr im Oktavakkord mit ersterem verbunden ist. Diese Bambus von verschiedener Weite und Größe haben nur ein Loch und geben nur einen Ton; aber alle Instrumente stimmen unter sich im Terz-, im Quint- oder im Oktavakkord; sie sollen den Baß abgeben, während die Schalmeien die Melodie ausführen. Alle Musikanten, die zugleich auch Tänzer sind, erscheinen vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet.

In der einen Hand halten sie die Lanze, in der anderen den Schild und ihr Instrument. Eine an der Leibschnur hängende Keule vollendet diese musikalisch-kriegerische Ausrüstung.

Auf ein Zeichen des Häuptlings stellen sich alle in einen weitläufigen Kreis, dann stimmen sie eine ziemlich rasche und seltsame Weise im Dreivierteltakt an, wobei eine bewundernswürdige Harmonie herrscht. Dazu halten sie die Lanze erst wagrecht, dann sperren sie die Beine weit auseinander und biegen die Kniee, als wenn sie erstere werfen wollten. Dann drehen sie sich in zwei Tempos auf den Absätzen herum. Demnächst erheben sie sich und machen zwei Schritte zur Linken, um dieselben Bewegungen wieder zu beginnen. Auf diese Weise nimmt jeder Tänzer nach und nach die verschiedenen Plätze des Kreises ein, und der Tanz endigt erst, wenn jeder von ihnen an seinen ersten Ausgangspunkt zurückgekommen ist. Gemeinsame Mahlzeiten beschließen gewöhnlich solche Festlichkeiten.

Es sind nicht viele der mit den Salomoniern bekannt gewordenen Reisenden, welche von ihrem Charakter Rühmenswerthes zu berichten haben. D'Urville, Dumoulin und einige Andere widersprechen ihnen jedoch vielfach in diesem Punkt. „Ich möchte behaupten," sagt einer derselben, „daß diese bösartigen Eingeborenen das Gefühl der Dankbarkeit besser kennen, als mancher meiner Reisegefährten. Nie habe ich einem von ihnen etwas geschenkt, ohne sofort und unaufgefordert ein Gegengeschenk zu erhalten. Die Leute kamen mir ferner außerordentlich dienstfertig vor, und es schien mir, als legten sie auf irgend welche Dienstleistung

gar keinen Werth. Für Stunden lange Begleitung u. dergl. erheben sie nie Anspruch auf Belohnung. Es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, mich und meine Begleiter zu ermorden. In ihren Wäldern hätten unsere Matrosen sie nicht verfolgen können. Aber sie machten nie Miene dazu; sie stahlen uns selbst nicht den geringsten Gegenstand, was nach ihren Anschauungen vielleicht nicht einmal unehrenhaft gewesen wäre."

Allein der Ruf des Argwohns, der Treulosigkeit, Hinterlist und Grausamkeit begleitete trotzdem namentlich infolge der Erzählungen älterer Besucher die Eingeborenen der Salomons-Gruppe und erst spät verstanden sich daher die handeltreibenden Schiffer dazu, mit ihnen in regelmäßige Beziehungen zu treten. Die Mission zog einige Inseln, darunter auch Isabel, in ihren Bereich und erhält dort Stationen. Auf einigen Inseln sind auch Filialen der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft angelegt. Die Neu-Guinea-Compagnie, in deren Machtbezirk die deutschen Salomons-Inseln nunmehr gehören, wird wahrscheinlich und hoffentlich mit gutem Erfolg darnach trachten, Salomonier als Arbeiter für ihre Plantagen im Bismarck-Archipel zu gewinnen, so daß dann unsere jüngste Kolonialerwerbung als eine Besitzung von bedeutendem Werthe für uns sich erweisen dürfte.

Mannigfaltiges.

Eine drollige Verwechselung. — Das innige Verhältniß, das die jugendliche, von Lebensdrang sprühende Bettina Brentano mit der Mutter Goethe's, der alten Frau Rath, vereinte, ist allbekannt. Das junge Mädchen war im Goethe'schen Hause wie im eigenen Heim, und häufig geschah es, daß Bettina ohne weitere Förmlichkeit bedeutende Fremde, mit denen sie bekannt geworden war, bei der Freundin einführte. — Seit kurzer Zeit weilte der berühmte Dr. Gall, der Begründer der Schädellehre, in Frankfurt, und überall sprach man von dem Scharfblick des Phrenologen, der aus der Untersuchung des Hauptes Schlüsse auf Beschaffenheit des Charakters zog. Die Frau Rath fühlte dringendes Verlangen, auch über ihr würdiges Haupt das Urtheil des „Schädeldoktors" zu hören, und da sie leichten Unwohlseins halber das Haus nicht verlassen konnte, ersuchte sie Bettina, denselben am nächsten Tage mitzubringen. — Zur bestimmten Zeit stellte sich die junge Freundin im Goethehause ein; in ihrer Begleitung befand sich ein klein und zierlich gebauter Herr von feinem Aussehen und gewählter Toilette, den Bettina ohne Weiteres in das Empfangszimmer führte, wo die Frau Rath bereits, der Gäste harrend, auf ihrem Sopha in würdevoller Haltung saß.

„Erlauben Sie mir, theuerste Freundin," nahm Bettina das Wort, „Ihnen einen leuchtenden Stern unserer Zeit zu präsentiren, dem ich eben begegnete —"

„Und der das Glück preist, das ihm erlaubt, der edlen Mutter unseres unsterblichen Meisters seine Huldigung darbringen zu dürfen," ergänzte der Besucher.

„Ich danke Ihnen bestens, Herr Doktor, für das Doppelkompliment," sagte die Frau Rath mit freundlichem Kopfnicken; „schon darum, weil übergroße Höflichkeit sonst nicht Ihre Mode sein soll, wie ich erfahren habe."

Der zart gebaute Mann trat befremdet einen Schritt zurück. „Ich wüßte doch nicht —"

„Lassen Sie nur gut sein," beschwichtigte die Frau Rath; „Sie wissen, die Menschen schwatzen gern widerwärtig und verkehrt. So glaubte ich Sie im Aussehen wie einen ungeschlachten Bären, und finde ein zierliches Männchen, das mir gar wohl gefällt. Nun aber wollen wir rasch, ehe weiterer Besuch kommt, an die Arbeit gehen; nicht wahr?"

Mit diesen Worten nahm die Dame des Hauses die Morgenhaube vom Kopfe und streckte denselben weit vor, dem Besucher entgegen, der sich sehr befremdet nach Bettina umsah. Aber diese hatte sich in einen Winkel geflüchtet und biß vor unterdrücktem Lachen krampfhaft auf ihr Taschentuch.

„Nun?" das Haupt der Frau Rath hob sich fragend ein wenig empor. „Geht's bald los?"

„Hochverehrteste," nahm das feine Männchen beinahe schüchtern das Wort, „darf ich mir die Frage erlauben, was Sie durch diese Bewegung des Hauptes von mir wünschen?"

„Was ich wünsche? Ei, Du lieber Gott, meinen Schädel sollen Sie gefälligst untersuchen!"

„Ich?" Der Herr prallte förmlich zurück bei dieser Zumuthung. „Aber verehrteste Frau Rath, für wen halten Sie mich denn eigentlich?"

Jetzt konnte es Bettina in ihrem Winkel nicht mehr aushalten, sie wollte sich vor Lachen ausschütten. „Doktor Gall ist

abgereist," rief sie, mit Mühe Worte findend; „diesen Herrn da aber traf ich frisch von der Reise gekommen, er bringt Grüße unseres Wolfgang's aus Weimar mit, denn — Ludwig Tieck ist's ja, unser lieber, herrlicher Dichter, den Sie für den Doktor Gall gehalten!"

„Der Tieck?" Die Frau Rath stimmte in Bettina's Heiterkeit lebhaft ein, dann aber rief sie, dem Gaste beide Hände entgegenstreckend: „Willkommen, willkommen! Der Wolfgang hat Sie schon angekündigt! Und wenn Sie ihm vom Empfang bei seiner Mutter schreiben, hören Sie, so brauchen Sie ihm nicht mitzutheilen, daß ich Ihnen zum ersten Willkommensgruß statt der Hand meinen Schädel präsentirt habe!" —

Der sinnige Tieck erfüllte den Wunsch der Frau Rath, aber die Lebhaftigkeit der Mutter des Dichterfürsten konnte unmöglich ein so drolliges Abenteuer als Geheimniß bewahren, das daher auch der Nachwelt nicht vorenthalten blieb. H. Hirschfeld.

Italienische Briganten in alter Zeit. — Ein in größerem Maßstabe organisirtes weit verzweigtes Räuberwesen, wie es noch um die Mitte unseres Jahrhunderts besonders in dem Königreich Neapel in Blüthe stand, ist keineswegs eine Erscheinung, welche nur der Geschichte der neueren Zeit angehört. Vielmehr kannte schon das Alterthum derartige Organisationen, wovon uns einer der bedeutendsten Historiographen des alten Rom, Dio Cassius, in seinem großen Geschichtswerke ein ebenfalls dem italienischen Boden entsprossenes interessantes Beispiel aus der Zeit des römischen Kaisers Septimius Severus (193 bis 211 n. Chr.) vorführt. Ein gewisser Bulla war es, welcher damals an der Spitze einer Bande von mehreren hundert Räubern zwei Jahre lang in ganz Italien zahlreiche Plünderungen verübte, ohne daß die kaiserlichen Truppen etwas gegen ihn auszurichten vermochten. Diesen Erfolg verdankte er einerseits seiner großen Schlauheit, andererseits dem Umstande, daß er große Summen

auf Bestechungen verwandte. So kam es, daß die zu seiner Verfolgung ausgesandten Mannschaften ihn oftmals, obwohl sie ihn hätten greifen können, nicht sehen wollten, und daß sie in anderen Fällen, wo sie seiner bereits habhaft geworden waren, ihn in erheuchelter Fahrlässigkeit wieder entwischen ließen. Zugleich besaß er in dem trefflich organisirten Spionirdienst, über welchen er verfügte, eine höchst werthvolle Stütze. Er war stets darüber unterrichtet, wenn Jemand mit nennenswerthen Baarsummen von Rom abreiste oder in Brundusium, dem Hafen der wichtigsten Ueberfahrtsroute nach Griechenland (jetzt Brindisi), mit dem Schiff angekommen war. Kluger Weise nahm er den Reisenden nie ihre ganze Baarschaft ab, um die öffentliche Meinung nicht allzu sehr gegen sich zu erbittern; auch ließ er die Beraubten sofort wieder frei. Nur die Künstler behielt er eine Zeit lang bei sich, um sich ihrer Fertigkeiten zu bedienen; er entließ dieselben dann aber sogar mit Geschenken.

Einst waren zwei Mitglieder seiner Bande eingefangen worden und sollten zur Strafe im Cirkus den wilden Thieren preisgegeben werden. Ehe es aber hierzu kam, erschien der Statthalter der Landschaft bei dem Gefangenwärter und verlangte die Freilassung jener beiden Leute, da er derselben für seine Dienste bedürfe. Demzufolge wurden dieselben wieder freigegeben. Nachträglich stellte es sich aber heraus, daß der vermeintliche Statthalter kein Anderer gewesen war als Bulla selbst, welcher durch diese verwegene List seine beiden Genossen befreit hatte. Als eines Tages ein Centurio (Hauptmann) beauftragt war, mit seinen Soldaten die Räuberbande aufzuheben, schien die Ausführung dieses Vorhabens einen unerwartet günstigen Verlauf nehmen zu wollen, da sich ein Mann meldete, welcher seiner Erbitterung über das Treiben Bulla's in den heftigsten Worten Luft machte und sich erbot, das gefährliche Oberhaupt der Bande in die Hände des Centurio zu liefern. Dieser Mann entpuppte sich

aber, nachdem er den Centurio in ein enges Waldthal gelockt hatte, als Bulla selbst, so daß auf diese Weise der Centurio mit seiner ganzen Mannschaft plötzlich ganz unerwartet sich in den Händen der Räuber befand und die Nutzlosigkeit jedes Widerstandes einsehen mußte. Bulla verhöhnte die kaiserliche Autorität auch noch dadurch, daß er in der Uniform eines militärischen Oberbefehlshabers seinem Gefangenen gegenüber trat und ihm die Botschaft an den Kaiser mit auf den Weg gab, dieser solle seinen Dienern wenigstens so viel Lohn geben, daß sie es nicht nöthig hätten, zum Räuberhandwerk zu greifen. In der That gehörten zu Bulla's Bande viele Leute, welche früher in kaiserlichen Diensten gestanden und dort nur kümmerlichen oder gar keinen Lohn erhalten hatten. Dieser Uebermuth sollte aber den verwegenen Räuberführer in's Verderben stürzen. Ueber den ihm widerfahrenen Spott und Hohn gerieth nämlich der Kaiser in höchsten Zorn. Er schickte nun einen Obersten von der Leibwache mit vielen berittenen Mannschaften aus, und zwar unter Androhung der schwersten Strafe, falls er den Bulla nicht lebendig in seine Hände liefere. Es gelang dem Obersten bei seinen Nachforschungen, die Höhle zu entdecken, wo Bulla häufig die Nacht zubrachte, und so wurde der Räuber dort im Schlafe überfallen und gefangen genommen. Unter dem Beisein einer ungeheuren Volksmenge ward er im Cirkus den wilden Thieren vorgeworfen. Daß er die Seele der gesammten Organisation seiner Spießgesellen gewesen war, trat nach seinem Tode deutlich hervor; binnen kurzer Zeit hatte sich die Bande vollständig zerstreut. A. G.

Die Jagd- und Fangmethoden bei wilden Völkern sind oft höchst scharfsinnig. So bedienen sich die afrikanischen Neger zum Fange von großen Dickhäutern einer Harpune, deren Spitze vergiftet werden kann. Dieselbe wird am unteren Ende eines mittelst Steinen beschwerten Fallholzes befestigt. Letzteres

wird nun durch eine Leine an einem Baumaste oder an einer künstlichen Stütze emporgezogen und die Leine zugleich horizontal über den Weg gespannt, den das zu erlegende Thier erfahrungsgemäß zu betreten pflegt. Berührt dasselbe nun die zu beiden Seiten seines Pfades an Baumstümpfen lose befestigte, horizontal laufende Leine, so löst sich dieselbe augenblicklich, das Fallholz schießt niederwärts und fährt in den Rücken des Thieres, welches infolge der Verwundung bald stirbt. — Ein Selbstgeschoß von starker Wirkung, wie es in Centralafrika angewendet wird, beschreibt Anderson, einer der bewährtesten afrikanischen Sportsmen, wie folgt: „Man nimmt zwei junge Bäume, deren untere Zweige man abgeschnitten hat, oder ein paar starke Pfähle, die man fest in die Erde einschlägt, und befestigt an ihnen eine Büchse in fast horizontaler Lage, doch so, daß die Mündung des Laufes etwas aufwärts gerichtet ist. Ein Stück Holz von ungefähr 15 Centimeter Länge, sozusagen ein kleiner Hebebaum, wird so an den Büchsenschaft gebunden, daß er etwas vor- und rückwärts geschoben werden kann. Ein kurzer Bindfaden vereinigt den Drücker mit dem unteren Theile jenes Holzstückes. Am oberen Ende desselben bindet man eine längere Schnur an, die man durch eine der leeren Ladestockhülsen zieht, worauf man an das äußerste Ende der Schnur ein Stück Fleisch bindet, das auf der Mündung der Büchse liegt. Wenn dies soweit fertig ist, macht man eine Art Zaun um den Platz, der aus stacheligem Gebüsch besteht, und läßt nur einen Zugang frei, gerade vor der Mündung der Büchse. Von verschiedenen Seiten her legt man altes Fleisch oder etwas Aehnliches bis an die Falle heran. Wenn nun z. B. eine Hyäne das Fleischstück anbeißt, was nicht geschehen kann, ohne daß ihr Rachen gerade vor die Mündung des Flintenlaufes kommt und die Schnur berührt, geht der Schuß los, und man kann hundert gegen eins wetten, daß die Hirnschale nach allen Seiten hin

zersplittert." — Die „Mundéos" sind in Ostbrasilien gebräuchlich und werden namentlich von den Indianern geschickt angelegt. Man wählt zu ihrer Aufstellung gern die Nähe eines Flußufers im Walde. Hier errichtet man aus grünen Reisern einen langen Zaun, der auf das Ufer rechtwinklig gestellt wird und etwa 75 bis 95 Centimeter hoch sein muß. Alle 15 bis 20 Schritte wird in diesem Flechtzaun eine schmale Oeffnung gelassen, in welcher drei starke Stücke Holz vermittelst verschiedener kleiner Hölzer schräg in einen Winkel aufgestellt werden. Das kleine Wildpret sucht einen Durchgang, wenn es, seiner Gewohnheit gemäß, längs des Flußufers hin und her wechselt, es findet eine Oeffnung unter den Schlagbäumen und tritt auf die Stellung, welche ein kleiner, aus Reisig geflochtener Boden ist, die schweren Hölzer schnellen los, schlagen herab und tödten das Thier. Solcher Mundéos macht man dreißig, vierzig und mehr in einer Linie, und in ihnen fängt man täglich Wildpret. Prinz Max von Neuwied, welchem wir eine Beschreibung dieser Art primitiver Thierfallen verdanken, fing darin an einer und derselben Stelle innerhalb fünf Wochen 181 verschiedene Thiere. Jedenfalls eignen sich diese Mundéos für waldreiche, am Ufer eines Flusses gelegene Gebiete tropischer oder subtropischer Länder sehr gut. — Der „Hopo" wird von gewissen Bantu- (Kaffern-, Betschuanen-) Stämmen Südafrika's benutzt. Derselbe besteht nach Livingstone aus zwei Verhauen oder Hecken, welche sich allmählig verengen und in eine breite Gasse auslaufen, an deren Ende eine Grube von 1¾ bis 2½ Meter Tiefe und 3¾ bis 4¾ Meter Breite angebracht ist. Ueber die Ränder der Grube sind Baumstämme gelegt, besonders über den Rand zunächst der Stelle, wo die Thiere in das Loch hinunterspringen sollen, und auf der gegenüberliegenden Seite, über welche sie, wie man voraussetzt, versuchen werden, zu entkommen, wenn sie hinuntergefallen sind. Die Stämme hängen so lose über den

Rand, daß sie das Entkommen beinahe unmöglich machen. Das Ganze ist sorgfältig mit kurzen grünen Binsen bedeckt, wodurch die Vertiefung einer versteckten Fallgrube ähnlich wird. Da die Hecken gewöhnlich ungefähr 1²/₃ Kilometer lang sind und an ihren Enden etwa ebenso viel auseinander stehen, so können die Jäger, die um die Grube herum einen Kreis von 4 bis 6¹/₂ Kilometer bilden und nach und nach näher zusammenrücken, darauf rechnen, eine große Menge von Thieren einzuschließen. Diese werden dann unter Geschrei nach dem engen Theil des Hopo getrieben, die dort versteckten Männer schleudern ihre Wurfspeere unter die bestürzten Rudel hinein, die erschreckten Thiere rennen immer weiter bis zur Oeffnung, die sich am Rande der zusammenlaufenden Hecken befindet, und stürzen in die Grube, die sich oft bis zum Rande füllt. Dr. A. Berghaus.

Die Marseillaise. — Daß dieses berühmte Revolutionslied von Rouget de Lisle gedichtet und komponirt wurde, ist allgemein bekannt; daß dasselbe aber auch zum Theil deutschen Ursprungs ist, wissen vielleicht nur Wenige. Die Sache verhält sich wie folgt: Rouget de Lisle lebte im Jahre 1792 in Straßburg in freundschaftlichem Verhältniß mit der Familie des Maire Dietrich. Eines Abends hatte Dietrich mit dem jungen de Lisle einige Flaschen hochfeinen Rheinweins geleert, und erregt durch den in der damaligen Zeit nicht gewöhnlichen Genuß, angefeuert durch die Begeisterung der Töchter des Maire, setzt sich Lisle nach seiner Nachhausekunft an's Klavier und singt und spielt die später so berühmt gewordene Hymne. Dann schläft er, den Kopf auf's Klavier gestützt, ein, ohne eine Note aufgeschrieben zu haben. Gegen Morgen erwacht er im kalten Stübchen, die Melodie fällt ihm wieder ein und er säumt nicht, sie sogleich zu Papier zu bringen. Einige Stunden darauf eilt er zum Maire, die Mädchen übernehmen die Begleitung am Pianoforte, und zum ersten Male wird das furchtbare Lied in einer deutschen Familie gesungen

und gespielt und übt auf alle Anwesenden eine geradezu zauberhafte Wirkung. Vater, Mutter und Töchter fallen sich um den Hals, und der junge Komponist kann sich vor begeisterten Ovationen kaum retten — die Revolutionshymne ist gefunden! Unbeschreiblich war der Eindruck, den dieselbe hervorbrachte. Von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort flog die hinreißende Melodie durch Frankreich; in Marseille wurde sie zuerst stehender Clubgesang und von da aus durch die Truppen, welche mit Barbaroux nach Paris zogen, durch das ganze Land verbreitet; von ihnen erhielt das Lied den Namen. Aber wie furchtbar mögen die Töne dieses leidenschaftlichen Sanges später den Schöpfern desselben in den Ohren geklungen haben! Der Maire Dietrich wurde unter den Klängen der Marseillaise zur Guillotine geführt, und als unter den Fenstern von de Lisle's elterlichem Hause die Marseillaise gesungen wurde, schrieb dessen Mutter, eine treue Anhängerin des Königthums, mit bebender Hand an ihren in der Ferne weilenden Sohn: „Was ist das für ein schrecklicher Gesang, den diese Räuberhorde singt und bei welchem sie Deinen Namen nennen — Unglücklicher, D e i n e n Namen!" Selbst als der junge de Lisle, des Royalismus angeklagt, vor den Jakobinern in die Alpen flüchten mußte, sagte ihm sein eigenes Lied, daß diese Männer kein Erbarmen, keine Rücksicht kannten, und die Marseillaise, die ihm überall auf französischem Boden drohend entgegenklang, ließ ihren Schöpfer nur um so eiliger fliehen. Seitdem ist sie das hohe Lied der Revolution geblieben, Hunderttausende aufgeregter Volkskämpfer sogen aus ihr Begeisterung und für ungezählte Märtyrer ihrer Treue, ihrer politischen Begeisterung bildete sie das Todtenlied, unter dessen Tönen die entfesselten Schaaren ihre blutigen Orgien feierten. M. L.

Das Schloß Macbeth's. — In der schottischen Grafschaft Naire liegt das Dorf Cawdor, und bei demselben, um-

geben von bewaldeten Gebirgsschluchten, eine wohlerhaltene Burg aus dem 15. Jahrhundert, an Stelle derjenigen erbaut, in welcher der schottische König Macbeth um die Mitte des 11. Jahrhunderts den König Duncan ermordet haben soll, wie dies Shakespeare in seiner bekannten Tragödie dichterisch behandelt hat. Ueber den Bau dieses Schlosses erzählt man sich wunderliche Geschichten. Noch jetzt wird in einem Kellergewölbe desselben ein eingewurzelter dürrer Weißdornstamm gezeigt. Eine alte Sage berichtet, der Begründer des Schlosses habe einen Esel mit Gold beladen und ihn frei laufen lassen mit der Bestimmung, das Schloß da zu bauen, wo das Thier mit seiner Bürde still stehen würde. Nun habe der Esel gerade an diesem Weißdornbusche Halt gemacht, und so sei der Bau entstanden. Jedenfalls wurde das gute Grauthier von einem sehr glücklichen Instinkt geleitet, denn kein Architekt der Welt hätte weit und breit in der Runde einen günstigeren Punkt für die alte Burg aussuchen können. Genug, der Esel soll der glückliche Finder gewesen sein, und noch jetzt ist es ein löblicher Wunsch für das Haus des Lords von Cawdor: „Sein Weißdornbaum möge nicht verdorren." W.

Durch die Blume. — Vor einigen Jahren gastirte der berühmte Schauspieler S. auf dem Hoftheater des Fürsten von C. und ward hier hoch gefeiert. Bei einer Audienz sagte der Landesherr dem Künstler viel Schmeichelhaftes und ließ ein Wörtlein fallen, daß er demselben seinen Hausorden zugedacht habe. Allein S. verließ die Residenz, ohne daß der Fürst seines Versprechens gedachte. Der mit einer starken Dosis Ehrgeiz ausgestattete Mime wandte sich an die verschiedenen einflußreichen Instanzen, um seinen Wunsch erfüllt zu sehen, allein ohne Erfolg. Der Fürst liebte nicht erinnert zu werden. Da führte der Zufall den Landesherrn mit dem enttäuschten Mimen in einem Badeorte abermals zusammen, aber auch jetzt blieb trotz huldvoller Worte

das ersehnte Band im Knopfloch aus. Manche Neckerei mußte sich der Arme gefallen lassen, und ihrer müde, äußerte er eines Tages im Kreise seiner Freunde laut, daß er jetzt in eigener Person seine Erinnerung bei dem Fürsten anbringen wolle und dies sogar öffentlich, vor den Augen aller Kurgäste. Eine hohe Wette zu Gunsten der Armen ward proponirt und, da die Sache nicht verschwiegen geblieben war, erwartete eine ungewöhnlich große Anzahl von Badegästen am nächsten Morgen den Ausgang derselben. Der Fürst erschien wie immer mit seinem Adjutanten an der Quelle, Beide in Civil, und wie dies meist bei Frühtoiletten an den Quellen gebräuchlich, mit einer Blume im Knopfloch. Wenige Augenblicke später zeigte sich auch unser S. Entgegen der Sitte erschien der Künstler im Frack, im obersten Knopfloch aber prangte ein riesengroßer Strauß von — Vergißmeinnicht, der die linke Seite des Staatskleides beinahe völlig verdeckte. Ehrfurchtsvoll verneigte er sich, als der Fürst auf seiner Kurpromenade an ihm vorüberschritt und richtete den stummen vielsagenden Blick zuerst auf den Strauß und dann auf den hohen Herrn. Jetzt entsann sich der Fürst seiner Zusage, an die er „durch die Blume" erinnert ward. Er lachte hell auf und — wenige Stunden später war S. im Besitz der ersehnten Dekoration.

H—d.

Ein Verrückter auf dem Königsthrone war unstreitig Ferdinand IV., König von Neapel, der mit drei Töchtern Maria Theresia's nach einander verlobt war. Als er den Tod der Prinzessin Josepha, seiner zweiten Braut, erfuhr, war er sehr mißgestimmt, denn nun erforderte es doch die Schicklichkeit, daß er seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, auf einige Zeit entsage. Wie konnte er da seine Zeit tödten? Kein Vorschlag seiner Höflinge gefiel ihm, bis endlich einer den Antrag stellte, das Leichenbegängniß der Prinzessin nachzuahmen. Der König fand diesen Gedanken reizend. Ein junger, bartloser Edelmann übernahm

die Hauptrolle. Man kleidete ihn als Erzherzogin, legte ihn auf eine Bahre und besprengte ihm das Gesicht mit Chokolade — um die Blattern, denen die Prinzessin erlegen war, anzudeuten. Zu dieser Begräbnißfeier wurde sogar der englische Gesandte eingeladen. Der König stand an der Spitze des Trauerzuges, der in den prächtigsten Zimmern des Schlosses von Portici die Runde machte. William Hamilton, der englische Vertreter, der fast immer mit dem König jagte, mußte alle Beileidsbezeigungen entgegennehmen. Ferdinand war von diesem Schauspiel ganz entzückt. — Den beiden Bräuten, die der Tod einem solchen wenig beneidenswerthen Bunde entzog, ließ der Wiener Hof aus Interessenpolitik die Erzherzogin Karoline folgen, die am 12. Mai 1768 mit Ferdinand auch wirklich vermählt wurde. Als die Hofherren den König später frugen, wie ihm seine Gemahlin gefiele, erwiederte er: „O, sie schläft wie eine Todte und schwitzt wie ein Schwein." — Ein Schauspiel, welches er seiner jungen Frau häufig gab, war der Triumph, mit welchem er seine Jagden zu beschließen pflegte. Man häufte alles erlegte Wild vor ihm auf, so daß es einen Berg bildete. Dann warf der König den Rock ab, zog eine Flanelljacke an und stürzte sich mit dem Jagdmesser wie ein Fleischergeselle auf die todten Thiere. Er zerschnitt und zerstückelte sie, schlitzte ihnen den Bauch auf, riß die Eingeweide heraus und häufte sie neben sich auf, bis er, an Händen, Gesicht und Kleidern über und über mit Blut besudelt, erschöpft zu Boden sank. Kl.

Merkwürdige Heirathsklausel. — König Friedrich I. von Preußen erließ am 14. Dezember 1708 folgende Ordre an die mittelmärkische Amtskammer. . . . „Euch wird annoch unterthänigst beiwohnen, was gestalt wir vor vielen Jahren durch ein Edikt verordnet, daß in allen unseren Landen von allen jungen Eheleuten zum wenigsten sechs Obstbäume und sechs Eichen an einem bequemen Ort gepflanzt, und bevor solches geschehen,

kein Paar Eheleute von dem Pfarrer vertraut werden sollten. Weil wir aber mißfällig vernehmen, daß hierüber mit gehörigem Nachdruck nicht gehalten, so wollen wir dieser Sache einen größeren Nachdruck geben. Zu dem Ende befehlen wir allen Pfarrern in Städten und Dörfern, daß sie sofort nach Empfang dieser Verordnung uns eine richtige Specification einsenden sollen, wie viel Paare seit 1691 vertraut wurden." C. T.

Ein Justizmord im Jahre 1520 und seine Sühne. — Im Jahre 1520 reisten zwei Männer aus Neuenburg, Ulrich Kursner und Johann Sattler, nach Basel. In Basel trennten sie sich und der Zufall wollte es, daß sie bei ihrem letzten Zusammensein ihre Mäntel vertauschten. Die Geschäfte führten Sattler weiter, während Kursner zurückkehrte. In Neuenburg fiel sofort die vertauschte Kleidung auf, und plötzlich entstand das Gerücht, Sattler sei von seinem Begleiter ermordet worden. Für diese Ansicht sprach auch noch die Nachricht aus Basel, daß die Beiden sich dort im Gasthofe gezankt hätten. Ulrich Kursner wurde demnach verhaftet, und da er die That leugnete, der Tortur unterworfen. Die Qualen der Folter erpreßten ihm denn auch das Geständniß des Mordes und er wurde zum Tode verurtheilt, gerichtet und seine Gebeine auf das Rad geflochten. Eine Woche später kehrte Sattler von seiner Reise zurück. Nicht nur in Neuenburg entstand jetzt große Bestürzung, die Kantone traten auch zusammen und Unterwalden beantragte, die Richter desselben Todes wie Kursner sterben zu lassen, es blieb aber mit seinem Antrage in der Minderheit, doch befahlen die Kantone, es sollten der Landvogt und sämmtliche Beisitzer sich auf die Gerichtsstätte begeben, dort sollte der Leichnam mit allen Ehren vom Rade abgenommen werden, die Richter sollten den Leichnam selbst aufbahren und dann barhaupt dem Sarge folgen, demüthig die Wittib um Verzeihung bitten und ihr wie ihren Kindern ein jährliches Einkommen aus ihrem Beutel zahlen. W. G.

Lange Titel. — In den „Dresdner Anzeigen“ vom Jahre 1810 ist Folgendes zu lesen: „Der Kalkulator Müller wurde zum Ober-Trank-Steuer- und Donativ- auch Kautions-Zins-Gelder-Haupt-Kassier befördert, und der bisherige Ober-Steuer-Kalkulator und Brandschaden-Versicherungs-Anstalts-Buchhalter Herr Sachse avancirte zum Ober-Quatember und Mahlgroschen-Steuer-Haupt-Kassier.“

Wie wird sich die Frau Ober-Quatember und Mahlgroschen-Steuer-Haupt-Kassirerin mit der Frau Ober-Trank-Steuer- und Donativ- auch Kautions-Zins-Gelder-Haupt-Kassirerin darüber gefreut haben! K. St.

Vor Thoresschluß. — Zu den letzten Regierungshandlungen Franz' II. als deutscher Kaiser im Jahre 1806 ist die Erneuerung der Fürstenwürde zu zählen, die er an den Grafen von Reuß-Schleiz, Reuß-Lobenstein, Reuß-Ebersdorf und Reuß-Köstritz vollzog. Diese Standeserhöhung kostete jedem Hause ungefähr 15,000 Thaler. Die Grafen von Reuß j. L. waren schon im 15. Jahrhundert zu Reichsfürsten erhoben worden, hatten den Titel aber nicht fortgeführt. Die erneute Ernennung dieser Grafen zu Fürsten geschah rasch nach einander vom April bis zum August des Jahres 1806. Am 6. August legte Franz II. bekanntlich seine Würde als deutscher Kaiser nieder, da die Gründung des deutschen Rheinbundes unter Napoleon's Protektorat die Auflösung des deutschen Reiches zur Folge haben mußte. Kurz vor Thoresschluß also waren die Grafen von Reuß noch Fürsten geworden und der Kaiser um 60,000 Thaler reicher.

H. Z.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

